Adolf Neumann gest.

Nil tam difficilest quin quaerendo
investigari possìet

Friedrich Ritschl

FRIEDRICH WILHELM RITSCHL.

EIN BEITRAG

ZUR GESCHICHTE DER PHILOLOGIE

VON

OTTO JAHN.

ERSTER BAND.

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1876

Nil tam difficilest quin quaerendo
investigari possit

Friedrich [illegible]

FRIEDRICH WILHELM RITSCHL

EIN BEITRAG

ZUR GESCHICHTE DER PHILOLOGIE

VON

OTTO RIBBECK

ERSTER BAND

MIT EINEM BILDNISS RITSCHLS

GYMNASIAL = BIBLIOTHEK ZU SPANDOW.

LEIPZIG

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER

1879

Wb. 44/738.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

FRAU SOPHIE RITSCHL

IN DANKBARKEIT UND VEREHRUNG

ZUGEEIGNET

Vorwort.

Der biographische Versuch, dessen erster Theil hiermit an die Oeffentlichkeit tritt, ist die Einlösung eines Versprechens, welches mein unvergesslicher Meister und Freund mir bei Lebzeiten mehr als einmal in Scherz und Ernst abgenommen und bei dem Ausdruck seines letzten Willens endgültig in Erinnerung gebracht hat. Dem Vertrauen der Hinterbliebenen, welche mir eine fast überreiche Fülle hinterlassener Correspondenzen, Privatacten und Aufzeichnungen mannigfaltigster Art zur Verfügung stellten, den bereitwilligen Mittheilungen gar mancher noch lebender Freunde und zahlreicher Schüler, den sorgfältigen Auszügen aus Halle'schen und Breslauer Acten, mit welchen die Gefälligkeit meiner Collegen Heinrich Keil und Martin Hertz mich versehen, der Geneigtheit endlich des hohen preussischen Cultusministeriums, dessen Archiv ich benutzen durfte, verdanke ich schon für diesen ersten Band ein Material, so umfangreich und ausgiebig, wie es in einer zweiten Hand sich kaum wieder vereinigt finden dürfte. Eine vollständigere Uebersicht über meine Quellen sowie andere wünschenswerthe Zusammenstellungen behalte ich mir für den Schluss des Werkes vor.

Wer das Leben eines Gelehrten, zumal eines Philologen, zu erzählen unternimmt, hat selten von Thaten und Schicksalen zu berichten, welche in die äussere Geschichte des Vaterlandes entscheidend eingreifen oder durch dramatischen Verlauf persönlicher Verwickelungen ein in allgemeinerem Sinne historisches Interesse in Anspruch nehmen. Die Geschichte der Wissenschaft und ihrer Lehre spielt in der Stille des Studierzimmers und auf der engen Bühne des Katheders. Aber von diesen bescheidenen Herden ging manches Licht aus, welches weite Kreise erleuchtete und in den Herzen

empfänglicher Jünger eine Glut anfachte, die ihren still befruchtenden Segen über Generationen ergoss. Der Entwicklung eines Heros der Forschung in der Nähe zuzusehen, seine Arbeiten vom ersten Keim in allmäliger Entfaltung bis zur reifen Frucht zu begleiten, die Mittel und Wege, durch welche geworden ist was uns mit Bewunderung erfüllt, zu verfolgen und die überwundenen Schwierigkeiten nachzuweisen, hat doch für diejenigen, welche solchem Licht nachgehen, Reiz und Nutzen. Und wenn der bahnbrechende Finder zugleich ein begeisternder Lehrer, in grossem Stil ein anregender Erwecker und Förderer ineinandergreifender Studien, wenn er ein eigenartiger Mensch war, dessen Natur in ihrer feinen Organisation zu verstehen auch den psychologischen Beobachter anziehen mag, so bedarf es wohl kaum der Rechtfertigung, wenn der Versuch gemacht wird, die noch frische Erinnerung in einem Gesammtbilde festzuhalten.

Die Verhältnisse eines solchen Bildes und die Ausführung des Einzelnen bestimmen sich nach dem besondren Zweck. In einer zusammenfassenden Darstellung der gesammten Wissenschaft oder in noch weiterem historischen Rahmen wäre Beschränkung auf die grossen Züge, perspectivische Gruppirung geboten. Die Monographie soll zunächst das brauchbare Material in möglichst erschöpfender und zuverlässiger Vollständigkeit zusammenstellen. Meine Quellen so auszunutzen, dass diese Arbeit für abgeschlossen gelten darf, habe ich für meine Pflicht gehalten.

Der Philolog, der eines nicht am wenigsten durch Akribie berühmten Philologen Gedächtniss auch in Einzelnheiten festzuhalten bemüht ist, wird sich seiner Sorgfalt nicht zu schämen brauchen. Ist mir doch, so lange ich ihnen nachspüre, als ob die erloschene Lebensflamme des Abgeschiedenen mir immer noch leuchtete, als ob ich die geliebten Züge noch zum Reden zwänge, so lange mein Auge an ihnen hängt und mein Griffel sie wiederzugeben bemüht ist. Wenn uns kein Grammatiker des Alterthums zu gering ist, um das kleinste Körnlein des Wissens über ihn zu sammeln, wenn der sospitator Plauti selbst eine Freude daran fand mit dem Aufwand aller Mittel philologischer Methode den unschein-

baren Namen eines Veit Werler aus dem Dunkel hervorzuziehen, so wird es sicherlich in seinem Geiste geschehen, wenn wir unmittelbar an der Quelle schöpfend nicht sorglos über die Hand rinnen lassen, was auch nur Wenigen jetzt oder dereinst von einiger Bedeutung sein kann.

Am besten würde dem Sinn des Mannes, der in der lebendig erziehenden Lehre bildsamer Geister und Gemüther mehr und mehr den Kern seines individuellen Berufs erkannte, entsprochen, wenn diese Erinnerungsblätter unter der Jugend Freunde und empfängliche Leser fänden, wenn namentlich angehende Philologen, Studenten wie Docenten, von diesem leuchtenden Beispiel des Spruches, dass die Götter den Schweiss vor die Tugend gesetzt haben, für ihr eignes Streben Halt und Sporn empfingen.

Dem Wunsch, schon diesem Bande ein Bild auch der äusseren Erscheinung Ritschls beizugeben, hat die Verlagsbuchhandlung in dankenswerther Bereitwilligkeit entsprochen. Ist das Original, welchem der vorstehende Kupferstich nachgebildet ist, auch einige Jahre nach Abschluss der hier beschriebenen Lebensperiode, erst in Bonn entstanden, so giebt es doch Formen und Ausdruck des noch jugendlichen Antlitzes in sprechender und getreuer Weise wieder. Der zweite Band wird auch im Bilde den auf der Höhe des Lebens und des Ruhmes Stehenden darstellen.

Leipzig, März 1879.

Berichtigungen.

Seite	40	Zeile	17	von oben:	Societät
„	52	„	4	„ unten:	PERPETUAE
„	121	„	9	„ „	Specialaustausch
„	145	„	20	„ oben:	das Komma zu tilgen
„	167	„	9	„ „	wird. — — „Es
„	170	„	10	„ unten:	Giulietta's
„	335	„	15	„ „	vollständige

Kindheit und Schule

1806—1825.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Thüringen scheint zur Pflege philologischer Studien wie zur Heimathsstätte philologisch angelegter Naturen eigenthümlich berufen. Die heitere, anmuthige, bergige und doch offene Landschaft, bedeutend durch eine grosse Zahl von Sagen und geschichtlichen Erinnerungen regt Phantasie und Gemüth des Knaben an, begründet historischen und poetischen Sinn, die beiden unentbehrlichsten Voraussetzungen eines Philologen. Der Charakter des Stammes zeigt eine glückliche Vereinigung von nordischer Verstandesschärfe mit südlicher Beweglichkeit des Blutes, protestantischen Ernst, solide Bürgerlichkeit, Innigkeit des Gemüthes, warmen Familiensinn bei frischer Lebenslust und gesunder Derbheit des Humors. Mit unmittelbarer Empfänglichkeit geben sie sich den Eindrücken hin, und der kindliche Sinn für das Kleine, zumal für die kleinen Freuden des Daseins, erhält ein munteres Wellenspiel der Stimmung. Dabei hat eine alte, bewährte Tradition classischer, auf concentrirtes Selbststudium gegründeter Schulbildung, den heilsamsten Einfluss auf die stille Pflege innerlicher Geistes- und Gemüthsbildung geübt. Aus einer grossen Zahl verdienter und angesehener Förderer der Alterthumswissenschaft, deren das begabte Völkchen sich rühmen darf, strahlt das Dreigestirn von F. A. Wolf, Lobeck und Ritschl am leuchtendsten hervor.

Ursprünglich aus Böhmen stammend, dann um des protestantischen Glaubens willen zur Auswanderung bestimmt, war das vormals kriegerische Adelsgeschlecht der Ritschl von Hartenbach im Anfange unseres Jahrhunderts schon seit Generationen in Thüringen ansässig. Der letzte, der den vollen Namen führte, der Pastor und Professor Georg Wilhelm[1]), war seit 1772 über drei Jahrzehnte lang am Erfurter Gymnasium als Lehrer thätig gewesen. Aus seiner

1) Geb. 21. März 1736, gest. im November 1804.

ersten Ehe, die er mit der einzigen Tochter des Pastor Schaumburg in Schallenberg geschlossen, waren acht Kinder hervorgegangen, deren siebentes ein Sohn, Friedrich Ludwig[1]). Derselbe studirte auf den Universitäten Erfurt (1791/3) und Jena (1793/5) gleichfalls Theologie, trat 1798 als Collaborator an dem mit dem Rathscollegium verbundenen Schullehrerseminar in Erfurt seine amtliche Laufbahn an, wurde 1802 Frühprediger an der Predigerkirche zu Erfurt und Professor extraordinarius an dem Gymnasium daselbst, 1804 aber als Pfarrer nach Gross-Vargula an der oberen Unstrut im Weichbild von Erfurt, etwa $1^1/_2$ Meile östlich von Langensalza und Tennstädt, berufen. In dieser Stellung vermählte er sich den 25. Juli 1805 mit Ferdinande Louise, verw. Händeler, geb. Cramer. Sie war am 7. Mai 1778 in Schloss Wernigerode geboren als das dritte von sieben Kindern des Gräfl. Stolbergschen Kammerrathes Johann Friedrich Cramer[2]), dessen Vater Cantor auf einem Dorfe gewesen war, und der Henriette Lohse[3]), Tochter eines chirurgischen Arztes; hatte sich 1800 mit dem Kaufmann Johann Wilhelm Händeler in Braunschweig verheirathet, der bereits 1801 an der Schwindsucht starb, und sich entschlossen, nach dreijähriger Bekanntschaft, während deren ein liebliches Freundschaftsidyll zu inniger Herzensvereinigung sich vertiefte, dem zweiten Gatten ihre Hand zu gewähren. Diese Ehe wurde mit drei Kindern gesegnet. Am Ostersonntage, den 6. April des Jahres 1806, während der Pfarrer von Gross-Vargula seine Nachmittagspredigt hielt, kam das erste zur Welt. Als er um zwei Uhr heimkehrte und sich dem Pfarrhause näherte, begrüsste ihn schon draussen die Stimme des Erstgeborenen, an deren Stärke er erkannte, dass es ein Sohn sei.[4]) Das gesunde und kräftige Knäblein erhielt in der Taufe die Namen Friedrich Wilhelm. Ihm folgte am 12. September 1808 eine Schwester Henriette, am 26. März 1811 ein Bruder Hermann.

Unser Friedrich Wilhelm aber gedieh in der freien Landluft, in dem prächtigen, 10 Acker weiten Pfarrgarten so

---

1) Geb. 26. Juni 1773, gest. 21. März 1844. 2) Geb. 2. Juli 1749.
3) Geb. 25. März 1748, gest. 9. Juli 1816. 4) Noch am 28. März 1838 gedenkt der Vater mit Rührung dieses Eindrucks.

gut, dass er bis ins fünfte Jahr nur „der dicke Pommer“ genannt wurde. Als dann zu Ostern 1815 der Vater als Diaconus an die Augustinerkirche zu Erfurt berufen war, beschäftigten die neuen Eindrücke des Stadtlebens den Beobachtungsgeist des aufgeweckten Knaben. Den ersten Unterricht empfing er vom Vater. Weit mehr jedoch, als die Unterweisung des gelehrten, aber zum Lehren nicht besonders befähigten Vaters zogen das lebhafte Kind die poetisch gefärbten Erzählungen der beredten, sinnigen Mutter an. Der fast unüberwindlichen Abneigung des Sohnes gegen mechanisches Gedächtnisswerk gab jener durch eine etwas umständliche und zweifelhafte Methode nach, indem er durch praktische Einübung und unablässige Wiederholung den Lehrstoff einzuprägen suchte. So wurden z. B. die Elemente des Lateinischen ohne Memoriren von Regeln oder Wörtern nur durch beständiges Befragen von Lexicon und Grammatik allmälig bewältigt.

Dennoch waren die Ergebnisse so befriedigend, dass der Knabe nach Absolvirung der Augustinerschule Ostern 1817 zur Predigerschule aufstieg und schon im Frühling des folgenden Jahres in die Tertia des alten Erfurter Gymnasiums aufgenommen werden konnte, wo er wiederum nach Jahresfrist zur Secunda aufrückte. Die gelehrten Studien Erfurts waren damals in elender Verfassung.[1]) Die Universität, jene alte Humanistenstätte, berühmt durch die Namen eines Luder, Conrad Mutianus, Eoban Hesse, war 1816 aufgehoben. Auch die ehrwürdige Schola Hierana, die noch von 1794 bis 1804 unter dem Rectorat ihres dann nach Berlin an das graue Kloster berufenen Reformators Joh. Joachim Bellermann geblüht hatte, war durch den französischen Krieg heruntergekommen: die Lehrer alt und abgenutzt, ohne gelehrte Kenntnisse, schlecht besoldet, daher verdrossen; unter den Schülern herrschte Zuchtlosigkeit und Faulheit. Friedrichs wirksamster Lehrmeister war jener edle Ehrgeiz, der schon den Knaben für den Wahlspruch αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον

1) Hierana. Beiträge zur Geschichte des Erfurtischen Gelehrtenschulwesens von Hermann Weissenborn. Programme des Erf. Gymn. 1861. 1862. 1867. 1870.

ἔμμεναι ἄλλων begeisterte und eine Energie in ihm wachrief, wie sie in so frühem Alter selten ist. So verzichtete der Vierzehnjährige einmal hartnäckig, trotz aller Zureden der Seinigen, auf eine Reise mit der Mutter nach Wernigerode und Braunschweig zu Verwandten, nur um ein recht tüchtiges Stück mit seinen Arbeiten vorwärts zu kommen[1]). Erst die gründliche Reorganisation, welcher in Folge der allgemeinen preussischen Gymnasialreform auch die Erfurter Anstalt im Jahre 1820 unterworfen wurde, brachte frischeres Leben in den Unterricht. Der bisherige Director Friedrich Müller sowie mehrere Lehrer wurden pensionirt und unter der Leitung von Friedrich Strass[2]), bisherigem Director in Nordhausen, ein zum grösseren Theil ganz neues Lehrercollegium eingesetzt. Als erster Professor desselben wurde Dr. Franz Spitzner[3]), ein angesehener Schüler G. Hermanns, nach Erfurt berufen, als Philolog gelehrt und scharfsinnig, gründlicher Kenner Homers und des späteren griechischen Epos, von Charakter rechtschaffen und gewissenhaft. Selbst ein Zögling der Schulpforta verpflanzte er die Methode dieser altbewährten Stätte strenger classischer Bildung in die Erfurter Anstalt. Seinem trefflichen Unterricht verdankte Ritschl die Solidität seiner grammatischen Kenntnisse, die feste Grundlage in Prosodie und Metrik, und die erste Anregung, die classische Philologie als Lebensberuf zu erwählen. Neben Spitzner lehrten u. A. Karl Schmidt (geb. 1793), Christian Thierbach (geb. 1790), Immanuel Herrmann (geb. 1796). Die Anstalt hob sich sofort bedeutend, so dass statt der auf drei Classen vertheilten Schülerzahl 61 des Schuljahres 1819/20 das folgende bereits in sechs Classen 226 Zöglinge aufwies.

Von der Erfurter Knabenzeit ist übrigens wenig zu melden. Das häusliche Leben, erst in der sogenannten Caplanei, dann, nachdem der Vater zu Ostern 1818 von der Gemeine zum Pastor gewählt worden war, in der Pfarrwohnung der Augustinergasse, verlief in glücklicher Einfachheit und gut bürger-

---

1) Brief an d. Mutter 3. Febr. 31. 2) Geb. 1766. 3) Geb. 31. Oct. 1787, gest. 2. Juli 1841.

lichem Genügen. Die eigentliche Seele des Pfarrhauses war die Mutter, eine Natur von seltener Gesundheit und Harmonie des Geistes. Mit sicherem Ueberblick und schaffensfreudigem Geschick in Haus und Garten waltend, bei sehr bescheidenen Mitteln eine anspruchslose, aber desto lebensvollere Geselligkeit pflegend, hielt sie nicht nur die mannigfach verstrickten und weitläufigen Fäden der Familienangelegenheiten in Nähe und Ferne in festen Händen, sondern bewies auch in öffentlichen Geschäften wie durch ihre hervorragende Betheiligung am Erfurter Frauenverein, der noch heute in dankbarer Erinnerung an die durchgreifende und glückliche Lenkerin ihren Namen trägt, ein Verwaltungs- und Organisationstalent und eine Energie, dass ihr das allgemeine Vertrauen Hoher wie Niederer zufiel. „Das ist eine Frau, die könnte eine ganze Stadt regieren“ hat ein scharfer und im Lobe sparsamer Beurtheiler von Menschen von ihr gesagt. Sie war eine Frau von echtem Schrot und Korn, fest beruhend in kindlichem Gottvertrauen, von einfach klaren, rechtschaffenen Grundsätzen, einem hellen, liebevollen Gemüth und einem urwüchsigen Realismus, der bei aller Empfänglichkeit für Ideale (sie war eine Verehrerin Jean Pauls) doch nie den festen Boden unter den Füssen vergass. Daneben der Vater, ganz anders geartet, gegen die bedeutendere Persönlichkeit der Gattin wohl etwas zurücktretend, beschaulich, nicht zur Initiative geneigt und eben durch die heitere Ruhe seines Wesens das Gleichgewicht im häuslichen Leben herstellend. Er besass eine schöne allgemeine Bildung und feines Verständniss für Litteratur wie für Menschen. In seiner ansehnlich und vielseitig ausgestatteten Bibliothek nahmen ausser der Theologie und den Classikern des Alterthums die der Gegenwart, auch französische Autoren wie Rousseau u. a. ihren Platz ein. Seine wissenschaftliche Richtung mehr durch die stetige Theilnahme, womit er alle neueren Erscheinungen nicht nur auf dem Gebiete der Theologie verfolgte, als durch eigene anstrengende Thätigkeit bekundend, bewährte er sich im Amt durch echt geistliche Haltung ohne anspruchsvolle Feierlichkeit, durch Besonnenheit, eine gewisse Pastoralklugheit und

einen sicheren Tact für das Schickliche. In Geschäften nicht eben gewandt, liess er es doch an immer gleichmässiger Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt nirgends fehlen. Seinen Predigten wie seinen Vorträgen am Seminar in Katechetik und Bibelkunde fehlte die erregende Kraft, doch trat er dem Herzen der einzelnen Gemeindeglieder durch seinen kindlichen Sinn, durch herzliches Wohlwollen und lautere Frömmigkeit nahe, während die Bescheidenheit, Heiterkeit und sinnige Feinheit seines Wesens ihm die Zuneigung und das Vertrauen Aller gewann, die in amtlichem oder geselligem Verkehr mit ihm standen. Das Pfeifchen im Munde sah er dem Schalten seiner unermüdlichen Hausfrau eben so unbekümmert und befriedigt zu wie dem übrigen Lauf der Welt: während sie den Gästen gegenüber die honneurs des Hauses machte, liebte er noch in höherem Alter sich in den Kreis junger hübscher Mädchen zu mischen und in harmloser Schalkhaftigkeit mit ihnen zu scherzen. Alle Sorgen und Besorgungen, namentlich auch alle Geldangelegenheiten der umsichtigen Gattin überlassend, an ihre treue sorgsame Hand, die ihm täglich das weisse Halstuch knüpfen musste, wie an die der Vorsehung in unerschütterlichem Vertrauen gewöhnt, liess er sich von den Schatten und Härten des Lebens wenig anfechten.[1])

Alles in Allem war die energische Natur der Mutter in dem feurigen Knaben weit voller ausgeprägt, wie auch die Gesichtsbildung des Sohnes, in der mächtigen gebogenen Nase, den feinen, aber ziemlich weit geschlitzten Lippen des ausdrucksvollen Mundes mehr an die Mutter erinnert haben mag. Am meisten soll er dem mütterlichen Grossvater Cramer geglichen haben. Während er von der beschaulichen Theologennatur des Vaters herzlich wenig in sich spürte, so dass er sich bei mancher Nachmittagspredigt des letzteren heimlich

---

1) „Wenn ich Dir nur," schreibt auch der Sohn (6. Mai 1829) einmal an die Mutter zu ihrem Geburtstage, „etwas von meinem leichten Blute schenken könnte, was ich wohl vom Vater geerbt haben muss, dass Du Dir nicht immer so viel Kummer und Sorgen machst . . . Da lob' ich mir den Vater, der ist immer so frisch und munter wie ein Eicheckerchen und lässt sich kein graues Härchen wachsen."

in die Amores des Ovid vertiefte und dabei die Ränder seines Exemplars mit philologischen Bemerkungen füllte, sah er in der Mutter die eigentliche Vertraute aller seiner Empfindungen, die stete Beratherin seiner Wünsche und Pläne, die Helferin aus aller Noth.

Zu Ostern 1821 stieg Fritz nach Prima auf. Als nun aber im Frühling 1824 Spitzner den Ruf als Director des erweiterten Gymnasiums seiner Heimathstadt Wittenberg[1]) annahm, setzte der anhängliche Schüler bei seinen Eltern die Erlaubniss durch, ihm dorthin zu folgen, wohl hauptsächlich in der Absicht, am neuen Orte mit erneutem Ernst zu arbeiten: denn die Zucht am Erfurter Gymnasium war noch immer keine musterhafte und das Leben der Herren Primaner ziemlich übermüthig. Freilich hat R. diesen Schritt später in biographischen Aufzeichnungen als einen höchst verkehrten, „aus hyperidealem Selbstmisstrauen“ hervorgegangenen bezeichnet; denn seinen Kenntnissen nach wäre er bereits in Erfurt zum Besuch der Universität reif gewesen. Das Wittenberger Lyceum hatte als Fortsetzung der Bürgerschule bis zum März 1817 nur zwei Gymnasialclassen unter einem Rector und Conrector mit einer Frequenz von zuletzt 26 Schülern besessen. Als dann eine dritte Classe nebst Subrector und Collaborator hinzugefügt war, hatte sich die Schülerzahl zu Ostern 1818 bereits auf einige 60 gehoben. Spitzner, der schon 1811 als Conrector unter dem Rectorat seines academischen Lehrers Lobeck eingetreten, und 1814 dessen Nachfolger geworden war, machte nach dem Abgange des Rectors Friedemann nach Braunschweig die Errichtung einer Quarta und einer neuen Lehrstelle zur Bedingung. Als Conrector fand er den seit Michaelis 1820 an der Anstalt wirkenden, trefflichen Gregor Wilhelm Nitzsch[2]) vor, gleichfalls einen Zuhörer Lobecks. Während Spitzner als Ordinarius der Prima den griechischen Unterricht ertheilte,

---

1) Franz Spitzner, Geschichte des Gymnasiums und der Schulanstalten zu Wittenberg. Leipzig 1830. Fortsetzung von Bernhardt: das Gymn. zu Wittenberg in d. Jahren 1828—1868. 2) Geb. 22. Nov. 1790, von 1827—1852 Professor in Kiel, gest. 22. Juli 1861 als Professor der Philologie in Leipzig.

lehrte Nitzsch Geschichte und Latein. Zu der grammatischen Akribie Spitzners trat ergänzend die Tiefe und der milde Idealismus von Nitzsch, dessen Wissen doch auch auf der festen Basis der Portenser Schule beruhte. Von Beiden wurde die Fertigkeit im Lateinschreiben und Sprechen sorgfältig gepflegt. Mehr aber als durch allen positiven Unterricht wurde der wissenschaftliche Sinn der Schüler geweckt durch die begeisterte Liebe der Lehrer zum Alterthum und durch die nicht allein an den sächsischen Fürstenschulen hergebrachte Pflege des Privatstudiums, wozu durch die noch engen Grenzen des Lehrplans reichliche Musse vergönnt war. Nach altbewährter Uebung jener Anstalten trat eine durch wohlabgestufte Aufsicht geregelte Privatlectüre der classischen Autoren schon in der Quarta ein. Während in gemeinsamen Arbeitsstunden die Jüngeren unter Anleitung der Primaner zunächst arbeiten lernten, hatten die Aelteren in monatlich oder vierteljährlich einzureichenden Heften sich über die Früchte ihres Privatfleisses auszuweisen. Grade dieser Freiheit selbständiger Versenkung in die Litteratur des Alterthums verdankten so Viele ihre dauernde Vertrautheit mit derselben, und die Sicherheit des Verständnisses, welche auch im späteren Berufsleben nicht in dem Maasse verloren ging wie leider heutzutage.

Schon aus der Erfurter Schulzeit der Jahre 1821 bis 1823 stammt ein Band solcher Privatarbeiten des jungen Fritz: Inhaltsauszüge in deutscher Sprache aus der Odyssee, aus Coluthus' Raub der Helena, aus Plutarchs Philopömen, in lateinischer aus Sallustius' Catilina, aus Ovids Amores und Heroides; später folgen lateinische Commentare in gelehrt philologischer Haltung zu Hesiods Werken und Tagen, zu Lucians Göttergesprächen, zu Ciceronischen Reden, zu Virgils Eklogen, zu Nemesianus; genaue Sammlungen zur Metrik und Prosodie des Hesiod, des Theognis, letztere versehen mit Spitzners laconischer Unterschrift: *probo*, wozu der Verfasser gleichsam als Superrevisor bestätigend hinzugefügt hat: *Probatum et probandum est!* Schon der Wittenberger Primaner schrieb einen runden und reinen lateinischen Stil, an dem die meisten unserer Doctoranden und noch manche in Jahren Gereiftere sich ein Muster nehmen könnten.

Noch standen auch die für Aneignung und Durchdringung der poetischen Form so heilsamen Uebungen im Anfertigen lateinischer und griechischer Verse in verdienten Ehren. Schon in Erfurt zum Schulactus des Jahres 1822 hatte R. in griechischen Distichen Abschiedsworte der Antigone vorgetragen[1]); den neuen Wittenberger Rector begrüsste der treue Zögling am 10. Mai 1824 mit einem lateinischen Gedichte; und noch manches andere Mal ist er als poetischer Wortführer im Namen seiner Kameraden aufgetreten. Besondern Effect aber machte eine Schilderung der Schlacht bei Breitenfeld in griechischen Hexametern, am Reformationsfeste des Jahres 1824 in grosser Versammlung vorgetragen, eine geschickte Rhapsodie in homerischem Stil[2]), welche υἱέας Αὐστριακῶν καὶ Γότθους χαλκοχίτωνας mit ihren Heroen, Τίλλυος ὀμβριμοεργός und μεγάθυμος Ἄδολφος, unter den Augen des Olympiers in grimmem Ares zusammenführte.

Die damalige Lehrverfassung begünstigte noch die Durchführung des heilsamen Grundsatzes, zu dem sich R. schon in jungen Jahren bekannte: lieber *aliquantum in paucis* als *in multis aliquid.* Er concentrirte seinen Fleiss auf die alten Sprachen und Geschichte, während er sich von der Mathematik trotz mehrfacher Anläufe nicht angezogen fühlte, wie ihm denn zeitlebens das Rechnen schlecht von der Hand ging[3]).

Sein gründliches und umfassendes Wissen ebenso als sein charaktervolles Auftreten gab ihm das höchste Ansehen unter den Wittenberger Schülern, welches durch seine Stellung als Famulus des Rectors und inspector morum auch äusserlich zur Geltung kam. Auch im geselligen Verkehr war er derjenige, der am besten Alles anzufassen und mit belebender Frische in Gang zu bringen wusste: an den dramatischen Aufführungen, welche öfters veranstaltet wurden, betheiligte

1) Manuscript: Τῷ βίῳ χαίρειν λέγει Ἀντιγόνη (Σοφοκλ. Ἀντιγ. στ. 833 sq.) πεποίηκα ἐν Ἐρφορδίᾳ 1822. 2) Ueberschrift: Ἀδόλφου τοῦ Γότθων βασιλέως καὶ Τιλλύου τοῦ Αὐστριακῶν στρατηγοῦ ἡ ἐν Εὐριπέδῳ μάχη. Unterschrift: Ἐν Λευκορέᾳ. Εἰρηνικὸς Μάξιμος Ῥίτσχλ ὁ ποιήσας. Fehlerhaft abgedruckt in der krit. Bibl. f. Schul- und Unterrichtswesen VII (1825). S. 820–825. Auch später hielt R. dieses Gedicht der Aufnahme in seine opuscula würdig. 3) An die Mutter 3. Mai 1835: „Das Rechnen, weisst Du, ist schon auf der Schule meine Sache nicht gewesen.“

er sich eifrig. Schon von Erfurt her war er befreundet mit Moritz Axt[1]), Johann Heinrich Deinhardt[2]), Konstantin Schmalfuss[3]), einem entfernten Vetter von mütterlicher Seite. Dazu kamen Wilh. Büchner[4]), Albert Giese[5]), Joh. v. Gruber[6]), Larsow[7]), C. Niese[8]), Fr. Otto[9]), Gotthold Schoene[10]), Moritz Seyffert[11]), Robert Unger[12]) u. A. Mit Niese und Schmalfuss theilte er auch den Aufenthalt im Spitznerschen Hause als Pensionär. Hier brachte ihm, wie er rühmte, manche Stunde persönlicher Unterhaltung mit dem gelehrten Philologen mehr Belehrung und Anregung als eine ganze Woche Unterricht.

Freilich entgingen in der engen Gemeinschaft dem etwas zum Sarkasmus neigenden Beobachter auch die Schwächen seiner Pflegeeltern nicht. Manchesmal zog der Herr Rector im Disputiren über Gegenstände allgemeiner Bildung den Kürzern gegen seine Alumnen. Eines Tages begann Ritschl das ihm obliegende Tischgebet mit der Anrede: „kugelrunder Vater!“ anspielend auf Spitzners Vorstellung, dass Gott eine runde Gestalt haben müsse, weil das Runde die vollkommenste Form sei. Ein ärgerliches: „ne, Ritschl, e bischen Religion muss der Mensch doch haben,“ wies den Uebermüthigen zurecht.

Trotz mancher Reibungen, welche theils Spitzners Launen, theils die Sonderbarkeiten der Frau Directorin, theils die Licenzen der jungen Herren Pensionäre mit sich brachten, wurde doch die gleichmässige Liebe und Rechtschaffenheit, welche der gelehrte Mann seinen Schülern zuwandte, von

---

1) Geb. 7. August 1801, gest. 20. Juli 1863 als Director in Creuznach. 2) Geb. 15. Juli 1805, gestorben als Director in Bromberg 16. Aug. 1867. Vgl. Eckstein in der Allgem. deutschen Biographie V p. 30—33. 3) 1824—1826 Gymnasiallehrer in Lüneburg, starb 1871 als Schulrath in Hannover. 4) Geb. 1807, studirte seit 1827 in Halle, lehrte in Halle, Schulpforta, Halberstadt, Schwerin, wo er seit 1866 als Director wirkte, seit 1875 emeritirt. 5) 1803—1834, gest. in Rostock.

6) Geb. 1807, gest. 1875 als Conrector am Gymnasium in Stralsund. 7) Starb 1870 als Prof. am Gymn. z. gr. Kloster in Berlin.

8) Gegenwärtig Pfarrer im Magdeburgischen. 9) Gest. 1866 als Prof. in Giessen. 10) 1806—1857, zuletzt Director in Stendal.
11) 1809—1871. Zuletzt Prof. des Joachimsth. Gymn. in Berlin.
12) Geb. 1813, seit 1869 Prof. am Stadtgymn. in Halle.

Herzen anerkannt, mehr noch, wie es zu geschehen pflegt, in späteren Jahren. Manchmal zog wohl auch eine trübe Wolke des Heimwehs und des Ueberdrusses am Schulleben durch das Gemüth des überreifen Primaners. Von solcher Stimmung zeugt der Stossseufzer:

Πάντων, ὅσσα τε γαῖαν ἔπι πνείει τε καὶ ἕρπει,
οὐδὲν ἀκιδνότερον καὶ ὀϊζυρώτερον ἀνδρός,
ὅς τ᾽ ἐν Λευκορέης δεινῷ ἀκάχητο λυκείῳ.

Zum Trost wurde die Verbindung mit dem Elternhaus und der Heimath aufs innigste gepflegt durch ausführlichen und regelmässigen Briefverkehr, am wärmsten und eingehendsten mit der Mutter. Der Briefwechsel zwischen ihr und dem Sohn, der bis zum Tode der ersteren in 18jähriger ununterbrochener Folge in gleichmässiger Innigkeit sich fortspinnt, ist das rührendste Denkmal kindlicher und mütterlicher Gesinnung.

Als stetige Schrift- und Geschäftsführerin sorgt die Mutter vor Allem dafür, dass der ferne Sohn in festem Zusammenhange mit allen kleinen und grossen Begebenheiten in Familie und Heimath bleibe. Ihre klare Handschrift wie ihr fliessender, anschaulicher, gemüthlicher und doch gar nicht sentimentaler Stil spiegelt die kerngesunde, praktische, liebenswürdige Natur der Schreiberin wieder. Die Bedürfnisse des Sohnes klar überschauend, die Möglichkeiten ihrer Befriedigung nach Maassgabe der knappen Mittel, die sie in Händen hat, klug und vorsichtig berechnend, kennt sie jeden Strumpf des Abwesenden nach der Nummer, und während die stolze, aber verhaltene Hoffnung auf die Zukunft des vielversprechenden Jünglings nur zwischen den Zeilen herausblickt, kargt sie weder mit praktischen Anweisungen bis ins Einzelnste (wie z. B. über die Anfertigung und Adressirung eines Postpackets) noch mit eindringlichen Ermahnungen zu allem Guten, namentlich auch zur Sparsamkeit.

Wie viel grössere Mühe machte aber damals einer sorgsamen Mutter die Ausrüstung und Unterhaltung eines auswärtigen Sohnes als heutzutage! Wie wurde sie z. B. erschwert durch die peinlichen Post- und Acciseverhältnisse! Dem habsüchtigen Fiscus durch schlaue Kunstgriffe eine Nase zu

drehen galt in jener Zeit für unbedenklich, ja für selbstverständlich. Zu Weihnachten 1824 soll Fritz mit einem lange gewünschten sogen. „Matin“ (wie die Mutter schreibt), einem Mantel mit schönem Pelzkragen, beschenkt werden. Damit nun das werthvolle Stück bei der Accise nicht noch gar zu viel kosten oder am Ende confiscirt werden möge, weil es neu ist, lässt ihn die vorsichtige Mama zunächst drei Wochen in der Wohnstube hängen. „Der Doctor“, so berichtet sie weiter, „hat ihn mehrere male bei uns angehabt und sich recht damit herumgerekelt; ich habe mit einem nassen Schwamm überall das Futter bestrichen und gerieben, und hoffe nun, man wird ihn für alt gelten lassen ... ich war erst willens Dir einen aparten Brief zu schreiben, und darin zu erwähnen, ich schicke Dir hier den Matin, welchen sich, wie Du wüsstest, der Vater vorigen Winter hätte machen lassen und ihm zu schwer und zu warm gewesen wäre ... Du möchtest ihn in Acht nehmen und schonen etc. etc. Im Falle nun an der Addresse „als getragen“ gezweifelt würde, solltest Du diese Stelle vorweisen,“ u. s. w.[1]).

Von der mittheilsamen Mutter hat der Sohn die leichte Hand des ausgiebigen Correspondenten und die Neigung zu lebendigem Briefverkehr geerbt, die er bis an sein Lebensende gepflegt hat. Freilich forderte er Gegenseitigkeit. Er beklagt sich (9. Febr. 1825) über die Schweigsamkeit der Schwester: „lieber Gott, einen Brief kann man doch schreiben, wenn man auch noch so viel zu thun hat. Und was hat denn die grade so viel zu thun? Da soll sie mich doch zum Exempel nehmen; ich habe doch noch ein bischen mehr zu thun, als sie, besonders in dieser Angst- und Nothzeit des bevorstehenden Examens, und habe 14 Correspondenzen zu besorgen, und schreibe allemal so einen halben Briefbogen wenigstens enge voll.“ Wisse er doch immer Neuigkeiten „aus dem obscuren wurmstichigen Wittenberg“, „und sie sollte in dem grossen Erfurt nichts neues erfahren, und ist noch da-

1) Da nach dem neuesten Postreglement der Passagier nur zehn Pfund Freigepäck hatte, wird der Abiturient angewiesen, für seine Heimreise zu Ostern 1825 doppelte Beinkleider, Röcke etc. auf den Leib zu ziehen.

zu ein Mädchen, die ja immer jede Stadtneuigkeit wissen, beinahe ehe sie sich noch zugetragen hat?“ Freilich weiss ein drolliger Brief an den jüngeren Bruder vom 25. Juni „aus diesem Jammerthale“ Nichts von dem „trübseligen Schulfuchsleben“ zu erzählen. Noch bitterer beschwert er sich im nächsten Brief über den Berliner Onkel. „Ein königlich preussischer Consistorialrath sollte doch so viel Lebensart haben, einen Neujahrswunsch (noch dazu in lateinischen Versen und von seinem Neffen, der doch auch kein Kind mehr ist, gemacht) wenigstens mit ein Paar Zeilen zu beantworten“. Schon die Handschrift des Schülers zeigt jene Sauberkeit, Klarheit und gefällige Abrundung, wie sie nur der jetzt ausser Uebung gekommene Gänsekiel, dazu aber eine feste Hand und ein heller Kopf zu leisten vermag. Und dieselben Tugenden war schon der Jüngling bestrebt seinem mündlichen und schriftlichen Ausdruck, dem deutschen wie dem lateinischen zu geben. In der That sind behaglicher Fluss, der nur noch engerer Eindämmung bedarf, Anschaulichkeit und begriffliche Schärfe bereits seinem jugendlichen Stil eigen: gegen pedantische Manier und vornehmthuende Affectation hatte er von jeher eine ebenso gesunde Abneigung als gegen philosophisches und rhetorisches Phrasengedrechsel. Die Aengstlichkeit seines Directors Spitzner, der mit der Abfassung eines lateinischen Abiturientenzeugnisses ganze Tage zubrachte, weil er jeden Ausdruck darauf prüfte, ob er auch von Cicero gebraucht sei, wollte ihm nicht in den Sinn.

Von dem inneren Dichten und Trachten des strebsamen Primaners legt ein Doppelblatt vom 17. August 1824 Zeugniss ab, überschrieben: ‘Ideale, hoffentlich keine Irrthümer’. Es führt in einer Art systematischer Ordnung 15 anzulegende Hefte auf, welche einen Schatz von Allem, was für die menschliche, gesellige, schöngeistige, künstlerische, wissenschaftliche Bildung des Schreibers wünschens- und bemerkenswerth sei, enthalten sollen, und bis auf Sorte, Menge und Preis des Papiers bestimmt sind. Ausser der Anlage eines Tagebuches mit Betrachtungen, Beobachtungen, Schilderungen interessanter Charaktere sollen psychologische Bemerkungen, Sentenzen und Sprüchwörter aus den Classikern

des Alterthums und der neuern Zeit, „Data über menschliche Schwächen und politische Gebrechen zu einer Travestie auf die Welt“, Kraftausdrücke und Galanterien, Anekdoten und Witze gesammelt werden. Ferner eigene Gedichte, und zwar griechische, lateinische und deutsche, auch Charaden. Ein deutsches Reimlexicon, lateinische Pentameterausgänge. Adversarien aus Homer und andern Epikern, aus Sophokles, ein index Hesiodius, „sehr weitläufig“, phraseologische und metrische Sammlungen aus lateinischen Dichtern. Ein besondres Heft soll handeln „über mechanische Kritik ... über üble Gewohnheiten im Bücherschreiben“ etc.; dazu eigne Conjecturen, Interpretationen, interessante philologische Urtheile. Den lyrischen Schluss machen Lieder für Guitarre, Tänze und andre Musicalien. Auch ein idealer Lebens- und Studienplan für das erste Universitätsjahr ist bereits entworfen, auf dem unter vielen schönen Dingen, welche zeigen, dass der junge Student nihil humani von sich fern halten wollte, auch philologische und philosophische Collegien, „Disticha in Briefen an Schöne“ und ein „lateinisches Disputatorium, selbsterrichtet“, in Aussicht genommen werden.

Doch war die Wahl seines künftigen Lebensberufes noch nicht definitiv getroffen. Die alte ursprüngliche Neigung zur Philologie wurde vorübergehend durch den Gedanken, Advocat zu werden, zurückgedrängt. Dem Streben in das praktische Leben einzugreifen, Welt und Menschen kennen zu lernen, schien die juristische Laufbahn günstiger zu sein. Der Mutter sagte der Gedanke zu, den Sohn, wenn er sich einmal in Erfurt als Sachwalter niedergelassen habe, dauernd in ihrer Nähe zu behalten, doch gab sie ihm auch zu bedenken[1]), dass er dabei „in die Klauen des Teufels laufen“ könne. Ganz unsympathisch war die Jurisprudenz dem Vater[2]); und so kam Friedrich schon mit Beginn des neuen Jahres 1825 auf seinen alten Vorsatz zurück: er beschloss in Leipzig mit dem Studium der Philologie zu beginnen, daneben aus Rücksicht auf den Wunsch der Eltern auch etwas Theologie zu treiben. Mit einem Wechsel von 200 Thalern hofft er

---

1) 24. November 1824. 2) 16. Oct. 24.

auszukommen, obwohl es schwer sei sowohl wegen der unvermeidlichen Bedürfnisse, als auch wegen der „unzählbaren Menge von Nebenausgaben, die sich gar nicht klassificiren lassen“. Zur Verbesserung seiner Einnahmen denkt er bei dem Buchhändler Teubner „lateinische und griechische Correcturen zu übernehmen, die in Leipzig sehr gut bezahlt werden“.

Der Ausfall des Abiturientenexamens, welches er in Gemeinschaft mit Freund Schoene zu Ostern 1825 bestand, war, wie zu erwarten, höchst rühmlich: beide erhielten nach einmüthigem Beschluss der Prüfungscommission das Zeugniss unbedingter Reife (no 1: *imprimis dignus*), welches in den letzten drei Jahren keinem von der Anstalt Entlassenen ertheilt worden war.[1]) Mit besonderm Lobe werden die beflügelten Fortschritte des Zöglings in den alten Sprachen hervorgehoben, seine Vertrautheit mit den griechischen Dichtern, seine Gewandtheit in der Anfertigung griechischer Verse, welche an homerische Fülle erinnern, die Eleganz und Reinheit seines lateinischen Stiles, dem nur noch grössere Strenge und Knappheit zu wünschen sei. Mit den besten Hoffnungen auf seine wissenschaftliche Zukunft schliesst das sorgfältig stilisirte Document. Im Gasthof zur goldenen Weintraube, da dem Gymnasium eine Aula fehlte, wurde am 24. März die Entlassung der beiden Abiturienten vollzogen. Ritschl, kaum von einem heftigen Schnupfenfieber und Husten nothdürftig hergestellt, feierte in eleganten lateinischen Distichen die Uranfänge der griechischen Poesie und Musik[2]), von den Klappern der Korybanten an, welche Zeus das Kind behüteten, bis zu Demodocus und Phemius, am Schluss die tristia fata beklagend, welche ihn zwingen, der theuren Schule, seinen Lehrern, den treuen Priestern der Minerva, und den Genossen Lebewohl zu sagen. Schoene sprach über Phocion als Muster eines klugen und redlichen Staatsmannes. Den Abschiedsgruss an die Scheidenden, gereimte Strophen in Matthissonschem Stil, weich und wehmüthig, trug Schmalfuss

---

1) Spitzner a. O: 209. 215. Das Schulprogramm von 1825. S. 29.
2) Initia musices et poeseos apud Graecos.

vor.[2]) Am Morgen des 26. März reiste der junge Musensohn, mit reichen Gaben der Natur und einer ungewöhnlich soliden Schulbildung ausgerüstet, von kecker Lebenslust und kühnen Idealen erfüllt, über Leipzig, wo er sogleich die Wohnung seines Erfurter Freundes C. Schmidt übernahm, zu den Seinigen in die Heimath.

---

2) Gedruckt: „Ihren theuren Freunden Friedrich Gotthold Schöne aus Gadegast und Friedrich Wilhelm Ritschl aus Thüringen bei ihrem rühmlichen Abgange zur Academie dargebracht von den vier Gymnasialclassen des Wittenberger Lyceums durch Constantin Schmalfuss. Wittenberg, den 24. März 1825.“

Universitätsjahre

1825—1829.

1. Leipzig.

Der erste Brief aus Leipzig gleich nach der Ankunft bestand aus heitern Versen im Stil der Jobsiade, die unter den Basen und Muhmen in der Heimath freudiges Aufsehen erregten. Immatriculirt wurde der angehende Student am 28. März 1825 als *honestis bonarum artium et litterarum studiis operam daturus.*

Gerade zu jener Zeit stand G. Hermann (geb. 1772) auf der Höhe des Lebens und seines Ruhmes. Die bahnbrechenden Werke, welche die Disciplinen der Metrik und der griechischen Grammatik neu aufgebaut haben, glänzende kritische Arbeiten wie die Orphica (1805), der Trinummus (1800) und viele andere lagen längst hinter ihm. Der Kampf der Schulen war entbrannt: hier Hermann als das Haupt der formal-kritischen Richtung, welche vor Allem auf die Festigkeit der Fundamente, besonders auf gründliche Kenntniss der Sprache und Metrik drang und daher in sorgfältiger Ergründung und Erklärung der Quellen den eigentlichen Mittelpunkt philologischer Thätigkeit setzte, den sogenannten Sachphilologen dilettantische Behandlung derselben vorwarf; — dort die von Heyne angebahnten, dann in F. A. Wolf's Schule gereiften grossartigen Versuche einer historisch-antiquarischen Wiederherstellung des Alterthums, am imponirendsten vertreten durch Boeckh, neben dessen monumentalen Werken die divinatorischen Combinationen eines Welcker wie in sinnvollen Visionen die Herrlichkeit griechischer Poesie aus unscheinbaren Trümmern wieder aufzurichten strebten, während Creuzer's synkretistische Mythenforschung sich in ein Chaos willkührlicher Spielereien verirrte. Von dieser Seite sah man wiederum auf Hermann vornehm herab als auf einen Form- und Notengelehrten, dem die Anschauung vom Leben der Alten fehle, weil er keine „tieferen Fragen“ an die Quellen zu stellen

wisse. Auf allen Gebieten, wo ihm die Strenge philologischer Kritik und Exegese gefährdet erschien, trat Hermann kampflustig in die Schranken: gegen die Behandlung der griechischen Inschriften im neu unternommenen Corpus inscriptionum, gegen die Boeckhsche Pindarausgabe (1811—22), gegen Welckers Trilogie (1824), später gegen O. Müllers Eumeniden (1834) u. s. w. Er war der Wetzstein, welcher der neuen Schule das Gewissen schärfte, der eifersüchtige, in der That nicht selten einseitige Wächter der grammatisch-logischen Methode.

Die Kriegserklärung freilich war von Boeckh ausgegangen, der in den Vorerinnerungen zu seiner „Staatshaushaltung der Athener“ (1817) die „vornehmen Grammatisten“ des gegenwärtigen Zeitalters beschuldigt hatte, durch selbstgenügsame Beschränkung auf „Buchstaben- und Sylbenkritik“ die Philologie „dem Leben und dem jetzigen Standpunkte der Gelehrsamkeit immer mehr zu entfremden“. Der Handschuh wurde von Hermann aufgenommen. Besonders schneidig und bitter, ohne der Grösse der Leistung gerecht zu werden, war seine Recension[1]) des ersten Heftes von dem Berliner Corpus der griechischen Inschriften, auf welche nicht nur Boeckh selbst sofort antwortete[2]), sondern auch seinen Getreuen, E. Meier, in wortreicher „Analyse“ erwidern liess: die gesammten Acten des Streites fasste dann Hermann 1826 in seinem Büchlein „Ueber Herrn Professor Boeckhs Behandlung der griechischen Inschriften“ zusammen, worauf endlich Boeckh in der siegreichen Schrift über die Logisten und Euthynen (1827) von dem Gegner, der sich manche Blösse gegeben, würdig Abschied nahm.[3]) Auch Welcker vertheidigte im „Nachtrage“ (1826) seine Schrift über die Trilogie.

Dem letzten Heros der englisch-holländischen Philologie erschien die neuere Alterthumsforschung nach seinem eignen Ausdruck wie ein angeschwollener, aus seinen Ufern tretender, reissender Strom, der alles mit sich fortführe und durcheinanderwerfe, und wenn er auch manches verborgen

---

1) Leipziger Litt.-Zeit. 1825 October. 2) Kleine Schr. VII 255 ff.
3) Kleine Schr. VII 262 ff.

Gewesene aufwühle und ans Licht bringe oder hier und da etwas Brauchbares anschwemme, doch die ganze Gegend unbewohnbar mache. Heute wird Niemand leugnen wollen, dass dieser Strom vielmehr die Gefilde unsrer Wissenschaft segensreich befruchtet hat, und dass jene Versuche ihn einzudämmen und zu corrigiren soweit zwar nicht unberechtigt, aber ganz verfehlt waren, wo sie darauf ausgingen, der Forschung ihr bestes Recht genialer Anschauung und aus dieser heraus ergänzender Combination zu verkümmern, als ob nicht auch die Textkritik, wie sie grade Hermann übte, durch nachdichtende Divination ihre höchsten Triumphe feierte.[1])

In Leipzig also war in den zwanziger Jahren die Hochburg der kritischen Schule, und Gottfried Hermann ihr leuchtendes Haupt. Der klare, energische Vortrag des ritterlichen Mannes, der Latein wie seine Muttersprache, ja noch besser redete, nie, so weit Grammatik und Logik reichte, ein schwankendes Urtheil abgab, der alles Erforschbare mit gleicher Sicherheit zu beherrschen schien, der Hybris des subjectiven Phantasirens aber das Gorgonenhaupt seiner *ars nesciendi* entgegenhielt, übte eine unbedingte Autorität über seine Schüler aus.

Der junge Fuchs, der durch die allgemeine Stimme, den Rath seines Rectors, sowie durch das Beispiel und die begeisterten Schilderungen seiner älteren Freunde C. Schmidt, Axt, Glasewald zur Wahl Leipzigs bestimmt war, brachte eine Empfehlung von Spitzner an Hermann mit, welche indessen keine weiteren Folgen hatte. An andern bedeutenderen Lehrern der Philologie fehlte es seit dem Tode Spohns, der noch nicht ersetzt war, in Leipzig gänzlich. R., immer noch zwischen Jurisprudenz und Philologie schwankend, hörte während des Sommers bei Hermann Anleitung zur Kritik und Erklärung des ersten Buchs von Thucydides, bei C. Beier, einem wenig hervorragenden Schüler von Hermann, Cicero's erstes Buch de officiis, Logik und Metaphysik und Geschichte der Philosophie bei Krug, Einleitung in die Mythologie bei

1) Ausführlich, mit der Anschaulichkeit des Selbsterlebten erzählte Ritschl den Streit der Schulen in den Vorlesungen über Encyclopädie (seit 1835).

Clodius. Erst im Herbst entschloss er sich definitiv bei der Philologie zu bleiben[1]), doch beschränkte er sich im Wintersemester auf die Fortsetzung des Beierschen Collegs und die Hermannschen Vorlesungen über Metrik und Aeschylus' Sieben gegen Theben. Indessen hatte es beim Anhören der Collegien wesentlich sein Bewenden. Zu ernsthaftem Studium liess ihn das flotte Corpsleben der Lusatia, dem er sich mit der vollen Ausgelassenheit überschäumenden Jugendmuthes eine Zeit lang hingab, nicht kommen. Doch trat bereits im Lauf des zweiten Semesters Sättigung an diesen Freuden ein. Er beschloss die Universität zu wechseln, vorher aber einer philologischen Ehrenpflicht zu genügen und sich die Aufnahme in Hermann's 'societas Graeca' zu verdienen. Da er Mangel an Büchern litt, begab er sich eines Tages zu seinem fleissigen Commilitonen Foertsch. Als das kleine, schmächtige Männlein den langen forschen Corpsburschen in vollem Wichs, mit klirrenden Sporen und der Reitpeitsche bei sich eintreten sah, soll es gewaltig erschrocken sein. Der Arme dachte an eine unverdiente Herausforderung oder noch Schlimmeres, verschanzte sich hinter Tisch und Stuhl und wagte sich erst in die Nähe des unheimlichen Besuchers, als derselbe mit der unverfänglichen Bitte um ein Exemplar des Euripides herausrückte und Erkundigungen über die Hermannsche Societät einzuholen begann. Auch bei der Disputation erschien der Uebermüthige, so erzählt man, in demselben Aufzuge, und unterstützte die Kraft seiner Argumente kecklich mit Aufwerfen der Cereviskappe. Sein Opponent war Johannes Classen, dann gab es noch einen Gang mit dem Meister selbst. Der Erfolg war gut, die Aufnahme des neuen Mitgliedes fand Statt, aber auch dabei hatte es sein Bewenden. Das Semester ging zu Ende, und Hermann war nicht angenehm überrascht, als sich der eben Recipirte sofort wieder abmeldete. Noch vor dem Schluss der Vorlesungen entwich derselbe

---

1) Dies meldet er Spitzner am 30. Nov., worauf dieser in seiner Antwort vom 11. December seine Freude ausdrückt. Scherzweise, im Kreise der Seinigen, konnte R. auch in späteren Jahren noch Reue über diese seine Wahl aussprechen, freilich nicht aus inneren Motiven.

aus dem Kreise seiner Commilitonen zunächst nach Erfurt, wo er sich hinsetzte und eifrigst arbeitete.

Die Wendung zu ernsteren Interessen bezeichnet bereits ein Heft, Memoriale überschrieben, die einzige Quelle, welche, abgesehen von wenigen flüchtigen Briefen, einigen Einblick in das innere Leben des Jünglings für jene Zeit eröffnet. Er hat es in der Absicht, sich Alles zur klaren Erkenntniss zu bringen, was ihm am Tage durch den Kopf gehe, am 22. Februar 1826 angelegt und, freilich nicht ohne Pausen, bis in das Jahr 1828 fortgeführt.

Die zerstreuten, nicht genau datirten, aber grösstentheils wohl in der hallischen Periode entstandenen Aufzeichnungen sind für die Liebhabereien des Jünglings, seine Lectüre, die Probleme, welche ihn beschäftigten, seine Denk- und Empfindungsweise sehr charakteristisch. Epikritische Randglossen begleiten die Aphorismen. Er verzeichnet z. B. ausser allerhand Studentenwitzen, Anekdoten, populären Redensarten, polemischen Wendungen, Sentenzen, mannigfachsten Büchertiteln die Bildnisse berühmter Philologen, die er zu besitzen wünscht, macht vielerlei ästhetische Betrachtungen, nie phrasenhaft oder verwaschen, stets den Kern der Frage scharf treffend, auch musikalische: Versuche das Charakteristische an Gluck, Weber zu präcisiren; was zur Composition von Liedern gehöre; dass ihm erst durch die Verbindung mit Musik das wahre, lebendige Verständniss einer Dichtung recht aufgehe. Begeistert schreibt er über Lichtenberg, dessen Definition des wahren Schriftstellers, zu sagen, was die Meisten fühlen oder denken, ohne es zu wissen, ihm ganz aus der Seele genommen ist. Nach der herrlichen Gabe der Beredsamkeit hat er eine tiefe Sehnsucht. „Ich habe schon vor vielen Jahren das Bedürfniss derselben dunkel gefühlt, wenn ich entweder in Gesellschaft oder im Gespräch und Disputiren mit Freunden das Herz und den Kopf so voll von Empfindungen und Gedanken hatte, und diese nicht in die passendsten und bestimmtesten Worte gekleidet ins Leben treten lassen und in bestimmten Umrissen versinnlichen konnte. Schriftlich geht das weit leichter, weil man Zeit zum Wählen hat“ u. s. w. (3. März 1826). Er gedenkt

eines früheren Gespräches mit Freund Niese, in dem es ihm nicht so gelungen sei, wie er gewünscht hätte, diesen zu überzeugen, dass den Dichter nicht allein die in ihm lebende Welt von Ideen und Gefühlen, sondern als ganz nothwendige und untrennbare Bedingung die Herrschaft über die Sprache, die Darstellungsgabe mache (3—6. März 1826). Entrüstet ist er über die Aeusserung eines kaufmännischen Vetters, der Ausgaben eines Studenten für Klopstocks, Schillers Schriften als unnöthige Spielereien bezeichnet hat. „Dass ich nichts antwortete, versteht sich; ich thue das in einem solchen Falle nie .... von der Zeit einer solchen Aeusserung an ist mir aber so ein Mensch auf immer zuwider.“ Ebenso wenig könne er es über sich gewinnen, einem Andern die Gründe solches Missfallens auseinander zu setzen. Er macht psychologische Betrachtungen über die Engherzigkeit derjenigen Freundschaft, die keine Geheimnisse zwischen sich dulden will. „Etwas Geheimes zu haben verlangt unsere Individualität, eben so in der Freundschaft als in der Liebe. Und wer soll Welt und Menschen kennen lernen, der seine Gedanken alle auf der Zunge hat? Wie wenig angebracht ist diese Maxime bei Fassung von Plänen, bevor die Absicht erreicht ist? Drum mag ich auch im Leben keinen Stubenburschen wieder haben.“ Ueber Leute, die eine „freundschaftliche Bekanntschaft sogleich für eine vertraute Freundschaft halten und wenn man einmal etwas verweigert, was wohl Herzensfreunde einander schuldig, und zu geben und zu verlangen verpflichtet sind, über Treulosigkeit und Verrath an der Freundschaft ein Geschrei erheben, ob man ihnen gleich nie gesagt hat, dass man ihr Freund sei“ (27. Dec. 1826). Hermanns Einfluss spürt man in der Polemik gegen die „sogenannten Sachphilologen“, welche leugnen, dass die Sprache als treuer Spiegel den eigenthümlichen Geist eines Volkes wiedergebe, gegen jene „flachen Halbwisser“, welche meinen, „um das Bild eines Volkes aus der Sprache sich abzuklaviren, dazu keine genaue, grammatische Sprachkenntniss nöthig zu haben“. „Sie verstehen dann eben so viel von der Spracheigenthümlichkeit als der grosse Haufe der Concertbesucher von der Musik“ u. s. w.

Eine gründliche Veränderung der geistigen Atmosphäre und ernste Arbeit that dem jungen Manne sicher Noth. Die Eltern dachten an Berlin, und der dortige angesehene und welterfahrene Onkel, damals Consistorialrath (später Bischof von Pommern), empfahl diese Wahl dringend; aber nach eignem Entschluss zog Fritz das bescheidne Halle vor, mit dem festen Vorsatz, das in Leipzig Versäumte dort mit aller Anstrengung nachzuholen.

2. Halle.

Am 27. April 1826 wurde der Ankömmling in Halle als 'philologiae studiosus' immatriculirt, aber auch in das Verzeichniss der Theologen eingetragen. Von Anfang an gefiel es ihm hier besser als in Leipzig. Von seinen Corpsverbindungen machte er sich entschieden los, ohne deshalb studentischer Fidelität zu entsagen. Er hielt sich zu den Landsmannschaften und bewegte sich in einem engern Freundeskreise, zu dem auch einige Erfurter gehörten, wie Schmalfuss und Wilhelm Werther. Letzterer war Theolog, „zwar in litteris kein Genie, aber ein sehr braver, biederer und fester Kerl“, der bereits im siebenten Semester stand, und sich einer schönen Gartenwohnung vor der Stadt an der Saale erfreute. Dahin wanderte nun R. während der heissen Sommerwochen allabendlich, um statt der „rauchigen, von Torf duftenden“ Atmosphäre der Stadt frische Luft zu schöpfen, entweder in der Gartenlaube, die von den Saalwellen bespült war, „bei Bierkaltschale, Eierkuchen und andern zugleich wohlschmeckenden und wohlfeilen Genüssen“ mit dem Freunde mondbeglänzte Zaubernächte zu feiern, oder in der Gondel nach der Rabeninsel zu rudern, wo ein „lauschiges Plätzchen unter den dunklen Zweigen bemooster Buchen“ das Paar aufnahm. „Mein Gefährte“, so schildert ein sehr gut gelaunter Brief der Mutter, „wirft dann die Angel aus — — und ich locke die Fische durch den Silberklang meiner Laute; oft taucht dann die unsterbliche Saalnymphe, das triefende Haupt mit Schilfgras gekrönt aus dem ruhigen Strom auf und lauscht den irdischen Tönen; oder die beweglichen Silphen des düstern Waldgrundes hinter uns weben und schweben in

lustigem Reigentanze nach meinen Harmonien, bis das Gekrächze neidischer Raben mich aus solchen Traumidealen in die prosaische Wirklichkeit zurückführt. Früh morgens wird dann zwischen vier und fünf Uhr aufgestanden und die erfrischende Morgenluft genossen, während der Geist durch Göthische Poesie erfrischt wird.“ Am besten freilich werde die Gegend durch Matthisson und dieser wiederum durch jene commentirt: ihn und Salis möge der häusliche Bücherschrank für die Sommerszeit hergeben. Von diesem herrlichen Sommer-Nachtquartier, dessen dreimonatlichen Besitz der junge Verschwender mit zwei Thalern im Ganzen bezahlt („kann man Gottes Natur überhaupt mit Geld bezahlen und nach seinem Massstabe messen?“), hofft er auch für seine Gesundheit den höchsten Vortheil zu ziehen, „schon der Bewegung wegen während des Hinaus- und Herausgehens“; denn ohne ein solches festes Ziel geht er überhaupt selten und ungern spazieren.

Die Ferien wurden noch meistentheils in der Heimath zugebracht, wo dann die Zeit zwischen Durchmusterung der väterlichen Bücherschätze, eifriger Pflege guter Hausmusik, und heiterem, geselligem Verkehr getheilt war. Grossen Eindruck machte dem empfänglichen Naturfreund eine Harzreise mit Freund Schmalfuss vom 27. September bis 3. October 1826. Sie verdiene eine Stelle in den Annalen seines Lebens, schreibt er in sein Gedenkbuch, doch hat uns Klio von denkwürdigen Erlebnissen Nichts überliefert. Zu Ostern 1828 besuchte er den Onkel in Berlin auf drei Wochen. Ein vier Bogen langer Brief an die Mutter berichtet in epischer Vollständigkeit über die Eindrücke und Erlebnisse in der Hauptstadt. Neben der scharfen, von geübter Beobachtung zeugenden, aber nirgends boshaften Charakteristik der Personen ist besonders die Gründlichkeit und Anschaulichkeit hervorzuheben, mit der sich der Verfasser bemüht, von dem Gesehenen den klarsten Begriff, das treffendste Bild zu geben. Besonders die Beschreibung des Zeughauses und seiner inneren Einrichtung, des Charlottenburger Mausoleums bekundet, wie empfänglich und wie jungfräulich sein ästhetischer Sinn war. Das italiänische Panorama lässt eine „tiefe

Sehnsucht“ in ihm zurück. Ein von ihm verfasstes lateinisches Gaudeamus auf Berlin, welches in einer Gesellschaft auf Veranstaltung des Oheims vierstimmig gesungen wurde, giebt der Begeisterung des jungen Gastes einen ansprechenden Ausdruck.

Was er aber schrieb, wollte er auch für die Dauer und für aufmerksame Leser geschrieben haben. So ermahnt er die Mutter, seine Briefe und Verse, deren er „eine ganz artige Menge“ gelegentlich geliefert habe, gut aufzuheben, „denn in späteren Jahren wird es vielleicht angenehm sein, sie einmal wieder zu lesen“. Er hält auf gründliche Beantwortung. Als die Mutter auf seinen vier Bogen langen Berliner Brief nur flüchtig dankt, will er[1]) das nur für ein Quid pro Quo gelten lassen und beansprucht eine ausführliche Erwiderung, woraus er auch im Detail sehen könne, dass sein Brief angenehm gewesen sei und interessirt habe, ob seine Kritiken und Charakteristiken richtig befunden worden, auch vielleicht über dies und jenes ein anderes Urtheil zu hören bekomme. Er will auch erfahren was Gutes oder Nichtgutes über ihn in Berlin nach seiner Abreise gesprochen ist: man könne ihm Selbstkenntniss und Gemüthsruhe genug zutrauen, um weder eitel noch ärgerlich zu werden. „Schriftlich nimmt sich gar manches anders aus als mündlich, aber doch nur für Fremde — — denn warum sollte ich Dir z. B. nicht sagen, dass ich während meiner dreitägigen Anwesenheit in Wittenberg Freunde und Feinde durch mein Wesen so für mich eingenommen habe, dass man nach meiner Abreise sich in Lobeserhebungen über meine Liebenswürdigkeit, Bescheidenheit, Feinheit und Anständigkeit erschöpft hat —? wie denn das die Worte eines kürzlich empfangenen Briefes sind. Denke Dir dazu den Ton, die Mienen und Geberden, mit denen ich das mündlich Dir erzählen würde, und Du wirst — zwar dennoch ein bischen darüber lachen, weil es einmal nicht gewöhnlich ist so naiv von sich selbst zu sprechen, aber doch wissen wie Du es zu nehmen hast, und nicht im Entferntesten daran denken, die Anwendung eines allbekannten Sprüchwortes zu

---

1) 5. Mai 1828.

machen.“ Hierauf die Mutter am 18. Mai: „wenn Du doch so gern das Urtheil anderer über Dich hörst und glaubst Dich frei von Eigendünkel und Selbstliebe und wie das Zeug alles heisst, so will ich Dir ein beinahe verjährtes Urtheil von Tante Riekchen (in Wernigerode, von der Harzreise her) mittheilen: «höre mal, Dein Fritz ist ein ganz herrlicher Junge geworden, der uns allen, allen gefallen hat. Mein Mann sagt nur, er wäre gar zu still und gar nicht wie ein Student sein müsste — aber das macht gewiss, dass er gegen meinen Mann mit einem Vorurtheil von Furcht herkam — Deinem Mann wird er immer mehr ähnlich, Gott erhalte ihn nur, ihr erlebt gewiss Freude an ihm».“

In kindlich drolliger Weise versteht er der Mutter Alles was sein Herz begehrt und bedarf abzuschmeicheln, die Erfüllung seiner Wünsche ihr auch objectiv so plausibel zu machen, dass sie gleichsam aus einer Art von Ueberzeugung sie freundlich erhören muss. Wie behaglich ergeht er sich z. B. in der Ausmalung der Geschenke, die er sich zu Weihnachten 1827 erbittet, dem ersten Fest, das er, um ungestört zu arbeiten, in der Fremde zu erleben beschlossen hat. Vor Allem verwirft er die prosaische Ablösung in Geld: „das gibt man aus wie andres und hat dabei gar keine Erinnerung an den Geber“. Dagegen schildert er mit Raffinement die Annehmlichkeit eines „selbstgebackenen Schittchens“, und weiss die einleuchtendsten Vorschläge zu machen, mit welcherlei schönen Dingen der leere Raum in der Kiste etwa noch auszufüllen sein möchte. Vom Vater erbittet er sich Göthe's Gedichte, aber auf Velinpapier, nur ja nicht in Taschenformat, was er durchaus nicht leiden könne. Dem entsprechend erhielt er denn auch ausser dem Gewünschten einen Virgil in folio.

Sehr ausgeprägt ist sein Sinn für idyllische Häuslichkeit. Ein elastisches Sopha, lang genug um mit ausgestreckten Gliedern Meditationen und Zukunftsträumen nachzuhängen, auch einem Freunde Raum gewährend, um bei Kaffee und Zwieback mit ihm zu disputiren, wusste er sehr zu schätzen. An einer hübschen Zimmereinrichtung, an zierlichen Erzeugnissen kunstvoller Handarbeit, worin seine

Mutter Meisterin war, hatte er seine Freude wie an Allem, was sich wohlgefällig und correct in der Form darstellte. Anfangs wohnte er (Brüderstrasse 207) Wand an Wand mit dem Theologen Moritz Posselt[1]) von der Insel Föhr, einem Erfurter Schulfreund; dann theilte er sein Zimmer mit Wilh. Büchner, dem alten Wittenberger Kameraden. Als aber seine gelehrten Studien anfingen einen bedeutenden Aufschwung anzunehmen, bezog er im Sommer 1828 ein besonderes Logis in der Rathhausgasse 247, dessen Verschönerung durch Anlegung eines sorgsam gepflegten Blumenflors er sich sehr angelegen sein liess. Mit wahrem Behagen schildert er der Mutter[2]) als der kundigen Gärtnerin seine kleine Anlage, indem er sie sogar durch eine Zeichnung veranschaulicht: auf dem äussern Fensterbrett „die hängenden Gärten der Semiramis“, im Zimmer neben dem Arbeitssitz auf dem Fenstertritt das blühende Rosenstöckchen, unter dem Fenster Weinranken, in die Höhe gebunden; von draussen auf eigenhändig bearbeitetem Boden eine kleine Pflanzung von Kürbis, Winden, Wicken in mannigfachen Farben. „Du siehst,“ schliesst er, „dass ich von Deiner Gartenader auch etwas geerbt habe.“ Er unterlässt nicht, von dem Gedeihen des Blumenflors weitere Nachrichten zu geben, wie er auch von der Mutter ausführliche Berichte über den Stand des Erfurter Gartens empfängt.

Ernste Sorge um des Sohnes Gesundheit spricht bereits aus den elterlichen Briefen. Aus dem ursprünglich so kräftigen Kinde war ein lang und hager aufgeschossener Knabe und Jüngling geworden. Grosse Reizbarkeit der Nerven zeigte sich schon in frühen Jahren; höchst erkältungsfähig litt er

---

1) Er hatte schon in Jena und Kiel studiert, ging 1827 als Hauslehrer beim russischen Gesandten Baron Nicolay nach Kopenhagen und Petersburg, habilitirte sich (1833) in Dorpat, kam später nach Petersburg als Bibliothekar. In seinen Personalacten bewahrte R. einen „urkundlichen Vertrag“, geschlossen am 25. November 1827 zwischen ihm und Posselt, wonach R., wenn er bis zu seinem 35sten Geburtstage unverehelicht geblieben sein werde, binnen Jahresfrist von da an eine Kiste guten Weines portofrei erhalten, anderenfalls aber eine solche ebenso an P. übersenden soll. 2) 5. Mai 1828.

an beständigem Stockschnupfen, so dass schon dem Wittenberger Schüler die Tabacksdose unentbehrlich war. Auch im ersten Leipziger Semester ging es ihm so wenig nach Wunsch, dass er Reisen zu Verwandten nach Braunschweig, Berlin aufschob bis zu einer Zeit, wo sein Körper solchen „Gefahren“ mehr gewachsen sein werde. „Gesundheitspflege“ stand auf seinem Denkzettel. Die Kreis-Ersatz-Commission erklärte ihn (16. Jan. 1827) „wegen angeborener unheilbarer Kurzsichtigkeit und sehr flachen schmalen Brustbaues und dadurch bedingter Kurzathmigkeit für immer zum Feld- und Garnisonsdienst als ganz unbrauchbar.“ Mehrfach erkrankte er in Halle. Schon 1828 traten die hartnäckigen Verdauungsbeschwerden auf, die ihn zeitlebens geplagt haben; einmal auch vorübergehende Lähmung an den Füssen mit folgendem starken Schweiss. Doch beruhigt er die Mutter.[1]) Sie soll sich nicht immer so um ihn ängstigen. „Denn mir sagts ein inneres Gefühl, das gewiss nicht trügt, dass ich vor der Hand noch nicht sterben kann, sondern dass mir noch manche Leiden und Freuden — doch diese immer überwiegend — bevorstehen und dass wir noch längere Zeit unsere gegenseitige Freude an einander haben werden.“

Sein glückliches Temperament, ein Erbstück des Vaters, gab ihm trotz Allem eine Elasticität, dass jene Beschwerden ihn verhältnissmässig wenig in der Freudigkeit und Frische des Lebens störten. Er hatte von Jugend auf die Gabe und pflegte sie mit Bewusstsein, über die Sorgen und Nöthe der Gegenwart hinweg sich mit munterer Phantasie in eine bessere Zukunft zu versetzen. So flossen ihm auch bei Aufstellung seines Budgets in Gedanken und Hoffnungen reichliche Einnahmequellen zu, deren einzelne Posten er mit dem Geschick eines Finanzmannes zu gruppiren und zu componiren wusste, so dass er wenigstens in Berechnung der Zukunft sich meist eines hübschen Wohlstandes erfreute, wenn auch die Wirklichkeit bisweilen nicht alle diese Blüthenträume reifen liess. So berechnete er gleich beim Einzug in Halle, dass ihm die Erträge des philologischen und pädagogischen

---

1) 28. December 1828.

Seminars nebst Wittenberger und Erfurter Stipendien die gewünschte Ausdehnung seiner Studien ins vierte Jahr sicher ermöglichen würden.

Die Universität Halle war in den zwanziger Jahren eine vor vielen blühende zu nennen: 1200 Studenten zählte sie[1]). Es herrschte ein frisches, vertrauliches Studentenleben: den Landsmannschaften waren die Burschenschaften beigeordnet; noch galt allgemeiner Duzcomment. Die grösste Zahl der Studierenden bestand aus Theologen, welche durch einen Kreis bedeutender Lehrer angezogen wurden. Neben dem geistvollen Orientalisten Gesenius, dem Bibelexegeten Knapp, dem rationalistischen Dogmatiker Wegscheider, dem gelehrten Kirchenhistoriker Thilo, dem schon bejahrten, aber hochangesehenen Kanzler Niemeyer, dessen Vorlesungen über Moral besonders stark besucht wurden, begann die fromme Gefühlstheologie Tholuck's ihren Einfluss zu üben. Die Philosophie, vertreten durch die Kantianer Gerhard und Gruber, nahm eine selbständige Stellung noch nicht ein: die philosophische Facultät bestand fast ausschliesslich aus Philologen. Senior unter den philologischen Lehrern war der gute alte Christian Gottfried Schütz, ein hochbetagter Greis von 78 Jahren, der fast kindisch nur noch unfreiwillig zur Erheiterung seiner Zuhörer diente[2]). Sehr geachtet, aber kränklich war Joh. August Jacobs[3]), ehemaliger Portenser Mitschüler von Naeke und Carl Imm. Nitzsch; mit dem Kanzler Niemeyer zusammen leitete er das pädagogische Seminar. Böckh's Richtung vertrat dessen Schüler Eduard Meier[4]), der einst mit Wernicke und Ed. Gerhard im Bunde die frühzeitig abgestorbenen „philologischen Blätter“ gegen

---

1) Echtermayer: d. Univ. Halle, in A. Ruge's Hallischen Jahrbüchern 1838 No. 1. 39. 84—87. Abnahme der Frequenz, ziemlich gleichmässig in allen Facultäten, erst seit 1830. 2) Geb. 1747, gest. 1832. Ritschl besass eine Federzeichnung des alten Herrn der mit Bogen und Köcher ausgestattet ist; dazu die Unterschrift: „der Schütz der immer zielt, aber nimmer trifft.“ 3) 1788—1829. Eckstein: Brevis de Jo. Aug. Jacobsio philologo Hal. enarratio. 1840. 4) 1796—1855. Nekrolog von Eckstein, Halle'sches Waisenhaus 1856.

das, was ihnen Kleinigkeitskrämerei hiess, gegründet, sich durch seine Studien über das attische Recht, besonders durch die in Gemeinschaft mit Schömann unternommene Lösung der Berliner Preisaufgabe über den attischen Process (1824) einen dauerhafteren Ruf erworben hatte. Schon 1819 in Halle habilitirt, dann nach Greifswald versetzt, war er nach Seidlers Rücktritt im Jahr 1824 als Ordinarius nach Halle zurückberufen, um die bis dahin ungepflegten realen Disciplinen der Alterthumswissenschaft zu lehren.

Weit über Alle jedoch ragte Carl Reisig, der geniale Schüler G. Hermanns. Zu Weissensee in Thüringen am 17. November 1792 als Sohn eines Arztes geboren, auf der Klosterschule von Rossleben, der altbewährten Stätte gelehrter Schuldisciplin, seit 1805 gebildet, hatte er zunächst in Leipzig seit 1809 durch G. Hermanns befestigende Lehre, in dessen berühmter societas Graeca die Richtung nach der grammatisch-kritischen Seite der Philologie erhalten. Seine schon damals auf Aristophanes concentrirten Studien hatte er in Göttingen fortgesetzt. Mit äusseren Mitteln glücklich ausgestattet, schon früh im Besitz einer auserlesenen Bibliothek, stand er über den Sorgen des gewöhnlichen Lebens. In den Jahren 1813—15 hatte ihn sein glühender Franzosenhass [1]) als Freiwilligen in den freilich unblutigen Waffendienst des sächsischen Corps gedrängt. Beim Wachtfeuer explicirte der gelehrte Feldwebel, der sich rühmte, sein militärisches Wissen von Xenophon gelernt zu haben, mit gewaltiger Stimme den Kameraden die Komödien seines attischen Lieblingsdichters, die er (in einem aufgelösten Exemplar der von ihm zuerst in ihrem vorzüglichen kritischen Werth erkannten zweiten Juntina) beständig in der Tasche trug.

Heimgekehrt hatte der 24jährige junge Mann als erste Frucht der diesem Dichter gewidmeten Studien die *Coniectanea in Aristophanem* (1816) veröffentlicht, ausgezeichnet durch seltene Feinheit in metrischen Beobachtungen, besonders über iambische Trimeter und anapästische Tetrameter, sowie in Erforschung des individuellen Sprachgebrauchs, durch Selb-

1) Coni. in Aristoph. praef. p. I. 153.

ständigkeit des Urtheils, glückliche Erfindungs- und Combinationsgabe, ein leuchtendes Muster eindringlicher und schöpferischer Textkritik, womit für die Behandlung des Aristophanes ganz neue Grundlagen und Wege geschaffen waren.

Zuerst (1816) in Jena habilitirt hatte er durch seine Vorlesungen wie durch seinen persönlichen Verkehr die akademische Jugend erobert. Selbst um 5 Uhr des Morgens hörte man ihn mit Lust über griechische oder lateinische Grammatik vortragen. In Reitstiefeln und Sporen, ledernen Beinkleidern und grünem Jagdrock stieg er wie sein Lehrer G. Hermann vom Pferd auf das Katheder und von da wieder zu Ross[1]). „Er ambulirte mit der Jugend, ass mit ihr an der wenig einladenden Wirthstafel zur Sonne, und disputirte lateinisch und griechisch zu jeder Tageszeit, über jegliches Begebniss, wie über jeden Satz seiner Wissenschaft; und wenn ihm in später Nacht ein Vivat erschallte, konnte man mit Sicherheit auf ein erwiderndes Witzwort rechnen.“ Glaubte er während seiner Lucubrationen etwas entdeckt zu haben, so öffnete er wohl das Fenster und verkündete, wie er scherzend selbst erzählte, den Nachbarn durch Trompetenstoss das grosse Ereigniss.

Schon nach Jahresfrist zum ausserordentlichen Professor ernannt, freilich ohne Gehalt, durch Goethe's Gunst ausgezeichnet und von F. A. Wolf als ebenbürtig anerkannt, hatte er bald die Augen der preussischen Regierung auf sich gezogen, die ihn 1820 nach Halle berief, zunächst als extraordinarius, bis sich Seidler, der Kenner der griechischen Dramatiker, 1824 zurückzog und dem jungen Collegen damit einen Platz unter den Ordinarien öffnete.

In Halle nun entfaltete sich die originelle, grossartige Kraft des im blühendsten Mannesalter von 32 Jahren stehenden Lehrers zu vollem Glanze. Seine Schüler und Zeitgenossen können sich nicht genug thun in Schilderung dieser von Lebensmuth strotzenden Persönlichkeit. Eine „Römergestalt“ mit athletischer Brust, gedrungen, ein wenig zur Beleibtheit

---

1) In einer selbstverfassten Ballade berichtet er von sich: „Herr Reisig heisst der Rittersmann, der wie kein andrer reiten kann.“

neigend, aber behende, in lebhaft gravitätischer Bewegung tapfer die Erde stampfend. Das Haupt mit den blauen, geistreichen, aber langsam sich öffnenden Augen hoch aufgerichtet, das derbe fleischige Antlitz mit den überaus beweglichen, wild genialen, an Bentley erinnernden Zügen umwallt von dickem dunkelblondem Haar. Das Ganze ein Bild kräftiger Gesundheit, derber gerader behaglicher Einfachheit, energischer Bestimmtheit[1]). Allem Gemachten und Kleinlichen, allem Schein auch im Leben und in der Geselligkeit feind, selbst dem Zwang einer geordneten Häuslichkeit abhold, führte er in genialer Willkür ein ziemlich ungebundenes Junggesellenleben. Zwar nahm er in Halle den Studenten gegenüber mehr als in Jena eine gewisse Zurückhaltung an, doch machte er auch hier mit auserwählten Lieblingsschülern meilenweite Spaziergänge, die bei der Präsenz seines Wissens die reichste Belehrung eintrugen. Als Gesellschafter aber im Kreise von Freunden wie Ludwig Pernice, Agathon Niemeyer, Heinrich Leo bei griechischem Wein, dem wohl auch, um das antike Symposion zu vollenden, Kränze beigesellt wurden, sprudelte er von heiterster, liebenswürdigster Laune. Etwas heftig zwar und selbstgewiss, war er doch eben so schnell zu versöhnen und von seinem Unrecht zu überzeugen, als er bei Widerspruch aufbrausen konnte.

Er interpretirte Aeschylus' Prometheus[2]), Aristophanes' Wolken, Horazische Satiren, Tibull, Demosthenes, Cicero, las über Encyclopädie, lateinische und griechische Grammatik, namentlich auch Accentlehre, griechische und römische Alterthümer. Ohne Heft, meist nur einen Zettel mit Citaten bei sich führend, erregte er staunende Bewunderung durch die, wie es den Zuhörern erschien, unfehlbare Herrschaft über das gelehrte Material, die untrügliche Sicherheit des sprachlichen Verständnisses. Durch eine schöpferische Kunst leben-

---

1) Eine flüchtige Federzeichnung des etwas satyrhaften Kopfes besass R. 2) Ritschl hat Reisigs eigenhändiges Originalheft (d. h. eine Anzahl Blätter, enthaltend Einleitung, Commentar und deutsche Uebersetzung), sowie den von Reisigs Hand durchcorrigirten Text der Schütz'schen Ausgabe (mit zahlreichen Marginalien) aufbewahrt. Der übrige Nachlass ging in die Hände von Pernice über.

diger genetischer Entwickelung zwang er die Zuhörer, denselben Denkprocess, den er ihnen offenbarte, in reger geistiger Betheiligung mitzumachen. Sein Vortrag, ebenso weit entfernt von effecthaschender Leichtigkeit als von pedantischer Schwerfälligkeit, hatte eine jugendliche Frische und Heiterkeit, doch nicht ohne eine gemessene, bisweilen feierliche Würde. Seine eigene Begeisterung riss die Hörer hin. Begabt mit einer mächtigen, sehr modulationsfähigen Stimme, ganz aufgehend in seinem Gegenstand, schien er, Alles um sich her vergessend, beim Vortrage der griechischen Texte oder seiner sorgsam ausgefeilten Uebersetzung[1]) „selbst ein gefesselter Prometheus oder ein satyrhafter Strepsiades.“

Seine Kritik, die nichts unentschieden liess, wenn es auch nicht immer ohne Gewalt abging, beruhte auf scharfer grammatischer und logischer Analyse: den Feinheiten sorgfältig nachspürend, ältere, gute Bücher mit Vorliebe, übrigens wenig citirend, erging er sich gelegentlich in heiterer, auch durch kräftigere Scherze bisweilen gewürzter Polemik, aber ohne jene tendenziöse Gehässigkeit, welche den Lernenden so leicht das Gift cliquenhaften Hochmuths und ketzerrichterlicher Schmähsucht einimpft[2]).

Der eigentliche Mittel- und Glanzpunkt seiner Lehrthätigkeit aber war die von ihm gegründete *societas*. Da er auch als Ordinarius keinen Antheil am Seminar hatte, dessen Mitdirection neben dem alten Schütz verkehrter Weise Meier übertragen war, richtete er, um dieser Zurücksetzung die Spitze zu bieten, ein Privatissimum ein, bestimmt zu lateinischen Disputationen über Probleme der Textkritik und zur Uebung in lateinischen Versen. Man erwarb sich die Aufnahme als ordentliches Mitglied durch Einlieferung einer lateinisch geschriebenen philologischen Abhandlung, wofür kritische Behandlung einzelner Stellen aus griechischen oder lateinischen Klassikern, womöglich selbständige Conjecturen mit kunstgerechter Begründung, als das Geeignetste galten.

---

1) Abschriften davon cursirten unter den Studenten: man copirte eifrig was man habhaft werden konnte. 2) Weniger Begeisterte fanden doch in seiner Art etwas Barockes. Man tadelte die vielen wohlfeilen Witze, die reichliche Polemik, die Rechthaberei.

Fortlaufende Interpretationsübungen an einem bestimmten Schriftsteller fanden nicht Statt, sondern nach freier Wahl der einzelnen Mitglieder auf Grund der ohne alle Beeinflussung von Seiten des Meisters jedesmal angefertigten Arbeit wurde bald dieser bald jener Autor Gegenstand der Discussion. Reisig, der eine seltene Meisterschaft im Lateinsprechen besass — seine echt antike, aber doch individuell gefärbte körnige Rede, die sich in ruhiger, langsam, ja feierlich schreitender Haltung bewegte, klang wie geschrieben und wurde als unübertreffliches Muster eifrig nachgebildet — wusste mit seinem nie versagenden Gedächtniss, seinem wie aus unmittelbarer Anschauung gewonnenen Takt für die Eigenthümlichkeiten der Stilarten, der Ueberlegenheit seines durchdringenden Scharfsinnes, der Strenge und Klarheit seines Urtheils die Verhandlungen in einer Weise zu leiten und fruchtbar zu machen, dass sich auch die stummen, aber eifrig nachschreibenden Zuhörer auf das Bedeutendste gefördert fühlten. So schaarte sich in dem kleinen Zimmer der Reisig'schen societas die Blüthe der philologischen Jugend von Halle. Trotz des nicht unbedeutenden Honorars (10 Thaler für die ordentlichen, 4 für die ausserordentlichen Mitglieder) war der Zutritt lange zuvor erstrebte Ehrensache; selbst der schlechteste Zuhörerplatz des beengten Raumes wurde mit Freuden angenommen.

In der That bewährte der seltene Mann durch eignes Beispiel seinen Lieblingsspruch aus dem Faust: „wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen; wenn es nicht aus der Seele dringt und mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt.“ Er setzte seinen Stolz darein, vorzüglich als Lehrer zu wirken, die Jugend anzuregen und zu selbständigen Studien zu begeistern, klagte sich wohl scherzhaft des Dintenhasses an, und weil er von schriftstellerischen Producten die höchste Vollendung in Form und Inhalt verlangte, hasste er die handwerksmässige Büchermacherei, hinterliess auch ein ausdrückliches Verbot, welches freilich nicht befolgt ist, nach seinem Tode etwas aus seinen Papieren herauszugeben[1]).

1) Vor seiner Reise nach Italien übergab er dieselben seiner Mutter; nach seinem Tode kamen sie nach dem Willen des Verstorbenen in

Obwohl Schüler G. Hermanns und nach Ritschls Urtheil vielleicht der genialste aller Hermannianer im besten Sinne des Wortes, war er doch der ganzen Anlage seiner grossartigen Natur nach keineswegs auf die sogenannte formale Philologie beschränkt. Er hat nie ein blosser „Wortphilologe“ sein wollen, sondern wie er in seiner Bearbeitung des Oedipus auf Kolonos (1820—23) eine harmonische Durchdringung des poetischen Kunstwerkes nach allen Seiten erstrebte, hat er auch namentlich in seinen encyclopädischen Vorlesungen auf den nothwendigen Einklang des sprachlichen und sachlichen Wissens hingewiesen, wohl aber die des soliden grammatischen Fundamentes entbehrende Oberflächlichkeit streng gemissbilligt. Nachdem er bereits griechische und römische Alterthümer[1]) in den Kreis seiner Vorlesungen gezogen, ging er damit um, ausser der Litteraturgeschichte noch Mythologie und Archäologie demselben einzufügen: die eifrig begonnenen Vorarbeiten sollten durch die in Italien zu gewinnenden Anschauungen gekrönt werden.

Wie musste diese gewaltige Natur, die dämonisch bezauberte und zugleich befreite, auf einen so gut vorgebildeten, so begabten, in so hohem Grade anregungsfähigen jungen Mann wirken wie unsern Ritschl! Die erste Begegnung freilich war etwas bedenklicher Natur. In burschenhaftem Uebermuth, um ein keckes Wort, das er beim Commers hingeworfen, zu lösen, hatte sich Ritschl einmal während seiner Leipziger Zeit vermessen, nach Halle hinüberzufahren und dort für einen Commilitonen vor Reisig ein Examen abzulegen. Eine Frage, die keiner der übrigen Examinanden hatte beantworten können, war ihm mit den Worten: *quid tu dicis, domine S.?* vorgelegt worden; er aber hatte durch seine Antwort: *hoc tu ipse optime iam exposuisti in commentario ad Aeschyli Prometheum* da und da, Reisig so imponirt, dass dieser ihn ansah und ohne Weiteres als reif entliess. Als er nun seinem ehemaligen Examinator als

---

die Verwahrung seines Freundes Pernice, der mit unerschütterlicher Festigkeit, soviel an ihm lag, jede Beihülfe zu einer Publication verweigerte. 1) Ein vollständiges Heft über griechische Alterthümer, von Ritschl nachgeschrieben, fand sich noch in dessen Nachlass.

Ankömmling entgegentrat, hielt jener, auf dem Sopha oder dem Fussboden, wie er pflegte, zwischen einem Haufen Bücher liegend, die Hand vor die Augen und sprach zu ihm: „Herr Ritschl, ich muss Sie irgendwo schon einmal gesehen haben.“ Darauf dieser in scheinbarer Unbefangenheit: „Ich wüsste wirklich nicht, Herr Professor, wo ich schon einmal diese Ehre gehabt haben sollte;“ zog sich aber dann eiligst zurück [1]).

Vom Anfang seines Hallenser Studiums an hat er zu den eifrigsten, sehr bald dann zu den hervorragendsten Schülern Reisigs gehört. Der noch erhaltene Testirbogen erweist, dass er von Philologen überhaupt nur Jacobs und Reisig, bei ihm aber während der fünf Semester, die er zu den Füssen des Meisters sitzen durfte, Alles gehört hat: lateinische Sprachwissenschaft und Demosthenes' Midiana, Aeschylus' Prometheus, griechische Grammatik, griechische Alterthümer, Horazische Satiren und Aristophanes' Wolken, daneben regelmässige Betheiligung an den exercitationes philologicae in der Socität. Und während die übrigen Professoren in hergebrachten Ausdrücken fleissigen, sehr fleissigen, rühmlichen, ausgezeichneten Fleiss bezeugen, heben sich mit gleichsam monumentalen Zügen Reisigs Lobprädicate hervor: *studium acerrimum; st. admirabile; st. singulare; st. summum, progressus eximios testor; eandem denuo laudem atque adeo maiorem tribuo.* In seiner Weise harmloser Wortwitze pflegte er von dem eifrigen Schüler, dem alten Lausitzer zu sagen, in Leipzig sei er lau gewesen, in Halle ein Sitzer geworden. In einem der Hallenser Adversarienhefte finden sich Prospecte der Zeiteintheilung und der zu absolvirenden Pensa. Diesem Programme nach stand Ritschl Morgens um 5 Uhr auf und ging vor 11—12 nicht zu Bett: 8 Stunden täglich sind für das Privatstudium angesetzt, der Sonntagmorgen ist für alle Briefe, Seminar- und Privatissimumarbeiten, der Sonntagabend für neuere Sprachen und — Geographie reservirt. Der ehemalige flotte Bursche hatte ein untrügliches Arcanum entdeckt, um die anhänglichen Corpsbrüder, die ihn anfangs noch in Halle heimsuchten, los zu werden. Wenn Einer kam

---

1) Nach mündlicher Erzählung R.'s, ergänzt durch Bericht von Niese.

und wollte sich bei ihm festsetzen, so sagte Ritschl in vergnüglichster Gutmüthigkeit: „Höre, da habe ich Dir gestern eine Conjectur gemacht, die muss ich Dir mittheilen.“ Das wirkte wie ein Insectenpulver, und in kurzer Zeit liess sich keiner mehr sehen.

Im Sommersemester 1827 nahm er in der societas bereits unbestritten den ersten Rang ein. Aeltere Theilnehmer neben ihm waren damals Gotthold Schoene, der Fiscal Reisigs, Ad. Stahr, Moritz Seyffert, Rudolf Hanow, Karl Ditfurt, Adolf Ziemann, Hahn, wozu als neu hinzugetretene Fr. Haase und der eben von der Schule entlassene Gustav Kiessling kamen. Letzterer hatte sofort gegen eine inhalt- und umfangreiche Abhandlung Ritschl's über Aeschylusscholien während drei aufeinanderfolgender Sitzungen zu opponiren, wobei sich der noch schülerhaft Schüchterne ebenso des liebenswürdigsten, schonendsten Entgegenkommens von Seiten des älteren Commilitonen als des ermuthigenden Zurufs *qnid mussitas?* aus Reisigs Munde zu erfreuen hatte.

In dieses Jahr fällt auch jener erste litterarische Ausritt, welcher den Namen des angehenden Philologen in weitere Kreise der gelehrten Welt trug, ein offener Brief, betitelt: „Replik an Herrn Wilhelm Dindorf zu Leipzig gegen unbefugte Bekanntmachung eines Privatschreibens von Friedrich Ritschel und anmassliche Einführung desselben in das Publikum“, unterschrieben: „Halle im Juni 1827. Friedrich Ritschel [1])“ Dindorf hatte „in der praefatio ad Aristoph. Pac. p. VI der zweiten Juntina für den Frieden und die Wespen einen vorzüglichen kritischen Werth beigelegt, ohne sich auf Reisig's Coniectanea p. XVI sq., wo man diese Bemerkung zuerst und ausgeführt gelesen hatte, zu beziehen“; hatte auch in der annotatio critica zur Teubner'schen Ausgabe des Aristophanes vol. I p. 345 sein Urtheil über die Wespen wiederholt mit den Worten: ‘*Juntina secunda, cuius summam in hac fabula auctoritatem esse alibi a me ostensum est.*’ Hierauf hatte Ritschl ihn brieflich zur Nachweisung dieses ‘alibi’ aufgefordert, mit dem Zusatze „widrigenfalls man sich

1) Im 5ten Stück der Neuen krit. Bibl. von Seebode 1827.

genöthigt sehen würde, in einer Litteraturzeitung über diese Sache einiges Licht auszugiessen.“ Dindorf hatte geantwortet durch den öffentlichen Abdruck dieses Schreibens[1]), welches er mit einem vornehm spöttischen Prolog und Epilog begleitete, ohne jedoch die gestellte verfängliche Frage zu beantworten. Reisig war empört über diese vornehm bequeme Manier, ein Geständniss durch erkünstelte Spasshaftigkeit zu umgehen, und liess seinen schlagfertigen Jünger, der gerade die Osterferien in Erfurt zubrachte, durch einen befreundeten Commilitonen[2]) ersuchen, den Gegner dafür „ohne Schonung zu züchtigen und in den Staub zu treten“, und zwar in Form eines offenen Briefes an Dindorf, dessen Gedankengang bis auf das Stilmuster in jenem Briefe genau vorgeschrieben wird. Diese Art der Anweisung verschnupfte Ritschl doch einigermassen[3]), auch hatte er das richtige Gefühl, dass es ihm, dem Anfänger, eigentlich nicht zukomme, in der geforderten Weise gegen einen namhaften Gelehrten aufzutreten. Dennoch kam er dem Auftrage nach besten Kräften nach, aber ohne sich schülerhaft an jene Instruction zu binden: nur die ausdrücklich darin hervorgehobenen materiellen Punkte nahm er auf, die Form ist ganz sein eigen[4]), namentlich hat er mit gutem Geschmack die ziemlich schalen Scherze, die ihm an die Hand gegeben waren, verschmäht. Trotzdem wurde die Replik von ruhiger denkenden und reiferen Freunden nicht eben gebilligt. In Berlin (wo Dindorf als prof. extr. und Custos an der Bibliothek angestellt war) fand man den Ton pretentiös und über die Grenzen des decorum ein wenig hinausgehend. Spitzner (26. Nov. 27) gab ihm in der Sache Recht, bedauerte aber, dass der junge Mann sich auf diese Weise in die litterarische Welt hatte einführen müssen. Schon im nächsten Jahre stand der Verfasser selbst nicht an, sein Product als einen „naseweisen Wisch“ zu bezeichnen[5]).

Das Verhältniss aber zwischen Ritschl und Reisig wurde enger und enger. Sie gingen zusammen spazieren, assen bis-

---

1) Intelligenzblatt des Allgem. Repertor. Nr. 5. 2) Klinkmüller an Ritschl 6. April 1827. 3) Klinkmüller an R. 23. April 27. 4) Nur die orthographische Marotte: iung, ienes u.s.w. scheint er dem Meister nachzuschreiben. 5) An Niese 29. Nov. 28.

weilen gemeinschaftlich zu Mittag. Als Ritschl im März 1828 anderthalb Wochen krank zu Bett lag, erfreute ihn der Besuch des geliebten Lehrers. Als sich derselbe dann im Herbst desselben Jahres zu der verhängnissvollen Reise nach Italien rüstete, von der er nicht wieder heimkehren sollte, war sein junger Freund fast immer um ihn, ordnete seine Bücher und erhielt zum Abschied folgendes noch im Original vorhandene Zeugniss:

„Herr Friedrich Wilhelm Ritschl, aus Gross-Vargula in Thüringen, welcher lange Zeit mein sehr fleissiger Zuhörer gewesen und mir durch viele seiner eigenen Arbeiten und durch mündliche Unterhaltungen und Disputationen nahe bekannt geworden, ist ein in ieder Hinsicht ausgezeichneter Mann, und wird, wenn er fortfährt seine Talente zu entwickeln, ein vorzüglicher Gelehrter werden. Diess bezeuge ich hier nach meiner Ueberzeugung.

Halle d. 4. October 1828.

Karl Reisig
Prof. Philos. Ordinar.“

Uebrigens hörte Ritschl in Halle, wie gesagt, nur wenig Collegia. Gegen Meier verhielten sich die strengeren Reisigianer spröde. Bei aller Gelehrsamkeit war derselbe doch seiner ganzen, enger angelegten Natur nach dem Einfluss seines weit genialeren Collegen nicht gewachsen, und das Uebergewicht seiner äusseren Stellung als Seminardirector liess dieses Missverhältniss nur noch mehr hervortreten. Ohne erhebliche Wirkung blieben auch die Vorlesungen bei Jacobs über Cicero de officiis, Sophocles' Ajax, philologische Encyclopädie, philosophische Grammatik, Didaktik mit praktischen Uebungen. Bei Voigtel, damals dem einzigen Historiker in Halle, hat R. alte und deutsche Geschichte, bei Gruber Geschichte der deutschen Poesie und Aesthetik, bei Gerlach einiges Philosophische gehört. Auch zu den Füssen der Theologen Niemeyer, Tholuck, Wegscheider, Thilo sass er, da er aus finanziellen Gründen sich, wie bemerkt, auch in der theologischen Facultät hatte inscribiren lassen; ja er ging im Sommer 1826 sogar mit dem Gedanken um, zur Uebung eine

Predigt zu halten, wovon ihm indessen der Vater abrieth[1]). Um des Stipendiums willen erwarb er sich auch die Aufnahme in das pädagogische Seminar von Niemeyer und Jacobs durch eine vom 31. August 1826 datirte, in einem unter heutigen Studenten unerhört vollendeten Latein geschriebene vita, welche sehr offene Angaben über die Mängel seines bisherigen Bildungsganges macht. Er betheiligte sich an der von Voigtel geleiteten historischen Gesellschaft[2]) in Gemeinschaft mit den Philologen Schöne, Stahr, Hanow, Kiessling, Seyffert, Büchner, Friedrich Roeder[3]), Eckstein, C. F. Ranke, zu denen noch einige Theologen wie Tuch, Bindseil, Larsow kamen. Man disputirte einmal wöchentlich in lateinischer Sprache über brennende Streitfragen hauptsächlich der alten Geschichte, wie sie durch die Forschungen Niebuhrs, Böckhs, O. Müllers, Dahlmanns u. A. eben aufgeworfen waren. Die Zahl der Theilnehmer war auf 12 beschränkt. Je Einer hatte in jeder Sitzung zwei Thesen gegen einen Opponenten zu vertheidigen. Diese Gesellschaft bot eine sehr erwünschte Gelegenheit zur Uebung im Lateinsprechen, und die Früchte kamen in den sehr belebten und würdigen Disputationen, welche bei Promotionen und Habilitationen in der Aula abgehalten wurden, zu erfreulichster Geltung. Auch durch leichten Zugang zu den Schätzen der Bibliothek, deren Vorsteher Voigtel war, sowie durch manchen heitern Scherz, wie ihn die mehr familiäre Freiheit jener Unterhaltungen und die Persönlichkeit des Leiters (auch unfreiwillig) mit sich brachte, belohnte sich die Theilnahme.

Um die durch Reisigs Abwesenheit entstandene Lücke einigermassen auszufüllen, liessen sich seine Zuhörer, darunter auch Ritschl, in drei täglichen Stunden von einem dafür bezahlten Commilitonen ein älteres Heft des Lehrers über römische Alterthümer dictiren („vorreiten“ lautete der Kunstausdruck). Zur Abhaltung der gewohnten philologischen

---

1) 30. Juli 26 : Er werde wohl eine moralische Abhandlung, aber keine christliche Predigt zu machen im Stande sein. 2) Vgl. Viro amplissimo Traug. Gotthilf Voigtel . . . quinquaginta annos in docendi munere publ. feliciter exactos gratulatur F. A. Eckstein. 1837. Auch Rosenkranz in s. Memoiren 357 f. 3) 1808—1870, zuletzt Director in Coeslin.

Uebungen aber trat eine Anzahl von Mitgliedern der societas und des Seminars zusammen, ihrer zwölf: Ritschl, Schöne, Hanow, Parreidt[1]), Seyffert, Büchner, Jordan[2]), Roeder, Mützell, Eckstein, Kiessling, Giese. Mit Entwerfung eines Statuts wurde Kiessling beauftragt; die Seele des Ganzen durch Wissen, Scharfsinn, Schlagfertigkeit, Meisterschaft im Lateinsprechen und Productivität war Ritschl, in dessen Wohnung die Genossen auch zusammenkamen. Es ging ein frischer, zukunftsfreudiger Zug durch diesen Kreis: man entwarf wissenschaftliche Pläne wie den, eine Serie von Classikerausgaben einstmals gemeinsam herauszugeben, und vertheilte bereits die einzelnen Autoren. Auch unter den übrigen Commilitonen nahm R. als 'futurus Reisigius' eine hervorragende Stellung ein; die Briefe auswärtiger Freunde versteigen sich bisweilen zu Hymnen über diesen 'Archetypus', in dem Gelehrsamkeit und Liebenswürdigkeit des Gemüths, Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit mit Schärfe des Urtheils sich in seltener Weise vereinige.

Er galt als ein Stern ersten Ranges, dem eine glänzende Zukunft in Aussicht gestellt wurde. Besonders wuchs sein Ansehen durch sein sieghaftes, ja vernichtendes Auftreten bei einigen der öffentlichen Disputationen, welche damals in Halle noch in hoher Schätzung standen[3]). In dem grossen Saal des Wagegebäudes kam es unter lebhafter Betheiligung der corona nicht selten zu ernsthaften Kämpfen. So bei der Doctorpromotion von Heinrich Eduard Foss im Jahre 1828. Derselbe, so erzählt G. Kiessling, war damals Senior des philol. Seminars und ein so exclusiver Verehrer Meiers, dass er an Reisigs Privatissimum nicht Theil genommen hatte. Seine sehr tüchtige Promotionsschrift 'de Gorgia Leontino' hatte er nur wenigen Mitgliedern des Seminars, den übrigen, namentlich auch Ritschl, nicht mitgetheilt, dem dieselbe auf einem andern Wege aber doch zukam. Dies war wohl der nächste Anlass dazu, dass R. gleichsam im Namen der so auffällig Vernachlässigten ihm extra carceres scharf

1) 1828 Lehrer am Kloster u. l. Fr. in Magdeburg. 2) 1808—1858, zuletzt Director in Soest. 3) Vgl. Achim v. Arnim's Halle, ein Studentenspiel in drei Aufzügen I 4 f.

opponirte. Es war dies gewissermassen auch ein Act der Nemesis. Foss war früher ebenso gegen Wex, einen Schüler Reisigs, bei dessen Disputation über Plato's Menon aufgetreten und allerdings nicht ohne Erfolg, da Wex dessen mathematische Einwürfe nicht zu widerlegen vermocht hatte. Als Wex denselben anscheinend nicht hatte folgen können, reichte ihm Foss einen Bleistift auf das Katheder, damit sich der Gegner die geometrischen Figuren zeichnen könne. Jetzt traf ihn die Ritschl'sche Dialektik mit unbarmherzigen Schlägen. Eins seiner Dicta ging damals in Halle von Munde zu Munde. F. hatte zu ihm gesagt: *tua sententia perversa est*, worauf R. urstracks erwiderte: *sane quidem, sed mea sententia perversa est per te, tua autem per se.* Die ganze Stadt, Studenten, Professoren, Gesellschaftszirkel, namentlich auch die Damenwelt soll sich bei der Besprechung dieses Ereignisses in zwei Lager gespalten haben, von denen die eine, aber schwächere Partei den inhumanen Gegner verurtheilte, die andre, zu der die meisten Professoren und fast alle Studenten gehörten, ihm Beifall spendeten. Uebrigens haben die beiden Widersacher im späteren Leben Frieden mit einander geschlossen.

Ein anderes Mal, um die Weihnachtszeit desselben Jahres 1828, wurde derselbe Vorkämpfer der Habilitation eines Doctor philosophiae, Namens G., verhängnissvoll, der, wie es hiess, als Apostel der Hegelschen Philosophie vom Ministerium begünstigt in schnitzerhaftem Latein 'de cognitione pulchri' (über die Platonische Aesthetik) geschrieben hatte. „Ein unwissender Mensch", so berichtet Ritschl noch in frischem Eifer an seine Mutter, „der der einfältigste seiner Klasse auf der Schule gewesen ist, und einen Schriftwisch hat drucken lassen, worin lauter erschrecklich alberne Sachen stehen ... In der philosophischen Facultät waren schon vorher heftige Debatten gewesen, ob man ihn nur zum Disputiren lassen wolle, oder nicht. Von ein paar Professoren ... war mir auf indirektem Wege der Wunsch zugekommen, dass ihm von mir opponirt werden möchte. Obgleich ich grade unwohl war, machte ich mich doch auf, und ging auf das Universitätsgebäude. Die ordentlichen Opponenten waren

zugestutzte Freunde, und dennoch war des disputirenden Doctors Unbehülflichkeit so gross, dass es ein Jammer war, zuzuhören, und dass die Blössen, die er sich gab, den zischenden Hohn der Studenten erregten. Nachdem ich meine Bekannten vergeblich stimulirt hatte, ihn anzugreifen, entschloss ich mich, der Würde der Wissenschaft das Opfer zu bringen und das Organ der allgemeinen Indignation zu werden. Ich nahm natürlich die Sache sehr leicht, behandelte ihn ganz bagatellmässig und brachte ihn in zehn Minuten dazu, dreimal öffentlich einzugestehen, dass er gegen meine Behauptung, seine Abhandlung sei dieses Ortes völlig unwürdig nach Sprache und Inhalt, nichts einzuwenden habe. Diessmal sind alle Stimmen, die mir zu Ohren gekommen sind, von Studenten und Professoren, beifällig gewesen.“ Die Facultät suspendirte in Folge dessen die Habilitation, berichtete an das Ministerium, und der Doctor wurde abgewiesen.

Im Sommer 1828 begann der in mächtigen Schritten vorwärtseilende, nunmehr 22jährige Jüngling geschlossenere Arbeitspläne zu fassen. Hätte ihm nur das Glück 100—200 Thaler in den Schooss geworfen, um Bücher anzuschaffen: „die hülfen mir jetzt mehr, als wenn ich in zehn Jahren für 1000 Thaler kaufen könnte!“ Und wirklich wusste die gütige Mutter wieder 100 Thaler für diesen Zweck flüssig zu machen. Den Gedanken einer unreiferen Zeit, „das ganze griechische Theaterwesen in seinem Zusammenhang und Organismus“ zum Gegenstand einer Doctordissertation zu machen, erkannte er für seine dermaligen Verhältnisse und für den gedachten Zweck als eben so „kühn und riesenhaft, als er für künftige Zeiten aufgespart zweckmässig und vielverheissend“ scheine[1]). Vor Allem waren die Bruchstücke der verlorenen Tragödien zu sammeln und zu bearbeiten, eine Vorarbeit, deren Ausführung Ritschl früh ins Auge gefasst hat. Aus der Masse bedeutender Aufgaben dieses Gebietes wählt er „als ausführbar, weil in sich abgeschlossen“ eine der interessantesten und schwierigsten: *de Agathonis vita, arte et fragmentis*, eine Arbeit, die dem Verf. „den Doctor-

1) An Niese 9. Aug. 28.

titel und vielleicht noch etwas mehr verschaffen soll.“ Schon hat er allerhand dazu gesammelt[1]), ist aber wegen anderer Arbeiten zu anhaltendem Studium der Aufgabe noch nicht gekommen. Aber im October steckt er bereits tief darin, ist in verwickelte Untersuchungen gerathen. Auf der Universitätsbibliothek hat er sich „so zu sagen eingemiethet.“ Er hat es durch geschickte Mittel dahin gebracht, nicht nur in den eigentlichen Büchersaal hineinzugehen, „was bloss Professoren erlaubt ist,“ sondern auch täglich (ausser den Stunden von 10—12) von 12—2 oben zu bleiben, „was niemandem erlaubt ist.“ „Das ist dann eine Lust, wenn ich mit dem Secretair allein bin und nun nach Herzenswunsch in den 50000 Bänden herumwühle. Denn so bringe ich in einer halben Stunde mehr vor mich als andere in zwei.“ Auch geniesst er die Vergünstigung, während ein Student eigentlich nur zwei Bücher auf einmal nach Hause nehmen darf, deren gegen 100 auf seiner Stube zu haben. Der Weg von der Bibliothek bis zu seiner entfernten Wohnung, den Arm voll Folianten und Quartanten, war dann „eine wahre gymnastische Uebung.“ Freilich verdankte er so ungewöhnliche Vergünstigungen nicht sowohl der Nachsicht des ängstlichen Oberbibliothekars (Voigtel), obwohl auch der ihm mit väterlichem Wohlwollen zugethan war, als der Verständigung mit dem Secretair und dem Bibliotheksdiener. Denn „die untergeordneten Personen helfen in solchen Dingen immer am meisten.“ Bei dem Bibliotheksdiener nämlich liess er seine Bücher binden; für den Secretär Thieme besorgte er die Revision aller philologischen Recensionen der Halle'schen Allgem. Litt. Zeitung, wofür er am Jahresschluss von allen revidirten Nummern einen Abzug erhielt. Auch in den Weihnachtsferien ging das sofort. Die ausführlichen und häufigen Correspondenzen mit Freund Niese kamen unter diesen Umständen freilich ins Stocken. „Sonst war mein Arbeiten“, so schreibt er ihm, „viel einzelner, abgerissener; jetzt ist es viel systematischer, zusammenhängender und so zu sagen

---

1) Auch die Freunde nah und fern müssen suchen helfen, selbst Spitzner (31. Dec. 28), doch war ihr Jagen meist vergeblich.

(lache nur!) grossartiger, so dass ich mich weniger leicht herausreissen kann, zumal wenn ich, wie das oft der Fall ist, grade für einen bestimmten Zweck aus öffentlichen und Privatbibliotheken einen Haufen Bücher zusammengeborgt habe, die ich zu bestimmtem Termin wieder abliefern muss; oder wenn ich grade einer wissenschaftlichen Entdeckung auf der Spur oder einem erwünschten Resultate nahe bin, was man dann so wenig gern aus den Augen lässt als der Jäger sein aufgejagtes Wild. Und wenn ich nun wirklich ans Schreiben komme, so habe ich den Kopf gewöhnlich so voll von Gedanken und — zumal bei der jetzigen Gestaltung mancher Verhältnisse — von Sorgen, dass es mir schwer wird ... so recht con amore zu schreiben."

Zugleich erwog und betrieb er eifrig die praktischen Schritte zur Gründung einer erwünschten Zukunft. Der Entschluss, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, durch Reisigs ermuthigende Zustimmung noch verstärkt, stand ihm fest. Sein Ideal war sich in Berlin zu habilitiren, wohin ihn der Reiz der grossen, vielseitig bewegten und anregenden Stadt, für die er schwärmte, und ein weiter Kreis lieber Freunde und Verwandten lockte, vor Allem das Haus der Schwester, deren Vermählung mit dem Hofrath von Lancizolle bevorstand. „Ach, Du glaubst gar nicht," bekennt er sehr überschwänglich Niesen am 21. November 1828, „wie mich der Gedanke an Berlin allemal in Wallung setzt, hundert und tausend Gedanken durchkreuzen sich da gleich, alle Nerven, Muskeln und Sehnen zucken in mir, und ich möchte gleich die ganze Gegenwart mit Füssen zertreten und über die abscheuliche Kluft mit Flügeln des Windes hinausfliegen". Um eine bescheidne Grundlage seiner Subsistenz für den Anfang zu gewinnen hatte er, auf das Zeugniss von Reisig und einen entsprechenden Empfehlungsbrief von Meier gestützt, von Böckh selbst, dessen Augenmerk schon durch die Affaire mit Dindorf auf R. gerichtet war, unter der Hand dazu aufgemuntert, in einem durch Niese als diplomatischen Geschäftsträger übermittelten Brief sich für Ostern 1829 um eine Stelle an dem von Böckh geleiteten pädagogischen Seminar beworben. Doch war die Antwort des-

selben hierauf nicht grade ermuthigend ausgefallen: er habe zwar immer an Ritschl gedacht, zu Ostern aber könne schwerlich etwas daraus werden: um eine Nummer habe er ihn in der Liste der Anwärter höher gestellt, die zweite oder dritte Stelle, die erledigt werde, solle er haben. Nach vielfältigen, fast täglichen Ueberlegungen mit den Freunden Hanow, Schöne und seinem Stubenburschen Büchner war er zwar zu dem vorläufigen Resultat gekommen, sich für alle Fälle zum Examen bereit zu halten, dann aber freilich auf den Druck der Dissertation zu verzichten, deren Ausarbeitung damals, am 21. December 1828, noch nicht einmal begonnen war. Auch an eine Adjunctenstelle am Joachimsthal unter Meineke dachte er vorübergehend, ohne deshalb den Plan der Habilitation aufzugeben. Doch wurde es ihm mehr und mehr zweifelhaft, ob es überhaupt gerathen sei, die letztere in Berlin zu vollziehen; ob nicht Halle, wozu auch Reisig gerathen, zweckmässiger sei. Für Letzteres sprachen manche Vortheile: die unschätzbare Freiheit in Benutzung der Bibliothek, das gesicherte Renommé bei Studenten und Professoren, während „in dem grossen Ocean aufzutauchen und sich bemerkbar zu machen“ trotz des besten Muthes schwer erschien; endlich der relative Mangel an tüchtigen Docenten der Philologie in Halle. Auch auf eine Stelle am Pädagogium eröffnete sich eine unbestimmte Aussicht, die ihn freilich auch nicht besonders lockte. Auf alle Fälle will er spätestens zu Ostern 1831 anfangen, Collegien zu lesen. Ganz andere Phantasien aber regte das Gerücht, dass der einflussreiche Stettiner Onkel, der Bischof, nach Petersburg berufen sei, um den dortigen evangelischen Gottesdienst zu reformiren, in dem jungen Brausekopf auf. Er träumt von einer Professur an der dortigen Universität: „welch herrlicher Wirkungskreis müsste das sein, das grosse Licht in Russland mit anstecken helfen zu können“; er schwelgt in der Aussicht, „als ob sich ihm ein Land Canaan wie dem Moses vom Berge aus offen thäte.“

In diese Zukunftsgedanken fiel wie ein Donnerschlag zu Anfang des Jahres 1829 die Nachricht erst von der gefährlichen Erkrankung, kurz darauf von dem Tode des geliebten

und verehrten Meisters Reisig in Venedig. Nachdem er wenige Wochen mit voller Energie den Schätzen der Marcusbibliothek, namentlich der Handschrift des Athenaeus, den er neu bearbeiten wollte, hatte widmen dürfen, hatte ihn schon zu Ende November ein schleichendes Fieber erfasst, welches nach scheinbarer Besserung zu Neujahr in ein tödtliches Lungenleiden ausbrach, dem der kräftige Mann bereits am 17. Januar erlag. Der Eindruck auf die verwaiste Schaar der Jünger war ein betäubender: „es war, als ob der Leitstern unseres Lebens geschwunden und plötzlich rings um uns finstere Nacht geworden wäre“, sagt Seyffert in seinen Aufzeichnungen.[1]) G. Hermann hielt dem so früh verblichenen grossen Schüler vom Katheder herab mit bewegter Stimme eine lateinische Leichenrede.[2]) Ritschl aber schrieb am 3. Februar unmittelbar nach Empfang der Trauerkunde an seine Mutter: „Es ist ... ein entsetzlicher Gedanke, der Gedanke der Vernichtung, der unwiderruflichen Vernichtung, wenn auch nur der irdischen. Der Mensch ist ein kurzsichtiges Geschöpf: aber eben darum kann man es ihm auch nicht sehr verübeln, wenn er zu Zeiten etwas unbegreiflich findet, und z. B. in diesem Falle fragen möchte, warum nun grade dieser Mann in der Blüthe seines Lebens dahinsterben musste? Denn man würde nicht fertig werden, wollte man alle die unzähligen Gründe erörtern, warum der Tod dieses Mannes ein so grosser, unersetzlicher Verlust ist; nur für die Wissenschaft, für die Universität! um gar nichts von seinen Schülern zu sagen. Dazu gestehe ich, dass einen sehr grossen Theil meiner Wehmuth der Gedanke bewirkt, dass er für seinen Ruhm viel zu früh gestorben ist. Der Nachruhm ist für den Menschen im Allgemeinen keineswegs ein nothwendiges Erforderniss zur Erfüllung seiner Bestimmung, der grösste Theil denkt gar nicht daran; aber derjenige Theil, dem der Nachruhm Bedürfniss ist, muss sein Leben für verloren achten, wenn er dahin stirbt, ohne seines Namens Gedächtniss für alle Zeiten gestiftet zu haben. Das aber ist der Fall mit Reisig, dessen unvergessliches Verdienst ausser

---

1) Bei Kiessling S. 10. 2) Sintenis an R.

Halle noch gar nicht in seinem Umfange anerkannt ist. Jene Ansicht, ich weiss es wohl, hat eben nicht viel Christliches, aber sie ist doch weder gottlos noch unmoralisch, und ich kann mich, wenigstens für jetzt, nicht davon trennen.“[1])

Man spürt ein Rauschen der jungen Adlerschwingen in dieser antik empfundenen Sehnsucht nach dem Ruhm, die den Jüngling mit mächtigem Zuge in die zu früh verlassene, segensreiche Bahn des unvergesslichen Meisters hineinruft. Indem er am 22. Februar der Mutter und den übrigen Angehörigen für ihre Theilnahme an dem schmerzlichen Verlust dankt, hat er sich doch schon genug ermannt, um seine Pläne fester als je ins Auge zu fassen. „War auch das erste Gefühl“, so schreibt er, „bei mir und andern das einer trostlosen Verwaistheit, so kömmt doch, wenn der erste Schmerz niedergekämpft ist, bald ein erhebendes Gefühl der Selbständigkeit, die ja von der eisernen Nothwendigkeit nun geboten wird, in das anfangs ganz niedergedrückte Gemüth, und der begeisternde Wunsch, seiner würdig zu werden und in seinem Geiste zu wirken.“ Und dazu findet er nunmehr „in der ganzen Welt kein passenderes Terrain, keine günstigeren Verhältnisse als in Halle.“ — — „Glaube mir, Halle bietet jetzt gegen Berlin so unwidersprechlich überwiegende Vortheile dar, dass ich, wollte ich dies verkennen, nicht um ein Haar anders handeln würde, als jener Hund bei Aesop, der mit einem Stück Fleisch im Maule über eine Brücke laufend, diess ins Wasser fallen lässt und nach dem Schatten schnappt.“ Sein Plan werde von den Professoren begünstigt, von meh-

---

1) Auch die Zeit hat R.'s Liebe uud Bewunderung für den Lehrer nicht vermindert. Ohne seine wissenschaftliche Ueberzeugung ihm gefangen zu geben hat er gern und oft die Gelegenheit ergriffen, sein treues Andenken an den ‘praeceptor olim dilectissimus, nunc desideratissimus’ (schedae criticae 20 = opusc. I 714. vgl. p. 726: ‘sed quoniam in Reisigii versor memoria immortali’), den „unvergesslichen“ (1841 = opusc. I 299), den ‘praeceptor incomparabilis’ (opusc. I 378) zu bezeugen. Hat er doch auch den zweiten Band seines Plautus ihm gewidmet: D. M. | ET PERPETUA MEMORIAE | CAROLI REISIGI THURINGI | PRAECEPTORIS DUM VIXIT DULCISSIMI | POST FLEBILEM MORTEM DESIDERATISSIMI | SACRUM ESSE VOLUIT | SALUBERRIMAE DISCIPLINAE ALUMNUS | PIENTISSIMUS | FRIDERICUS RITSCHELIUS.

reren Seiten sei ihm dringend zugeredet worden, man wisse, dass er Reisigs einziger Schüler sei, dem dieser selbst die akademische Laufbahn angerathen habe. Auch Spitzner[1]) redete lebhaft zu, kühn in die Lücke zu treten und sich frischweg zu habilitiren. Besonders entgegenkommend aber erwies sich gegen alle Erwartung Meier, mit dem Reisig aus oben angedeuteten Gründen in einem misslichen Verhältniss gestanden, zu dem Ritschl schon deshalb bisher wenigstens in keine nähere Beziehung getreten war, obwohl er ihm die Zuweisung von Privatstunden verdankte, deren Ertrag ihm ein viertes Studienjahr möglich gemacht hatte. Eines Abends nun liess Meier den jungen Ritschl zu sich bestellen, setzte ihm den Vorschlag der Habilitation auseinander und forderte ihn auf nach einigen Tagen Bedenkzeit Antwort zu geben. Nach gepflogener Berathung mit den Freunden erklärt sich R., soviel auf seine Einwilligung ankomme, vollkommen für den Plan entschieden. Nächsten Michaelis will er als Docent auftreten: die Collegia, die, zumal bei der geringen Concurrenz, sicheren Zulauf versprechen, sind bereits gewählt. Auch die Hauptschwierigkeit, die finanzielle, die in Berlin geringer sein würde wegen der grösseren Mannigfaltigkeit der Erwerbsmittel, hofft er zu überwinden durch die ihm von Meier eröffnete Aussicht auf ministerielle Gratificationen, durch Mitarbeit an der Hallischen Litteraturzeitung, wozu ihm wiederum Meier aufgefordert hat, durch anderweitige Recensionen, durch Collegienhonorar, durch Betheiligung am Wiederabdruck guter, längst vergriffener Bücher, wie das besonders in Leipzig massenhaft geschehe. So rechnet er mit gewohnter Geschicklichkeit drei- bis vierhundert Thaler jährlicher Einkünfte zusammen. Die Kehrseite, welchen Kampf ihm die Resignation auf das geliebte Berlin gekostet hat, zeigt ein Brief an Niese vom 9. desselben Monats, welcher den bereits gefassten Entschluss, „an der am meisten vernachlässigten und gewissermassen verachteten Universität Preussens, ohne Hegelstudium, ohne Kunststudium etc.“, „mit einem

1) An R. 6. Februar 1829. Schon erwartete man, freilich ohne besondere Befriedigung, die Berufung Bernhardy's. Sp. hielt Lobeck für den einzigen ebenbürtigen Nachfolger Reisigs.

grossen Ueberdruss an Halle selbst, seiner ganzen äusseren und inneren Erscheinung", „mit der schönsten Aussicht zu verhungern" zwei Jahre lang bei Wasser und Brod einer Versorgung entgegen zu harren, als einen ziemlich heroischen darstellt.

Es galt nun unentwegt dem vorgesteckten Ziele entgegenzusteuern, die Masse des gesammelten Stoffs zusammenzufassen, die zahlreichen Parerga, welche sich während der Untersuchung aufgedrängt hatten, zu beschneiden und an die Ausarbeitung der Promotions- und Habilitationsschrift zu gehen. Noch am 9. Februar war keine Zeile davon niedergeschrieben, aber doch Ende April als Termin des Doctorexamens ins Auge gefasst. Am 23. März waren die Vorarbeiten wirklich fertig, und wie von jeher bis zuletzt Ritschl geliebt hat, feste Zukunftsprogramme für seine Pläne zu entwerfen, wurde nun der April zur Ausarbeitung der Dissertation, der Mai zur Präparation für das mündliche Examen, Ende Mai zur Promotion bestimmt. Der Juni sollte daheim in Erfurt verbracht, der übrige Sommer auf Ausarbeitung der Habilitationsschrift und der Collegien verwendet werden, am Ende des Sommersemesters sollte die Disputation pro venia docendi stattfinden.

Ganz so programmmässig verlief nun freilich die Sache nicht. Abgesehen von den Störungen, welche der Tag brachte, erschwerte ihm auch das angeborne „Streben nach Gründlichkeit und Allseitigkeit", welches er im Unmuth bitter verwünschte,[1]) die gebotene Concentration auf das nächste Ziel. Im Mai opponirte er als Senior des Seminars seinem Freund Schöne bei der Promotion. Erst im Lauf des Juni riss ein Blick in den Kalender den in behaglichem Studien- und Lebensgenuss Dahindämmernden aus seiner Ruhe, und nun ging es an ein Arbeiten „im eigentlichsten Sinne Tag und Nacht", so dass am 26. Juni eine Abhandlung von anderthalbhundert Folioseiten der Facultät eingereicht werden konnte. Im Vorgefühl der neuen Würde schrieb er am folgenden Tage der Mutter: „— — Dafür kriegst Du nun auch einen

---

1) An Niese 7. Mai 1829.

neugebackenen Herrn Doctor ins Haus; und wie hübsch wird sich das ausnehmen, wenn Du künftig Deinen Brief adressirst: An den Herrn Doctor Fr. Ritschl in Halle; und wenn Hanne mich in Erfurt ruft: Herr Doctor, Sie möchten zu Tische kommen! und wenn ich zum Onkel“ (in Erfurt) „sage: Guten Morgen, Herr College!?? Hahahaha! Na, wenn ich nach Erfurt komme, will ich auch meine Lache wieder einmal hören lassen, dass die Augustinergasse schüttert. Ich habe Dich auch recht gelobt in meiner Lebensbeschreibung, die die ganze philosophische Facultät in Halle zu lesen kriegt, und den Vater auch, und gerühmt, wie ihr mich so schön erzogen habt, und wie mich der Vater hat decliniren und conjugiren lassen u. s. w.“ Am 4. Juli bestand er *(summa cum laude)* im Hause des Decans Gruber das mündliche Examen in Aesthetik, alter Geschichte, Chronologie, Geschichte der Geographie, griechischen Alterthümern, philosophischer Grammatik und Horazens Briefen. „Geistesgegenwart und Räsonnement“, behauptet er, hätten ihm dabei mehr geholfen als positive Kenntnisse. Von Allem, was er zum Examen gelernt hatte, kam wie gewöhnlich Nichts daran.

Da nun aber der Druck der eingereichten Abhandlung (*de Agathonis vita* etc.) die Disputation und demzufolge die Promotion sehr verzögert haben würde, die Aufstellung nackter Thesen dem strengeren akademischen Brauche widersprach, so entschloss sich der Candidat auf den Rath der ihm sehr wohlwollenden Facultät in aller Eile einige Bogen vermischten Inhaltes, wie er es gerade zur Hand hatte, drucken zu lassen. „Abends“, so berichtet er an Freund Niese, „kam ich um 8 Uhr aus dem Examen, und um 9 Uhr fing ich an zu arbeiten, drei Tage und drei Nächte durch, während welcher Zeit ich nur neun Stunden schlief: in der Druckerei zerrten sie mir das Manuscript blätterweis aus den Fingern, zuletzt mussten drei Setzer zugleich angestellt werden und arbeiteten für mein Geld zwei Nächte durch: so wurde das Ding Nachts verfasst, gesetzt, gedruckt, gebunden: ein wahres Werk der Nacht. Gebe Gott, dass einige lumina wenigstens es erhellen. Den Freitag machte ich 23 Visiten ... Abgehetzt wie ein gejagtes Wild ruhte ich ein paar

Stunden aus, und blieb wieder die ganze Nacht ausser zwei Stunden auf, um mich auf die Thesen zu präpariren, fuhr Sonnabends früh 10 Uhr zur Disputation, und wurde um halb 3 Uhr zum Doctor creirt. Darauf fiel ich in einen Todtenschlaf, bis ich Abends 8 Uhr zu meinem Doctorschmause ging, den Pernice mir zu Ehren gab.“ Die Disputation fand am 11. Juli Morgens 10 Uhr statt. Es opponirten Dr. Anton Rein und die Seminarmitglieder Rudolph Hanow und Gustav Kiessling.

Die schedae criticae gewähren in ihrer improvisirten Auswahl eines bunten Inhaltes einen unmittelbaren Einblick in das Studierzimmer des Verfassers, in die mannigfachen Fächer seines Arbeitstisches. Die Hermannschen Aeschylusvorlesungen wirken nach in den Conjecturen zu den Sieben vor Theben: eine derselben (στέγων statt des Glossems εἴργων V. 1000), in welcher der junge Kritiker unwissentlich mit Dobree zusammentraf, ist durch unzweideutiges Zeugniss der Mediceischen Handschrift bestätigt worden. Als eine Frucht des historischen Seminars bei Voigtel darf man die Abschnitte über Pausanias ansprechen, neben Beiträgen zur Textemendation überwiegend Untersuchungen zur Geschichte der Lacedämonier, besonders zur Chronologie der Messenischen Kriege. Durch Reisig angeregt war die Untersuchung über die Prosodie von *alterius*,[1]) welche der Verf. in verschiedenen Stadien seines Lebens weiter verfolgt und zuletzt abschliessend und erschöpfend zu einem Resultat geführt hat, welches jene Reisigsche These freilich als einseitig und auf unzureichendem Fundament ruhend erwies. Es folgen in geschickten Uebergängen mit einander verknüpft Conjecturen und Beobachtungen zu den Anakreonteen, zu den Tragikern, zu Hesiod, worunter denn freilich manches Künstliche, auch Jugendliche, ‘ingeniosius quam verius’, entschuldigt mit dem von Cicero entlehnten naiven Lieblingsspruch

1) Jetzt opuscula II p. 662—667. Ein begeisterter Reisigianer, Wensch, berichtet am 13. December 1827 an R., wie der von ihm angefachte Streit, ob man nach Reisigs Vorschrift alterīus oder alterĭus sprechen solle, das Wittenberger Lehrercollegium in die ergötzlichste Aufregung versetzt habe.

quod si nihil sit, lusisse putemur, sich findet, während Andres wie die Verbesserung zum Sophokleischen Aiax (ποτὶ statt ποτὲ 195) oder zu den Sieben (τύχης statt γυνὴ 208) den Nagel auf den Kopf trifft.

Die angehängten Thesen wie über die Geschichtschreiber des Namens Marsyas,[1]) über die beiden Philosophen Ariston,[2]) sind zum grösseren Theil in späteren Abhandlungen ausgeführt worden, einige sind den Studien über Agathon entnommen; an die Disputation mit Foss erinnert die siebente These über die Chronologie des Platonischen Gorgias.

Die Darstellung ist noch jugendlich breit, aber der lateinische Stil in seiner charakteristischen Prägung, wenn auch nicht vollständig entwickelt, doch sicher angelegt; Schärfe der sprachlichen Beobachtung, Erfindsamkeit und Gesundheit des Urtheils, Sorgfalt und Umsicht der Beweisführung bei umfassender Berücksichtigung der Litteratur, wesentliche Eigenschaften auch der vollendeten Ritschlschen Methode, sind bereits in bedeutendem Grade ausgebildet. Der Stoff ist aus dem Vollen geschöpft und doch der unnütze Ballast vermieden. Mit liebenswürdiger Pietät bei voller Freiheit des Urtheils wird des verewigten Meisters Reisig wiederholt gedacht und an seine Schriften angeknüpft.

4. Habilitation.

Nach kurzem Besuch in der Heimath, von wo der junge Doctor schon am 24. Juli wieder zurückkehrte, erfolgte am 15. August die Habilitation. Die Habilitationsschrift, welche schon mit dem Promotionsgesuch circulirt hatte und jetzt im Druck war, wurde nicht von Neuem vorgelegt. Vom Colloquium wurde er durch einstimmigen Beschluss der Facultät dispensirt. Gruber ging voran mit der Bemerkung: „von einem Colloquium kann bei Herrn Dr. R. wohl keine Rede sein“; und die Uebrigen stimmten ihm zu. Bei der Disputation fungirte der getreue Hanow als Respondent.

Die kurze lateinische Rede,[3]) welche die Disputation

1) Ausgeführt im Breslauer Sommerproömium 1836 = opusc. I 449 ff. 2) Ausgeführt 1841 im Rhein. Mus. I 193 ff. = opusc. I 551 ff.
3) Der Anfang ist verloren.

eröffnete, setzte auseinander, wie nothwendig als Ersatz der verlorenen Litteraturmassen Sammlung und kritische Bearbeitung der Fragmente sei, wies beispielsweise auf den Mangel einer solchen Arbeit für die Hesiodischen Gedichte hin, deutete an, wie verschieden je nach dem Stoff die Grade der Wahrscheinlichkeit bei Wiederherstellungsversuchen des Zusammenhanges seien, und warf einen Seitenblick auf die vornehmen Verächter der Fragmentkritik.[1])

Hierauf zum Respondenten gewendet, die Wahl desselben durch seine Geschicklichkeit (besonders *orationis facultas prorsus singularis*), durch Freundschaft und Uebereinstimmung der Ansichten motivirend, erklärte er, warum er es vorgezogen habe, sich nach alter Sitte einen Respondenten zu nehmen, statt wie er anfangs gewollt und wie es jetzt für feiner gelte, ohne socius die Disputation allein zu führen. Er sei belehrt worden, dass jene Einrichtung der Vorfahren ihren guten Grund habe: denn die Fähigkeit eine wissenschaftliche Schrift öffentlich zu vertheidigen, sei bei der Doctordisputation zu bewähren; wer sich als Docent habilitire, habe zu beweisen, dass er im Stande sei Disputationen zu leiten.

Die Disputation erhielt durch die Gegenwart des Prorectors Blume, des Decans und einer Anzahl befreundeter Professoren, wie des Juristen Pernice und des Mediciners Friedländer eine besondere Weihe. Activ betheiligte sich auch Prof. Meier an derselben. Am 17. August bereits sandte der junge Privatdocent die Ankündigung seiner Wintervorlesungen an den Decan ein; an demselben Tage legte dieser der Facultät den sehr empfehlenden Bericht an das Ministerium vor, und am 29. erfolgte die Genehmigung der Habilitation durch Ministerialrescript.

Die der Facultät vorgelegte Habilitationsschrift de vita Agathonis war nur ein Bruchstück eines nach

---

1) *In hoc igitur litterarum illarum splendore felicissimo successu ab ingeniosissimis hominibus tractatarum, quis non demiretur esse quosdam, qui genus illud omne fastidiant et despicatui habeant? Vidimus enim vociferantes, et certi nihil esse dictitantes in eo genere, omnia vero ingeniosi lusus nomine digniora quam subtilis et fructuosae investigationis.*

grossem Plan angelegten, zum Theil bereits vollendeten Buches *de Agathonis vita, arte et tragoediarum reliquiis.* Auch von jener wurden für die akademische Publication nur die Abschnitte (cap. V—VII) gedruckt, welche die Lebenszeit des Dichters untersuchen.

In der Vorrede wird gegenüber den Verächtern eingehender chronologischer Untersuchungen die Methode und Aufgabe der historischen Philologie betont, und die *subtilis temporum investigatio* mit Scaliger als *lux historiae* bezeichnet. Der geschickt verschlungene Faden der Untersuchung geht von den Angaben des Praxiphanes über die Zeitgenossen des Thucydides aus, dringt dann auf Anlass der Notiz bei Aelian, dass Agathon 40 Jahre alt war, als er sich am Hofe des Königs Archelaos aufhielt, um die Regierungszeit desselben zu ermitteln, tief in die höchst verwickelte Frage über die makedonische Königsliste ein; ermittelt, wann Euripides zu Archelaos ging, was wiederum nicht entschieden werden kann ohne die eingehendste Untersuchung über das Todesjahr dieses Dichters, dessen Bestimmung durchaus abhängt von der Entscheidung über das Todesjahr des Sophokles: Auf solchen Umwegen wird erst annähernd das Geburtsjahr des Agathon gefunden; genauer präcisirt wird es durch die Ermittelung der im Platonischen Protagoras für den Dialog fingirten Zeit, in der Agathon als νέον ἔτι μειράκιον aufgeführt wird. Um ferner die Lebensdauer desselben zu bestimmen, wird zuvörderst untersucht, wann er eigentlich nach Makedonien gegangen, und da er zur Aufführungszeit der Thesmophoriazusen noch in Athen war, in welches Jahr diese zu setzen sei. Die Lösung dieses auch an sich sehr verschlungenen Knotens wird aus einem der nicht zum Druck gelangten Capitel entlehnt. Sicher ist, dass Agathon bei Aufführung der Frösche nicht mehr in Athen war, aber wenn es dort heisst: ἀποίχεται . . . ἐς μακάρων εὐωχίαν: ist dies von den Inseln der Seligen oder von der Tafelrunde an der makedonischen Königstafel zu verstehen? Die Richtigkeit der letzteren Erklärung wird bewiesen durch die Chronologie des Platonischen Gastmahls, aus welchem hervorgeht, dass, als Apollodorus dem Glaukon

davon erzählte (vor dem Tode des Sokrates), Agathon noch lebte und bereits seit vielen Jahren sich im Auslande aufhielt. Die äusserst gewandte, in den meisten Punkten überzeugende Beweisführung zeigt die volle Herrschaft des Verfassers über die Periode der Litteratur, welcher diese Specialstudien zugewendet waren. Das leuchtende Beispiel, welches Bentley für kritische Behandlung des litterarhistorischen Stoffes gegeben, hatte bis dahin noch nicht gar viel leistungsfähige Nachfolger gefunden. Hier war Einer, der mit Erfolg in seinen Spuren und über diese hinaus fortzuschreiten befähigt war.

Die angehängten *sententiae controversae* sind wieder zum grösseren Theil ausgewählte Ergebnisse der *commentationes Agathonicae* (Dinarchs Rede für Agathon, Aufführungszeit der Euripideischen Andromeda, erstes Auftreten Agathons), theils ergänzen sie die in den *schedae criticae* über die Prosodie von *alterius* vorgetragene Ansicht durch Verbesserungsvorschläge zu Plautus und den Satiren des Ennius.

Lehrthätigkeit in Halle

1829—1833.

1. Erste Erfolge.

Schöne, genussreiche Wochen in Erfurt, unter Verwandten und Freunden verlebt, belohnten den jungen Gelehrten für die unerhörten Anstrengungen des Sommers. Den Beschluss machte am 28. August die Hochzeit der geliebten Schwester Henriette mit dem Hofrath von Lancizolle; der Bruder begleitete das junge Ehepaar noch eine Strecke bis Halberstadt. Von da kehrte er nach Halle zurück, wo er am 22. September eintraf. Das langentbehrte Familienleben hatte ihn weich gestimmt, so dass er wehmüthig sich von den Geliebten verabschiedete, und als er sich nun „wieder in das weite und öde Meer“ seiner Einsamkeit zurückgestossen sah, ergriff es ihn mehr als je, und er konnte seiner Thränen stundenlang nicht Herr werden. Aber bald übte das „abhärtende Klima“ von Halle seine „specifische Kraft“ aus, „die Rechte des Gefühls und Gemüths zu ersticken“; und die Umgebungen der gewohnten Arbeitsstube riefen ihn zu seiner unterbrochenen Thätigkeit zurück. Er fand mehrere ausserordentlich anerkennende Dankschreiben für Dissertation und Habilitationsschrift vor, das eine vom Ministerium, ein andres von Süvern, ein besonders warmes, schliessend mit dem Wunsche, dass er sich in dem von ihm „gewählten, höchst schwierigen Berufe eines glücklichen Erfolges erfreuen möge“, von Johannes Schulze. Schon durch Ministerialrescript vom 25. Mai[1]) war dem Vater auf besondere Empfehlung der Facultät, die durch persönliche Verwendung Einzelner wie Voigtel's u. A. noch wirksam verstärkt war, eine Beihülfe von 100 Thlrn. in der Absicht bewilligt worden, dass er seinen Sohn „zu der von ihm zu ergreifenden Laufbahn eines akademischen Docenten unterstützen“ möge, und wenn der-

---

1) Unterz. v. Kamptz, adressirt an den Herrn Prediger Ritschl in Vargula!

selbe fortfahre sich auszuzeichnen, für das nächste Jahr eine ähnliche Unterstützung in Aussicht gestellt worden. Auswärtige angesehene Gelehrte drückten ihren Beifall über die ausgezeichneten Erstlinge aus. So bot Göttling in Jena dem würdigen Schüler Reisigs freundschaftlich die Hand;[1]) Meineke in Berlin schrieb: „die Untersuchung über Agathon kann ich nicht anders als meisterhaft nennen“ (6. October 1829); K. W. Krüger berichtete (2. Januar 1830), dass er in den Anmerkungen zum Clinton fast genau dieselbe Geburtszeit des Agathon angenommen und das Zusammentreffen noch im Index angemerkt habe. Wilhelm Dindorf,[2]) die ehemalige Fehde mit würdigem Schweigen ignorirend, gestand, „seit längerer Zeit in keiner Schrift dieser Art auf so wenigen Seiten so zahlreiche Beweise von Scharfsinn, richtigem Urtheil und wohlangewendeter Gelehrsamkeit vereinigt gefunden zu haben.“ Reichliches Lob spendete Böckh den schedae criticae.[3]) Etwas kritischer, aber auch inhaltsreicher ist Lachmanns Schreiben.[4]) „Sie werden in einiger Zeit wahrscheinlich nicht mehr so viel Conjecturen machen,“ schreibt er, „aber auch die jugendlichere Fülle ist angenehm.“

Unter den erfreulichsten Hoffnungen durfte also der junge Docent seinem ersten Semester entgegensehen. Schon 14 Tage vor Beginn der Vorlesungen hatten sich für sein publicum über die Oden des Horaz 68 Zuhörer angemeldet. Am Tage vor der wirklichen Eröffnung (am 1. November) versammelte er einen kleinen Kreis seiner nächsten Freunde im Auditorium, trug ihnen vom Katheder herab den Anfang seiner Einleitung vor, und forderte dann seine Zuhörer auf, ihre kritischen Bemerkungen zu machen. Die Generalprobe verlief, wie einer der Zeugen versichert, äusserst heiter und befriedigend.

Die Eröffnung der Vorlesungen war ein akademisches

---

1) 3. November 1829. 2) 25. Octbr. 3) Schreiben vom 22. Octbr. 1829: „Mein λάβοιο, was Sie anführen [p. 25 = opusc. I 719], hat mir Spass gemacht; ich habe kein Wort mehr davon gewusst, denn ich habe ein klein wenig von Didymos' λησμοσύνη an mir.“ 4) Ohne Datum.

Ereigniss. Alles wollte den durch die Disputationen allgemein bekannt gewordenen, streitbaren und schlagfertigen Kämpen auf dem Katheder sehen und hören.[1]) Zu der öffentlichen zweistündigen Vorlesung über Horaz fanden sich sogleich an 300 Hörer ein, darunter 160, zuletzt 199 eingeschriebene, so dass man in das grösste Auditorium übersiedeln musste. Dasselbe war trotzdem so voll, dass schon eine halbe Stunde vor dem Anfang keiner mehr hereinkam: unter Pfeifen, Trommeln, Singen sprang man zu den Fenstern herein über Tische, Bänke, Katheder, bis der blutjunge, bartlose Docent eintrat. Dann einmaliges vielzüngiges Zischen zum Zeichen der Ruhe und lautlose Spannung bis zu Ende der Stunde, nur unterbrochen durch den Jubel über einen gelegentlichen Witz, wie wenn z. B. der fortlaufenden Commentare gedacht wurde, „welche fortlaufen, wo sie stehen bleiben sollten.“ In der ersten Stunde war die Rede von Horazens sittlichem Charakter, in der zweiten von seinem poetischen, in der dritten von den Bearbeitungen des Dichters. Der frischen, durchschlagenden Vortragsweise dienten die über denselben Gegenstand handelnden trivialen Vorlesungen eines alten, von Wittenberg übernommenen Professors Rabe zur Folie. Als freilich die spinöse Chronologie der Oden zur Sprache kam, verminderte sich, wie es zu gehen pflegt, die Begeisterung der jungen Herren.

Interpretirt wurden die sieben ersten Oden des zweiten Buches der Reihe nach mit allseitiger Berücksichtigung des Sprachgebrauchs, des poetischen Stils, der Realien und Personalien, des Gedankenganges. Hier und da methodische Winke (z. B. über die verkehrte Geschichtsklitterung derjenigen Erklärer, welche überall bei H. verborgene persönliche Anspielungen wittern, oder über das Recht und die Pflicht, bei einem so gefeilten Dichter wie H. jeden Ausdruck auf die Goldwage zu legen); ferner culturhistorische Erörterungen wie über die Verschiedenheiten antiker und moderner Sitte in erotischen Dingen, auch behagliche prak-

1) An die Mutter im Sommer 1829: „ich bin durch die Disputation in Halle bekannt wie ein bunter Pudel, vielleicht auch wie noch was besseres.“

tische Nutzanwendungen, wie denn z. B. (zu II. 3) sehr sympathisch das dolce far niente gepriesen wurde, „welches Einem in gewissen Stimmungen so wohlthut, besonders nach angestrengter Arbeit, in den Ferien, nach der Schilderung des Dichters namentlich in den Sommerferien, wo man hingestreckt liegt auf weichem Rasen ... und höchstens eine leichte Lectüre zur Hand hat wie den Horaz, wobei das beste von Allem nicht zu vergessen, ein Glas Falernerwein und zwar alten.“ Die Kritik war überwiegend conservativ. Von den radicalen Angriffen, welche R. in viel späterer Periode auf gewisse Theile der ersten Ode des zweiten Buches gerichtet hat, noch keine Spur: selbst Bentley's Bedenken gegen *audire* werden zurückgewiesen. Nur die letzte Strophe der fünften Ode wird als ein „müssiges Anhängsel“ bezeichnet, „so dass vielleicht sogar die Vermuthung gewagt werden darf, sie sei gar nicht von H., sondern ein Zusatz von fremder Hand,“ denn von der Thatsache Horazischer Interpolationen haben ihn Buttmanns und Näke's Erinnerungen überzeugt. Eine metrische Uebersetzung (sehr treu, aber nicht sehr glatt) fasste jedesmal das Resultat der Einzelerklärung zusammen. Zum Schluss wünschte R. seinen Zuhörern „eine heitere praktische Anwendung der Horazischen Lebensphilosophie.“

Mässiger, aber in Betracht des weniger populären Stoffes doch sehr befriedigend war der Besuch der dreistündigen Privatvorlesung über Metrik (39 Zuhörer). In der Einleitung gab R., durch Böckh's bahnbrechende Untersuchungen angeregt, was Hermann vernachlässigt hatte, einen historischen Ueberblick über die allmälige Entwickelung der metrischen Kunst in der antiken Poesie, ferner über die wissenschaftliche Behandlung derselben, die metrisch-musikalische Litteratur des Alterthums, die Theorieen der Alten und der Neueren. Principielle Fragen über die Natur des Rhythmus, Caesur und andere Grundbegriffe hatten schon den Studenten in dem Maasse beschäftigt, dass er mit seinem Freunde Schmalfuss, der in Berlin Mathematik und Physik studierte, darüber correspondirte.[1]) Er nahm in diesen Dingen schon

1) Schmalfuss an R. 18. Febr. 1829. Im Memoriale 28. April 1828: „An Niese u. A. zu schreiben über Rhythmus, Caesur.“

damals einen durchaus selbständigen Standpunkt ein. Dieselben Grundanschauungen, welche er im ersten Semester vortrug, hat er auch in der Folge wesentlich festgehalten. Bei aller Verehrung für Hermanns grossartige Empirie, welcher für die wissenschaftliche Kenntniss der Metrik geleistet habe, was Archilochus für ihre künstlerische Ausbildung, verwarf er entschieden die wunderlich auf Kantischen Kategorien aufgebaute philosophische Theorie desselben, z. B. die Erklärung von Arsis und Thesis aus dem Gesetz der Causalität. Sehr lebendig und geschickt wurde die Darstellung der wissenschaftlichen Kämpfe, welche H. theils mit Porson, theils mit Böckh zu bestehen hatte, mit einer unparteiisch abwägenden Kritik der verschiedenen Ansichten verwoben. Besonders eingehend wurde die Apelsche Theorie der Taktgleichheit widerlegt und der unhistorischen Vermengung des sprachlichen und des musikalischen Rhythmus entgegengetreten. Den poetischen Rhythmus bezeichnete er als das Erzeugniss einer ethischen Kraft, die ihren Grund habe in der Bewegung des Gemüthes; als das Grundgesetz desselben „Einheit in der Mannigfaltigkeit“: er suchte es nach den verschiedensten Richtungen hin durchzuführen. Die Position der den Rhythmus erzeugenden Kraft sei die Arsis, ihre Negation die Thesis. Aus demselben Princip, aber in umgekehrter Richtung, erklärte er die Caesur als den Einschnitt im Verse, wodurch der Einheit desselben die Mannigfaltigkeit verliehen werde.

Ueber den allgemeinen Theil kam die Vorlesung dieses erstemal nicht hinaus. Was den R.'schen Darlegungen metrischer Erscheinungen zu aller Zeit und schon in diesem ersten Entwurf einen so besonderen Reiz verlieh, war, dass er unabhängig von philosophischen Abstractionen, wohl bekannt mit den Sätzen der alten Theoretiker, ohne sich den einseitigen, oft mechanischen Lehren derselben in blindem Aberglauben gefangen zu geben oder durch künstliche Hypothesen aus den Schnitzeln zertrümmerter Systeme problematische Gebäude zu construiren, in freier künstlerischer Anschauung die in der Poesie des Alterthums offenbarte Kunst nachempfand und ihre Gesetze aus dem schöpferischen In-

nern des rhythmischen Gefühls gleichsam herauszulocken wusste.

Gleich in den ersten Stunden sprach er ganz frei in Reisigs Weise, fand aber denn doch die geistige Anstrengung, welche es koste, so im Drange des Augenblicks Stoff und Form zugleich zu beherrschen, gewaltiger als er sich vorgestellt hatte, als „eine das ganze Innere aufregende und gleichsam umwühlende Thätigkeit," in seinem Falle um so mehr, als er durch einen längeren Besuch seines Freundes Niese verhindert, die Vorlesungen begonnen hatte, ohne nur für eine einzige Stunde vorgearbeitet zu haben. Nun musste die tägliche Vorbereitung ganz frisch von früh Morgens 4 Uhr an bis zur Collegstunde Nachmittags um 5 Uhr beschafft werden, so dass er am Abend schachmatt und aufgelöst der Ohnmacht nahe war. Zu spät erkannte er, dass er mit zwei Collegien und einem Privatissimum eine Aufgabe übernommen hatte, die für einen Anfänger fast erdrückend sein musste. Am wenigsten Arbeit kostete ihm das nach Reisigs Beispiel eingerichtete Privatissimum: lateinische Schreib- und Disputirübungen (dreimal wöchentlich) in geschlossenem Kreis von zwölf Theilnehmern. Hier galt es seiner viel bewährten Schlagfertigkeit freien Lauf zu lassen, und das sicher Erworbene im Augenblick mit Geistesgegenwart und Lebendigkeit geltend zu machen. Aber die unablässige Hetze, das Aufregende und doch Unbefriedigende einer in unaufhaltsamem Zuge fortlaufenden Arbeit, deren einzelne Pensa mit dem Glockenschlage abgeschlossen sein mussten, liessen ihn zu einer Freude über den Erfolg nicht kommen, vielmehr bemächtigte sich seiner in Folge nervöser Ueberreizung ein Gefühl der Wehmuth, der Unsicherheit und Verlassenheit, ein bis dahin trotz seiner frühen Entfernung vom Elternhause nie gekanntes Heimweh, dass er stundenlang den Thränen nicht wehren konnte und nur die Weihnachtszeit heransehnte, die ihn wieder nach Erfurt zurückführen sollte.

Zu einiger Erleichterung setzte er nach glücklichem Verlauf der ersten drei Wochen einmal „wegen Heiserkeit" aus, und auf dem Sopha bei Kaffee und Zwieback ausge-

streckt, von der Lectüre häuslicher Briefe erquickt, nahm er den Kalender zur Hand und notirte sich „mit lebhaftester Vergegenwärtigung“ die leuchtenden Tage der Zukunft: „16. December Schluss der Metrik und des Privatissimum, 17. Decbr. Schluss des Horatius; 23. Decbr. Abreise von Halle nach Erfurt,“ und so fort bis in den Sommer hinein, wo der Horizont sich wieder verfinsterte.

2. Geselliges Leben.

Erholung von der anstrengenden Tagesarbeit suchte er Abends in reger Geselligkeit, in die er sich wie in ein erfrischendes Bad wiederum mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Wesens stürzte.[1]) In den Hallischen Professorenhäusern war er ein gern gesehener Gast: besonders in den Familien Niemeyer und Pernice ging er als intimer Hausfreund aus und ein. Die Frau Kanzlerin Niemeyer, eine vortreffliche alte Dame von jugendlicher Munterkeit und feinem Takt, legte die letzte Hand an seine gesellschaftliche Bildung. Der grüne Flauschrock, in dem er bisher nachlässig genug eingegangen war, wurde abgedankt und der Toilette mehr Sorgfalt zugewendet. Besonders vor älteren Damen fand der interessante junge Mann wegen der Devotion und Bescheidenheit, deren er sich gegen sie befliss, hohe Gnade: er machte ihnen den Eindruck des „Mädchenhaften“, während ihm doch der Schalk aus den Augen sah. In dem Hause des Juristen Pernice, des Schwiegersohnes von Niemeyer, war er schon bei Reisigs Lebzeiten durch dessen Vermittelung eingeführt worden: der gemeinsame Schmerz um den Verlorenen knüpfte das Band zwischen ihnen noch enger. Eine feine aristokratische Natur, weder gross noch tief angelegt, nicht ohne eine Ader französischer Frivolität, aber von vielseitigem Interesse, höchst umsichtig und taktvoll in Geschäften, unerschütterlich treu in der Freundschaft, dienstwillig und theilnehmend im rein menschlichen Verkehr, ein heiterer Lebemann und anmuthiger Gesellschafter, nahm sich Pernice der verwaisten

1) An Niese 5. Decbr. 1829.

Jünger seines geliebten Freundes Reisig wohlwollend an,[1]) besonders aber zog er Ritschl in seinen geselligen häuslichen Kreis, dessen Reiz noch durch eine liebenswürdige junge Schwester erhöht wurde. Es bildete sich eine Freundschaft, die trotz der entgegengesetzten politisch-religiösen Richtung beider für ihr ganzes Leben vorgehalten hat und in ununterbrochenem Briefwechsel bis zum Tode des Aelteren gepflegt ist. Auch als Pernice, der Vertrauensmann der pietistisch-reactionären Regierung und der Kreuzzeitungspartei, das Amt eines Halle'schen Universitätscurators zu schwerem Aergerniss des Liberalismus, bisweilen mit Härte führte, hielt Ritschl, dessen unbefangener Blick manche giftige Verleumdung, welche dem Verhassten angehängt wurde, durchschaute, doch an dem bewährten Genossen fest, ohne ihm die Differenz seiner Ueberzeugungen irgend zu verhehlen, oder von der andren Seite mit Bekehrungsversuchen behelligt zu werden.

Der Winter 1829/30 verging sehr gesellig, wie überhaupt die Hallenser Jahre 1829—33 von R. selbst als der „sociale Silberblick“ seines Lebens bezeichnet sind. Es gab Kindtaufe bei Pernice, Museumsbälle, Eisschlittenfahrten auf der Saale. Im Gasthof zur Stadt Zürich fand sich täglich eine geschlossene Mittagsgesellschaft zusammen, aus jüngeren Docenten, Assessoren und Referendarien bestehend. Sie hatte sich eine republikanische Verfassung als „Stadt Zürich“ mit zwei Bürgermeistern an der Spitze des Rathes gegeben; der joviale Ton an dieser Tafelrunde und die lustigen Schwänke, welche von ihr ausgingen, gewährten Ritschl, der ihr seit dem 1. Februar 1830 angehörte, eine Erheiterung, deren er in manchen Anwandlungen von Abgespanntheit und Niedergeschlagenheit sehr bedurfte.[2]) Im folgenden Winter wurde er in den Museumsvorstand gewählt, hatte die Bälle zu leiten und nahm besonders während seiner einmonatlichen Würde als Museumsdirector im Februar 1831 Gelegenheit, sein von der Mutter geerbtes Administrationstalent zu bewähren. Was

1) So feierte er Schöne's Promotion durch einen Doctorschmauss, wozu auch die Opponenten Rein, Büchner und Ritschl geladen waren. 7. Mai 1829: Brief an Niese. 2) An d. Mutter 20. Febr. 1830.

er oft geäussert, dass er eigentlich zum praktischen Geschäftsmann geboren sei, bestätigte sich ihm bei dem Gelingen seiner eifrigen Bemühungen vollkommen.[1])

Zu den Hallenser Genossen jener Zeit gehörte ausser den schon Genannten Heinrich Leo, gleichfalls ein ehemaliger Freund Reisigs und einer der übermüthigsten, bis er sich mit den Romantikern verbündete, um durch Pietismus und sogenannte historische Schule Staat und Kirche zu regieren: eine geniale Kernnatur, bis zu cynischer Rücksichtslosigkeit subjectiver Gemüthsmensch auch in seiner Wissenschaft. Dazu gesellte sich Rosenberger, der junge Director der Sternwarte, der unserem Ritschl bis zu dessen Abgang sehr nahe stand, der Mathematiker Scherk (später in Kiel), Rosenkranz, „der ohne den Hegelianer stark zu betonen, das Interesse für Poesie, Litteratur, Mythologie durch grosse Belesenheit, treffende Gedanken, liebenswürdige Form mächtig zu wecken wusste.“[2]) Auch Meier, der in wohlwollendster Weise den jungen hoffnungsvollen Collegen zu fördern suchte,[3]) nahm unter dem Ehrennamen „der alte Meier“ an der heitren Freitagsgesellschaft Theil, welcher die eben Genannten und andere jüngere Docenten sowie R. selbst angehörten, liess sich auch gelegentlich durch mehr oder weniger sanften Zwang bestimmen, die Quellen seines wohlversehenen Kellers zu öffnen. Zu nennen sind ferner die Juristen Blume (der bald nach Lübeck ging) und Heffter, der Philologe Förtsch, Lehrer am Pädagogium und zugleich Docent an der Universität (er las über griechische Redner und Cicero's philosophische Schriften); nicht minder Adolf Stahr und Theodor Bergk, die beide als Lehrer am Waisenhause sich in sehr gedrückter Lage befanden. Ein vortrefflicher Geselle war Arnold Ruge,[4]) der nach überstandener sechsjähriger Gefangenschaft (1824—1830), zu der er als Jenenser Demagog verurtheilt worden war, Ostern 1831 nach Halle kam, wo er

---

1) An die Mutter 3. Febr. 1831. An Niese 11. Febr. 2) Echtermeyer a. O. Vergl. Rosenkranz: Von Magdeburg nach Königsberg S. 410. 3) Vgl. Ritschl opusc. I 430: *Eduardo Meiero.* [*viro bono inprimis, praeceptori fautorique benevolentissimo.*] 4) Aus früherer Zeit. III 335 ff.

zunächst am Pädagogium und am Gymnasium des Waisenhauses Unterricht übernahm, bald aber sich an der Universität für Philologie habilitirte, und mit einem Collegium über platonische Aesthetik begann. Auf dem Bauche liegend, zwischen sich den Weinkrug, ergötzten sich die beiden Freunde gemeinschaftlich an Plato's Phädrus. Besonderer Güte verdanken wir folgende Aufzeichnung.

„Es war im Jahre 1831 nach der Juli-Revolution, als „ich in Halle a/S. durch Hermann Niemeyer mit Ritschl „bekannt' wurde. Die Ereignisse animirten zwar auch diese „Kreise, aber es war kein so lebhaftes Zeitinteresse unter „den Professoren herrschend, wie in Jena, woher ich kam. „Die verschiedenartigsten Ansichten, wie die von Leo, Pernice „und Gerlach, der damals in Halle am Stadtgericht wirkte, „und die Ansichten von Niemeyer, von mir selbst u. s. w. „begegneten sich in geselligen Kreisen und riefen keinen „Zusammenstoss hervor. Selbst die jüngere Professoren-„gesellschaft war politisch farblos, nur der Pietismus that „sich auf und suchte sich zu constituiren.

„Als ich mich bei der Universität habilitirt hatte, trat „ich in ein sehr intimes Verhältniss mit Ritschl, der als Privat-„docent viel Glück machte und schon eine Carrière hinter „sich hatte, als ich die meinige zu eröffnen suchte. Unser „vertrauter Verkehr wurde noch durch die Wohnung be-„fördert, da mir Ritschl dazu verholfen hatte, mich bei der „Kanzlerin Niemeyer, einige Häuser von ihm, einzumiethen. „Ritschl hatte etwas Vornehmes und viel Sinn für feine Ge-„selligkeit. Er sagte zu mir: 'Nun musst Du der Kanzlerin, „Deiner Wirthin, einen eleganten Besuch machen, und ebenso „Pernice, Deinem Hausgenossen.' Beides führte ich natürlich „gewissenhaft aus, und namentlich die Bekanntschaft der „Frau Kanzlerin wurde für mich erfolgreich; sie führte zu „meiner Verheirathung, und ich will hier nur erzählen, wie „Ritschl mich wieder dirigirte, als es mit diesem Verhältnisse „Ernst wurde. Ich besuchte ihn des Morgens,[1]) und ver-„traute ihm an, dass ich eben im Begriff stünde, mich zu „verloben.[2]) Er wusste schon, mit wem. 'Aber in diesem

1) Ende Mai 1832. 2) Mit Louise Düffer.

„Aufzuge', liess er mich an, ich war ihm lange nicht elegant „genug gekleidet. 'O,' sagte ich, 'sie ist den Aufzug schon „gewohnt.' 'Und nicht einmal Glaçéhandschuh hast Du an; „so kannst Du doch unmöglich dort ankommen!' Er zog eine „Schublade hervor, die zu meinem Erstaunen ganz voller „Handschuhe war, und hiess mich ein Paar aussuchen, da- „mit ich doch regelrecht gekleidet wäre. Er nahm an der „Begebenheit den allerlebhaftesten Antheil und liess mich „versprechen, sobald als ich könnte, ihm den Erfolg mitzu- „theilen. Wir waren später häufig zusammen, bei Ausflügen „in der Umgegend und in Gesellschaften, vorzüglich bei der „Frau Kanzlerin.

„In der Gesellschaft der jungen Professoren hatte Leo „allgemeine Brüderschaft eingeführt, dadurch war ich auch „mit Ritschl auf den Duz-Comment gekommen. Doch bin „ich der Sache nicht ganz gewiss, es ist auch möglich, „dass unsre Brüderschaft einen andern Anfang genommen „hat. Ich hatte den „Oedipus in Kolonos" in gutes Deutsch „und moderne Form übersetzt und in Jena drucken lassen. „Davon verehrte ich Ritschl ein Exemplar. Als er es ge- „lesen hatte, sagte er zu mir: 'Es ist mir eigen mit Deiner „Uebersetzung gegangen; sie liest sich leicht und ich habe sie „frei auf mich wirken lassen, wie irgend eine andere original- „deutsche Lectüre. Da finde ich denn nun, dass uns diese „Alten mit ihrer Rhetorik und Plastik gegen die Neueren „viel zu wünschen übrig lassen; wenn man das Griechische „liest, so wird man philologisch von der Sache abgezogen „und nimmt Alles ohne Kritik hin. Du hast mir nun das „Vergnügen gemacht, dass ich einmal von dem Formellen „abstrahirt habe und unmittelbar in die Sache hineingerissen „worden bin. Schade, dass Du nicht den ganzen Sophokles „auf diese Weise uns angeeignet hast.'

„Ueber die Hegel'sche Dialektik und ihr Verhältniss zur „Platonischen, mit der ich mich genau beschäftigt hatte, „forderte er zu einer Zeit Auskunft von mir, als ich mit „Hegel noch nicht bekannt genug war, um sie ihm geben „zu können; aber ich gestehe, dass dieser Umstand mir ein „Antrieb wurde, mich sofort zu unterrichten; besonders als

„ich ein Collegium über Aesthetik zu lesen hatte, und dabei „von dem Begriff der Erscheinung und ihrer Dialektik aus- „zugehen hatte.

„Der Umgang mit Ritschl war überhaupt ausser seiner „geselligen Annehmlichkeit ein vielfach anregender, und ich „hatte es sehr zu bedauern, als er mir durch einen Ruf nach „Breslau entrissen wurde[1]).

„Theodor Echtermeyer, der bei mir an seine Stelle trat, „war eine ganz andere Natur. Die Hegelsche Philosophie „löschte bei mir das philologische Interesse aus, und es trat „durch die Hallischen Jahrbücher eine Arbeit ein, die mich „für den Augenblick, seltsamer Weise, von Ritschl entfernte. „Dieser hatte sich unterdessen verheirathet und kam, etwa „im Jahre 1839, zum Besuch nach Halle. Auf der Strasse, „nicht weit von unserer früheren Wohnung auf dem grossen „Berlin, begegnete ich ihm und ging in einiger Entfernung „an ihm vorbei, ohne ihn zu erkennen. Er rief mir zu: „Kennst Du mich nicht mehr, oder willst Du mich nicht „mehr kennen? Als ich den wohlbekannten Discant seiner „Stimme hörte, eilte ich auf ihn zu und lud ihn ein, doch „ja zu mir zu kommen, und auf seine Frage antwortete ich: „Wie sollt' ich Dich nicht kennen wollen? Oder bin ich etwa „Excellenz geworden, in welchem Zustande man wohl seine „alten Freunde vergisst?

„Ritschl kam von Pernice und hatte von meiner staats- „gefährlichen Richtung gehört; er war offenbar gegen dies „reformatorische Wesen eingenommen und liess mich merken, „dass bei mir der alte Demagoge wieder zum Vorschein käme. „Ich sagte, da drehte sich die Sache wohl herum, und wenn „er Pernice zu viel glaubte, so könnte es wohl kommen, „dass er seinerseits mich nicht mehr kennen wollte. Wir

---

1) Ruge reiste zunächst mit der jungen Frau nach Italien, von wo er eine vertrauliche Correspondenz mit R. unterhielt. Als er von dort heimkehrte, hatte R. bereits Halle mit Breslau vertauscht. Der letzte Brief Ruge's vom 3. April 1838 enthält Klagen, dass R. noch nichts für die Jahrbücher gethan, überhaupt nicht geschrieben habe. Er hatte sich vergeblich bitten lassen eine Charakteristik der gegenwärtigen Philologie zu schreiben (15. Octbr. 1837).

„versprachen uns, bei einer Flasche Wein die Sache näher „zu besprechen, und ich habe es immer sehr bedauert, dass „er dieser Einladung nicht folgte, sondern nur seine Karte „in meinem Hause abgab, seine Person mir aber entzog. „Später, als meine 'Erinnerungen aus früher Zeit' erschienen, „sandte er mir seine Photographie, erinnerte an unser Zu- „sammenleben in Halle und bat um meine Photographie mit „dem Ausdruck: *damus petimusque vicissim.*

„Ich habe mich ungemein gefreut, nach so langer Zeit „die lieben befreundeten Züge wieder vor mir zu sehen und „eine so freundschaftliche Zuschrift mit der Erinnerung an die „Hallische Zeit von ihm zu erhalten."

Mit Spannung und stolzer Genugthuung verfolgten die alten Studienfreunde, die unterdessen grossentheils in den Hafen eines Schulamtes eingelaufen waren, die Erfolge des ehemaligen Kameraden. „Dem Hemsterhuis ist sein Ruhnken gefolgt," schreibt ein Reisigianer;[1]) Sintenis bekennt (1. Aug. 1829), nachdem er die schedae criticae gelesen, 24 Stunden an nichts andres gedacht zu haben, nicht ohne Beschämung seine eignen Jugendversuche mit dieser von R. selbst so genannten „Jugendsünde" vergleichend. Am Schluss des Sommersemesters 1830 besuchte er in Begleitung von M. Haupt den jungen Docenten in Halle und hospitirte mit lebhafter Erbauung in einer Vorlesung desselben.[2]) Zum ersten und einzigen Mal sahen sich im Jahre 1832 Ritschl und Lehrs, der Halle auf der Durchreise berührte; aber diese einzige Zusammenkunft hat genügt, um die wissenschaftliche Gemeinschaft durch ein persönliches Band dauernder Herzenssympathie fest für das Leben zu knüpfen.[3])

---

1) Carl Werner in Zerbst, 1. Januar 1830. 2) An. R. 4. Sept. 1830. 3) Am 2. Januar 1863 schreibt Lehrs an R. in Erwiderung eines gegen Jahresschluss empfangenen „lieblichen Briefes", dem ein Porträt R.'s beigefügt war: „Sie gedenken der Hallischen Begegnung. Auch mir schwebt von jenem Tage und Abend Alles auf das Deutlichste vor und ich wüsste noch Alles zu sagen was damals gesprochen wurde, ich sehe Sie auf Ihrem Zimmer in Ihrem Schlafrock, mit letzten verdriesslichen Korrekturen des Thomas Magister, — und Freund Rosenberger! Man nennt das ein Saeculum. Mit Recht! mit Recht!"

Aus allen Briefen der alten Genossen klingt ein starker Ton von inniger Zuneigung und Respect, ja Bewunderung nicht nur des Wissens und Talentes, sondern weit mehr noch der charaktervollen Energie, Straffheit und Sicherheit im Fortschreiten, das feste Vertrauen auf eine glänzende wissenschaftliche Zukunft des Freundes. Auch in der Trennung, im Drang der Arbeit, blieb er der treue, eingehende Berather; der hinreissenden Gewalt seines Einflusses, wenn er sie in Bewegung setzte, war schwer zu widerstehen. 'Daemónie' redet ihn einmal Niese an, und Hanow spricht von elektrischer Wirkung seiner Nähe. Mit manchen seiner Jugendfreunde, namentlich mit Kiessling, Schmalfuss und Niese, hat R. einen regen brieflichen Verkehr unterhalten, bis der Tod ihm ein Ende machte. Zu dem letztgenannten, einer philosophisch-religiösen Natur, mag sich Ritschl zum Theil durch den Gegensatz ihrer intellectuellen Anlage bei sehr sympathischen Gemüthseigenschaften hingezogen gefühlt haben. Weder zum Glauben noch zur Speculation war er angelegt: *philosophandum est, sed paucis* war sein Wahlspruch. Nicht aus metaphysischem Bedürfniss, sondern um in den Waffen der Dialektik Meister zu werden, ging er bei der Philosophie in die Schule. Die beiderseitige Gabe in die Geistesart und Interessen des Andern einzugehen bahnte der aufrichtigsten und anregendsten Mittheilung zwischen den Freunden den Weg. In Berlin, wo Niese seit 1828 Theologie studierte, war dieser, so oft Ritschl als Gast des Onkels, dann des Schwagers dort verweilte, sein unzertrennlicher Begleiter; nach Erfurt wurde er für die Ferien ins Elternhaus geladen. Wie oft hat Ritschl Reisen mit ihm geplant oder ihn in das einsame Studierstübchen zu vertraulicher Besprechung herbeigewünscht! Sein ebenso theilnehmendes als mittheilsames Gemüth bedurfte der offenen und vollen Aussprache mit sympathisch gestimmten Personen, mündlich oder, wenn dies nicht sein konnte, schriftlich. Hier entfaltete sich der Reichthum seiner vielseitigen, ungemein lebhaft pulsirenden Natur: die Innigkeit und Zartheit seines bis zu einem Anfluge fast weiblicher Sentimentalität weichen und leicht erregten Herzens neben der stählernen Härte seiner Willens-

kraft; die schäumende Lebenslust und gesunde Heiterkeit neben der Besonnenheit, Genauigkeit und praktischen Umsicht, welche sich in Kleinem wie in Grossem, in der spielenden Ueberlegung exact ineinander greifender Reisepläne oder in der delicaten, bisweilen ans Künstliche streifenden Behandlung geschäftlicher Angelegenheiten bewährte; Anflüge alkibiadeischen Leichtsinns neben hellster Bewusstheit über die Ziele seines Lebens und die zur Erreichung derselben zu ergreifenden Mittel; Anwandlungen bitterer Selbstunzufriedenheit und des Verzweifelns an der Erfüllung allzuhoher Ideale neben naivem, gelegentlich auch einmal übermüthigem Selbstbewusstsein, — dieses ganze wechselvolle Wellenspiel einer reichen Individualität kam den Freunden gegenüber zur Geltung

Ein Bild der äusseren Erscheinung aus jenen Sturm- und Drangjahren ist leider nicht erhalten. Zwar hat er im Mai 1831 durch einen herumziehenden Künstler, einen Herrn Grünler aus dem Voigtlande, in 24 Stunden nach zwei flüchtigen Sitzungen ein Porträt von sich malen lassen,[1]) doch ist dasselbe verloren. Bei äusserer Aehnlichkeit der Züge im Grossen und Ganzen hat es aber auch nach der gewiss zutreffenden Kritik der Mutter den geistigen Ausdruck des höchst belebten Gesichtes, besonders des ungemein ausdrucksvollen Mundes und das Blitzen der braunen Augen nicht wiedergegeben: es ist, schreibt sie, als wenn Du geschlafen hättest beim Sitzen.[2])

Mit seinem Körper hatte er nach wie vor viel zu schaffen. Im December 1829 ergab eine ärztliche Untersuchung in Halle die Existenz eines gewaltigen Nasenpolypen, der zu Ostern von dem berühmten Dieffenbach in Berlin glücklich operirt wurde, aber doch nicht vertilgt werden konnte, so dass schon vor Jahresfrist der Patient sich einer höchst schmerzhaften Wiederholung der Procedur erst in Halle zu Pfingsten mit ungenügendem Erfolge, dann noch im October in Berlin innerhalb einer Woche zweimal unterwerfen musste,[3]) die, weil er unterdessen durch Ueberarbei-

1) An Niese 25. Mai, an die Mutter 15. Juni 1831. 2) 21. Juni 1831. 3) An die Mutter 14. Oct. 1830. An Niese 26. Juni, 10. November 1830.

tung nervöser geworden war, nicht ohne beängstigende Erscheinungen (Lachkrampf) abging. Auch im Januar 1832 musste er sich zwei Tage hintereinander unter das Messer begeben. Durch regelmässiges stundenlanges Spazierengehen suchte er der immer wiederkehrenden Verdauungsbeschwerden Herr zu werden: im Frühling 1829 vor dem Examen pflegte er von Mittags 12½ bis Abends 8 Uhr zusammen mit einem Freunde peripatetisch in freier Luft zu repetiren, was ihm auch vortrefflich bekam. Doch empfing er schon früh eine ernste Mahnung, dass die masslose Anspannung, welche er durch Perioden ununterbrochener Arbeitshast seinen Nerven zumuthete, seiner Constitution verhängnissvoll zu werden drohte. Es war eines Morgens im November 1832, als er plötzlich beim Arbeiten von einem heftigen rheumatischen Anfall ergriffen wurde, aus dem das Stadtgerücht einen Schlagfluss machte, während der Betroffene selbst eher zu der Diagnose eines marasmus senilis geneigt war.[1])

Noch längere Zeit blieb ein Nachgefühl davon zurück.[2]) Dergleichen Beschwerden und Störungen dämpften jedoch die Stimmung und Energie der ausserordentlich elastisch angelegten Natur höchstens vorübergehend. Selbst im Drang der Arbeiten half ihm zu wohlthätiger Abspannung eine gewisse Kunst sich gehen zu lassen und „nichtsthuend zu beschäftigen“, eine natürliche Anlage, die er zu immer grösserer Virtuosität auszubilden bekennt.[3]) Da wurden Lessing und Goethe, am liebsten der Faust zur Hand genommen, den er als das Allerhöchste von alter und neuer Poesie verehrte,[4]) eine Liebe, welcher er bis in die letzten Lebenstage, ja -Stunden treu geblieben ist. Auch der Briefwechsel mit Schiller gehörte zu seinen kanonischen Büchern. Er war ein eifriger und glücklicher Kartenspieler, ein flotter Tänzer. Erst als Student (im Winter 1829/30) war er dazu gekommen Unterricht in dieser Kunst zu nehmen, da der ernsthafte Spitzner Nichts davon hatte wissen wollen. Desto fleissiger holte er es später

---

1) An Niese 22. Decbr. 2) An d. Mutter 22. Decbr. 3) An Niese, Donnerstag vor Weihn. 1830. 4) An d. Mutter 15. April 1831.

nach, und wie er Alles, was er einmal trieb, zu einer gewissen Meisterschaft zu bringen suchte, so soll er manchen Abend nach der philologischen Societät damit zugebracht haben, mit seinem Synchoreuten Kiessling sogenannte Reigentänze, die er besonders liebte, auf das exacteste einzuüben.

Vorzugsweise aber war es unter den Künsten die Musik, welche seinem leicht auf- und abwogenden Gemüth wohl that. Schon als Knabe hatte er Viola und Sonntags in seines Vaters Kirche die Orgel gespielt; im Elternhause am Clavier war fleissig Hausmusik getrieben, besonders aber mehrstimmiger Gesang gepflegt worden. Als Privatdocent ergriff ihn mitten in der Sturmfluth seiner Arbeiten (wie den Sokrates im Gefängniss) ein leidenschaftlicher Drang Musik zu treiben. Eine musikalische Adoptiv-Tante, die Justizräthin Amalie Krause in Berlin, mit der er bei Gelegenheit eines Weihnachtsaufenthaltes 1829 dauernde Freundschaft schloss, weihte ihn in die classische Musiklitteratur ein. Zunächst legte er sich eifrigst aufs Accompagniren. Im Sommer 1832 nahm er bei der ersten Sängerin Halle's, Fräulein Scholinus, Gesangunterricht,[1]) und brachte es, obschon ohne klangvolle Stimme, zu einem correcten, seelenvollen, musikalisch ansprechenden Vortrag, so dass er in Duetts und Quartetts den Tenor übernehmen konnte.[2]) Im Winter 1832/3 nahm ihn diese neue Leidenschaft eine Zeit lang fast gefangen, in dem Grade, dass er „jede nur einigermassen zu erübrigende Stunde“ auf sie verwendete: es gelang ihm, seine Lehrerin[3]) zu gewinnen, dass sie wöchentlich einmal mit ihm Duetts sang; dafür accompagnirte er ihr beim Einstudieren einer neuen grossen Oper (Cherubini's Lodoiska), was ihm, die eigentlichen Proben ungerechnet, einige Wochen 3—4 Stunden täglicher Uebungen am Clavier kostete.[4]) Auch dass er ganze Tage damit zugebracht habe, Lieder zu componiren, gestand er dem Freunde unter dem Siegel der Verschwiegenheit.[5])

---

1) An die Mutter 26. Juni 1832. 2) An d. Mutter 9. Septr. 32. 3) An d. Mutter 1. Jan. 1833: „Zu Deiner Beruhigung füge ich hinzu, dass sie Braut ist und Ostern Hochzeit hat, was Schade ist.“ 4) An die Mutter 13. Febr. 1833. An Niese 27. Febr. 5) An Niese 22. Decbr. 32.

An erfrischenden Reisen fehlte es nicht. Zu Weihnachten 1829 stellte sich der junge Privatdocent der neuvermählten Schwester und dem Schwager in Berlin vor, und knüpfte bei dieser Gelegenheit, wie schon erwähnt, mit der geist- und gemüthvollen Justizräthin Krause ein Freundschaftsband, welches durch fleissige Correspondenz gepflegt wurde. Ihre zärtlichen Briefe zeigen ein feines Verständniss der weichen, menschlichen Seiten in der Natur ihres „Neffen“. Einen Theil des September 1830 verbrachte R. im väterlichen Hause zu Erfurt, und begleitete von da das Lancizolle'sche Ehepaar auf der Rückreise nach Berlin. Unterwegs wurde in Wittenberg Rast gemacht, um den alten Lehrern und Freunden (Subrector Wensch, Subconrector Deinhardt) einen Besuch abzustatten. Mittags ass man bei Spitzners, und die Frau Directorin war von dem ehrfurchtsvollen Handkuss des ehemaligen Zöglings so enchantirt, dass sie eine Flasche Wein auftischte.[1]) In Berlin erlebte er die Reflexbewegungen der Pariser Julitage: „die Menschheit,“ wie ein Postillon sich ausdrückte, „in unerhörter Vielheit“ auf den Strassen versammelt, bedeutende Truppenmassen auf den Plätzen, vor den Palästen und im Schlosshof Patrouillen; Hurrahgeschrei der blöden Menge auf die leutselige Frage eines Prinzen, was sie eigentlich wolle; ein Schusterjunge, der sich das Vergnügen machte, durch die Strassen laufend in Einem fort zu schreien: „wir brauchen keenen König, wir brauchen keenen König!“ und endlich von der Polizei gefasst sich zu erklären: „lasst mich doch erst aussingen: wir hebben ja schon eenen!“

3. Akademische Wirksamkeit und Arbeiten.

Doch es ist Zeit wieder zu ernsteren Beschäftigungen zurückzukehren. Nachdem R.'s bisherige Zimmernachbarn, die Freunde Hanow und Kiessling, beide als promovirte Doctoren, der eine nach Züllichau, der andre nach Zeitz abgegangen waren, hatte er sich nach einem von Studentenlärm unbehelligten Asyl gesehnt, und dieses that sich ihm

---

1) An die Mutter 19. Septbr. 1830.

auf, als Leo sich verheirathete und sein Logis verliess. Der Orientalist, Dr. Rödiger, liess sich bewegen, die frei gewordene Etage mit Ritschl zu theilen. So gab derselbe seine erste Docentenwohnung in der grossen Ulrichstrasse auf und bezog zu Michaelis 1830 die neue schöne Wohnung auf dem sogenannten grossen Berlin im Hause des Buchdruckereibesitzers Grunert, in der er sich höchst behaglich fühlte. Mit Hülfe einer Anleihe bei seiner selten versagenden Finanzquelle, der mütterlichen Casse, schaffte er sich ein eignes Ameublement an, auf das er nicht wenig stolz war. In einem besonders reservirten Sanctuarium, dessen Wände Büchergestelle decorirten, waren zwei lange Arbeitstische aufgeschlagen, aus einfachem weissem Holz vom Zimmermann gearbeitet, um die Haufen der Bibliotheksbücher und der mannigfachen gelehrten Scripturen in wohlberechneter Vertheilung aufzunehmen. In dem schmalen Gang zwischen beiden sass der junge Gelehrte, so dass er, um sich ohne Zeitverlust von einer seiner verschiedenen philologischen Arbeiten zur andren zu wenden, nur den Stuhl umzudrehen brauchte. Im eigentlichen Wohnzimmer wurden nur Briefe geschrieben, Besuche empfangen, gelesen. Im Nebenhause wohnte Freund Pernice, auf demselben Platze lag das Auditorium.

Ganz so glänzend wie der Anfang war der Fortgang der akademischen Lehrthätigkeit freilich nicht, doch hielt sie völlig gleichen Schritt mit derjenigen der beiden philologischen Hauptprofessoren, Meiers und des neuberufenen Bernhardy, während alle übrigen Fachcollegen (der ordin. Rabe, der extraord. Wilhelm Lange, die Privatdocenten Förtsch und Stäger) nur Publica oder höchstens schwach besuchte Privata zu Stande brachten. Ritschl las privatim im Sommer 1830 Geschichte der griechischen Poesie, im folgenden Winter Aeschylus' Sieben gegen Theben, beidemal vor 39, im Sommer 1831 Grammatik der lateinischen Sprache vor 33, im nächsten Winter zum zweiten Mal griechische und römische Metrik vor 28 Zuhörern. Publice erklärte er im Sommer 1830 den Miles gloriosus des Plautus vor 114 Zuhörern, im Winter setzte er einstündig die Geschichte der griechi-

schen Poesie vor 34 Zuhörern gratis fort. In den nächsten Semestern setzte er wegen schriftstellerischer Arbeiten die Publica aus, im letzten (Sommer 32) las er nur den Miles gloriosus, wieder publice vor 23 Zuhörern.[1]) Die lateinischen Schreib- und Disputirübungen wiederholte er nur einmal, im Sommer 1830, gab sie aber dann auf, weil die sechs wöchentlichen Stunden des neuorganisirten Seminars die Zeit der Studierenden allzusehr in Anspruch nahmen und die eignen Arbeiten ihm immer mehr über den Kopf wuchsen.[2])

Der Rückgang in der Zuhörerfrequenz erklärt sich durch die bedeutende Verminderung der allgemeinen Studentenzahl, welche z. B. im Sommersemester 1831 ein paar Hundert betrug. Ausserdem hatten die Herren Studiosi es übel genommen, dass Ritschl nebst der ganzen jüngeren Docentenpartei zur Quästur getreten war, die Theologen zumal, dass er kein Publicum mehr las, was man ihm in Betracht seiner bedrängten Geld- und Zeitverhältnisse gerechterweise wahrlich nicht übel nehmen konnte. Doch musste er zur Busse erleben, dass er sein Colleg über lateinische Grammatik mit 5 statt mit 50 Zuhörern, auf die er gerechnet hatte, begann. Da man diese Vorlesung noch obendrein im Voraus dadurch zu discreditiren gesucht hatte, dass man sagte: „Wozu sollen wir das hören? da kriegen wir ja doch nur Reisig's Heft!“, so war es noch ein ganz artiger Triumph, dass während der Einleitung, die einen Grundbau der Grammatik überhaupt, Geschichte des grammatischen Studiums bei Römern und Neueren, und Geschichte der lateinischen Sprache gab, mit grossem Nachdruck auch die Bedeutung des Sanscrit für Erforschung der alten Sprachen hervorhob, täglich noch einige herangezettelt kamen, bis sich die Zahl der Eingeschriebenen auf einige 30 belief.[3])

Ueber sein Erwarten viel machten ihm die Vorlesungen über

---

1) Im Winter 1832/3 scheint er gar nicht gelesen zu haben. In den Acten findet sich nur eingetragen: „ist inmittels nach Breslau abgegangen.“ 2) An Niese 25. Mai 31. 3) Dübner in Gotha, der ein R.'sches Heft über lateinische Grammatik gelesen hat, beneidet (26. Oct. 1831) die Zuhörer und bekennt, dass ihm erst durch diese Lectüre die Nothwendigkeit des Sanscritstudiums für den Philologen aufgegangen sei.

Geschichte der griechischen Poesie zu schaffen. Von Fr. Schlegel waren höchst fruchtbare Ideen über einen wahrhaft historischen Entwicklungsgang der griechischen Poesie aufgestellt, aber nicht durchgeführt worden. Für die von Böckh in Vorlesungen weiter verfolgte Betrachtung der Stammeseigenthümlichkeiten hatte sein Schüler Otfried Müller ein glänzendes Beispiel in den „Dorern“ gegeben. Welckers dichterische Divination spürte ausserordentlich anregend den Anfängen der hellenischen Poesie in ihren einzelnen Gattungen nach. An Einzelbeiträgen zu kritischer Durchforschung des überlieferten Materials fehlte es nicht, aber durchaus an einer der neueren Richtung sich anschliessenden, alle einzelnen Resultate zusammenfassenden wissenschaftlichen Darstellung des Ganzen. Um so unentbehrlicher waren in solchem Sinn gehaltene Vorträge, wie sie R. seinen Zuhörern in seltener Klarheit und Selbständigkeit der Forschung bot. Er handelte[1]) in der Einleitung über den Unterschied antiker und moderner Poesie, alter und neuer Litteraturgeschichte, über die litterarhistorischen Arbeiten der Griechen selbst (wobei die unumgängliche Auseinandersetzung mit der Poetik des Aristoteles gegenüber den unbedingt gläubigen Philologen einer- und dem geringschätzigen Urtheil A. W. Schlegels andrerseits viel Arbeit kostete,[2]) über den Gang der Poesie bei den Hellenen mit Berücksichtigung der verschiedenen Volksstämme, der politischen Formen, der historischen Entwicklungen, über den Zusammenhang der griechischen Poesie mit der Musik, die Hauptmomente des Wesens und der Geschichte derselben. Ueber die erste vorhomerische Periode suchte er neues Licht zu verbreiten durch Sonderung der einzelnen mythischen Namen nach verschiedenen Religionskreisen. Auch die reiche Orphische und Musäische Litteratur späterer Zeiten wurde hier behandelt. Die gründliche Erörterung der grossen kritischen Fragen, welche sich an die Namen Homer und Hesiod knüpfen, füllte den Rest des Sommersemesters vollkommen aus. Der atomistischen Ansicht F. A. Wolfs gegenüber hielt R. an der ursprünglichen Einheit der beiden grossen Home-

1) An Niese 12. Juli 30. 2) An Niese 10. Novbr. 30.

rischen Gedichte fest, deren Geschichte von den ersten Keimen der Heldensage bis zu den gelehrten Arbeiten der alexandrinischen Kritiker mit ausserordentlich hellem und freiem Blick verfolgt und in schönem Zusammenhange vor Augen gestellt wurde.

Im folgenden Winter 1830/1 setzte die Fortsetzung bei den kyklischen Dichtern ein, um nach sehr vollständiger Behandlung des alexandrinischen Epos und aller seiner Spielarten auf die Lyrik überzugehn. Hier besonders kamen die bahnbrechenden Gedanken der genannten Forscher zur Geltung. In grosser Vollständigkeit, bis ins Einzelne hinein wurde ein sorgfältig gruppirtes, anschauliches und lehrreiches Bild entrollt. Nur Pindar, für den sich unser Freund nie recht hat begeistern können, blieb einer künftigen (aber nicht gehaltenen) Specialvorlesung vorbehalten.

Zugleich wurde der Erklärung des Aeschylus im Privatum eine Geschichte der Tragödie voraufgeschickt. Im nächsten Semester gedachte er in ähnlicher Weise zu Aristophanes eine litterarhistorische Einleitung zu geben und publice die alexandrinische Poesie zu lesen, um so den ganzen Kreis der griechischen Poesie einmal zu umschreiben. Doch führte er diesen Vorsatz nicht aus: das für den Sommer 1831 angekündigte Publicum über Geschichte der griechischen Komödie gab er auf, um Zeit für seine litterarischen Arbeiten zu gewinnen. Mit Freuden gewahrte er, je tiefer er in das 'Bergwerk' hineinstieg, wie eins vom andren Licht empfing, wie er selbst des grossen Stoffes Herr wurde und zu durchgreifenden Anschauungen und Totalbildern gelangte. Wenn er denselben Cyclus zum zweiten Male zurückgelegt haben würde, wollte er an die Ausarbeitung einer umfassenden Geschichte der griechischen Poesie für den Druck gehen, ein Traumbild, wie es angehende Docenten in der mächtig andringenden Fluth neuer Anschauungen und Gesichtspunkte sich leicht vorspiegeln.[1]) Demnächst, wenn er Zeit ge-

---

1) Beschränkter freilich lautet der Zukunftstitel: „Geschichte der griechischen Poesie. Grundriss zum Gebrauch bei Vorlesungen, entworfen von F. R.“

wänne, gedachte er über das noch wenig gekannte parodische Epos eine Abhandlung für das Rheinische Museum zu schreiben.[1]) Freilich gelangte er bei weiteren Studien zu deutlichster Erkenntniss, dass er, wenn er jene Vorlesungen mit Freuden wieder halten solle, er alles umarbeiten, und fast soviel Zeit darauf verwenden müsse als bei der ersten Entwerfung.[2])

Als zweites „Lebenswerk" schwebte ihm die Metrik vor. Er wiederholte die Vorlesungen über diese Disciplin im Winter 1831/2, aber nach bedeutend erweitertem Zuschnitt. Er schickte eine ganz frische Einleitung voraus, in welcher er zum ersten Mal seine allmälig gereiften Gedanken über die Aufgabe der classischen Philologie und die hierdurch bestimmte Stellung ihrer einzelnen Disciplinen im System der gesammten Wissenschaft entwickelte. Die Reproduction des Lebens des classischen Alterthums durch Anschauung und Erkenntniss aller seiner Aeusserungen sei das Ziel, die Philologie also ein Theil der Geschichte im allgemeinsten und höchsten Sinne des Wortes. Ihre Berechtigung zu selbständigem Leben beruhe darauf, dass das classische Alterthum eine der Hauptstufen der allgemeinen Entwicklungsgeschichte der Menschheit bezeichne. Nun seien als besondere Richtungen des geistigen Gesammtlebens zu unterscheiden das politische, religiöse, künstlerische und wissenschaftliche, die alle unter sich in Wechselwirkung stehen und durch allmälige Uebergänge sich aneinander schliessen. In der Mitte zwischen Litteratur und Kunst stehe die Poesie, der letzteren angehörig dadurch, dass ihr das Schöne an sich Zweck sei, der ersteren dadurch, dass sie durch das gemeinschaftliche Medium der Sprache zur Erscheinung komme. Während nun durch den Inhalt des wissenschaftlichen und poetischen Lebens die Litteraturgeschichte gegeben sei, werde durch die Form, in welcher jener Inhalt zur Erscheinung kommt, die Sprachwissenschaft hervorgerufen. Zur Metrik aber gelange man auf folgendem

---

1) An Niese Donnerstag vor Weihnacht 1830. Die erhaltenen Vorarbeiten zu dieser Abhandlung sind nicht umfangreich. In den Vorlesungen ist das parodische Epos als Anhang zum nachhomerischen behandelt. 2) An Niese 22. Decbr. 32.

Wege. Wie die beiden äussersten Endpunkte der Litteratur gebildet werden durch Philosophie und Poesie, so stehe auf dem Gebiete der Kunst der Poesie als der geistigsten diejenige der bildenden Künste gegenüber, deren Erscheinungsmittel am materiellsten sei, die Architektur, am verwandtesten aber sei ihr die Musik, denn die Poesie selbst bedürfe, um sich als Kunst geltend zu machen, eines musikalischen Elementes: „eine innere Sehnsucht“ nach dem angrenzenden Gebiete der Musik beseele sie. Die Darstellung aber dieses musikalischen Elementes in der sprachlichen Form der Poesie, sofern es bewussterweise von ihr angewendet werde, sei die Aufgabe der Metrik. Die wissenschaftliche Behandlung derselben wie jeder Disciplin müsse eine doppelte sein: eine genetische und eine systematische. Das Werden sowohl als der Zustand des Gewordenseins sei zu betrachten. So seien auch die sogenannten griechischen und römischen Antiquitäten (vielmehr: Darstellung des politischen und religiösen Lebens), ohne den historischen Gesichtspunkt nichts als ein Sammelsurium von allerhand nützlichen Aggregaten.

Grossartig angelegt waren bereits im ersten Wurf (1830) die Vorlesungen über Aeschylus und Geschichte der Tragödie. Nicht nur ein zusammenhängendes anschauliches Bild von diesem Hauptgebiet der griechischen Dichtung und eine encyclopädisch zusammenfassende Uebersicht der Resultate der neueren Forschung wollte er geben, sondern den Gang der Untersuchung bei den einzelnen Fragen und ein Beispiel philologischer Methode vorlegen. Indem die aus Büchern zu entnehmenden Thatsachen vorausgesetzt oder kurz berührt wurden, erfuhren alle controversen oder nicht direct überlieferten Punkte von Bedeutung, namentlich die chronologischen Daten, eingehende Erörterung. Der ungemein reiche und fruchtbare Stoff wurde nach allen Richtungen hin ausgebeutet.

Hier wie in allen übrigen Vorlesungsheften jener frühesten Zeit (und die eigenhändigen Originale sind erhalten) ist die Anlage eigenthümlich, die Darstellung aus dem Vollen gegriffen, ohne pedantisches Streben nach handbuchmässiger,

schnurgrader Herzählung der Dinge, ein unmittelbar packender, anschaulicher Lehrvortrag, in welchem strenge Specialforschung mit frischen litterarhistorischen Uebersichten, auch philosophischen Entwicklungen in geschickter Verbindung und natürlichen Uebergängen abwechselt. Die Geschichte der bisherigen wissenschaftlichen Arbeit verläuft nicht in trockner Aufzählung von Namen und Büchertiteln, sondern der stufenweise Fortschritt und die inneren Ursachen desselben werden nachgewiesen, mit scharfer Charakteristik des Einzelnen.

Von persönlicher Einwirkung auf die Studierenden hören wir aus der Hallenser Periode fast Nichts. Da R. das Privatissimum, um Zeit zu ersparen, schon im zweiten Semester aufgab, so mag dieselbe noch keine sehr bedeutende gewesen sein.[1]) Zudem wollte es das Unglück, dass gerade einige der talentvollsten Zuhörer, die sich von Anfang an ihm angeschlossen hatten und zu ausgezeichneten Erwartungen berechtigten, nacheinander eines frühen Todes starben: Bullmann an den Pocken, J. Th. Meyer, ein Westphale, an der Lungenschwindsucht, Brauer war verschollen.[2]) Meyer, der ihm bei dem Druck des Thomas behülflich gewesen ist, erwähnt er lobend am Schluss der Prolegomena. In der früheren Ausgabe vom Jahre 1831 fügt er noch hinzu, dass er ihm die Bearbeitung des Moschopulos, welche er selbst ursprünglich beabsichtigte, abgetreten habe.[3])

Schon als Student war R. einer engherzig schulmeisterlichen Auffassung der Philologie als einer rein formalen Technik, wie sie den Ultra's der Leipziger Schule eigen war, ebenso abgeneigt als jener flachen, arbeitsscheuen Universalität, die nirgends eigentlich zu Hause ist. In gesunder und stolz bescheidner Selbstbeschränkung zog er es aber vor, auf einem Gebiete schaffend sich zum Meister auszubilden, statt auf vielen eine untergeordnete Rolle zu spielen. Für

---

1) Von namhafteren Zuhörern finden sich in den Listen ausser den Freunden Hanow, Kiessling, Eckstein, Büchner, Seyffert, welche im ersten Semester noch zu R.'s Füssen sassen, nur wenige wie Feldhügel, Friebel, Stahr, Robert Unger, Weissenborn.
2) An d. Mutter 1. Jan. 33. 3) *cui quidem, quoniam ad alia ipse studia vocor, etiam susceptam Moschopuli edendi provinciam cessi.*

seine akademische Wirksamkeit hat er von Anfang an eine Breite der Basis und eine Weite des Horizontes gewonnen, wie sie für freie Entfaltung des wissenschaftlichen Geistes in den Zuhörern erforderlich ist. Aber während er schon durch seine Freunde verschiedenster Richtungen angeregt die mannigfachsten Interessen, theologische, philosophische, juristische, historische theilte, concentrirte er nicht ohne Ueberwindung, aber auch nicht ohne gelegentliche Abschweifung seine ernsteren Studien auf bestimmte Ziele des einmal gewählten Arbeitsgebietes, stossweise bald diese bald jene Richtung feurig verfolgend, in der Hitze der Forschung, die ihm bei jedem Schritt neue Lücken und Bedürfnisse der Wissenschaft offenbarte, manchen litterarischen Einzelplan improvisirend, den er im Wechsel der Stimmung wieder aufgab.[1])

Sehr ernstlich und ausdauernd trug er sich in jenen und den folgenden Jahren mit dem Gedanken einer Geschichte der griechischen Grammatiker, die sich ihm allmälig zur „Lebensaufgabe“ gestaltete. Durch seinen Agathon und die übrigen Studien über griechische Litteratur unablässig auf die grammatischen und lexicalischen Schriften als Fundgruben zahlloser Bruchstücke und Niederlagen gelehrter Beiträge zum Verständniss und zur Beurtheilung erhaltener Werke geführt, musste er die wichtigsten Grundlagen für eine fruchtbare Ausbeutung derselben vermissen: erstens zuverlässige Texte, zweitens eine kritisch gesicherte Uebersicht über die Zusammenhänge der uns überlieferten grossentheils sehr späten Compilationen mit den älteren, weit reicheren Schätzen originaler Forschung. Durch Hemsterhuis und seine Schule waren die ersten Anfänge zur Lösung dieser Auf-

---

1) In welcher Weise R. in Halle die Richtung seines Lehrers Reisig fortgesetzt und weiter entwickelt habe, deutet der in den Halleschen Jahrbüchern von A. Ruge 1838 Nr. 84—87 abgedruckte Artikel „über die Universität Halle“ von Echtermeyer an. Reisig habe vortreffliche Schulmänner gezogen durch das Princip, in die sprachliche Macht, nicht in das Wissen von Notizen das Wesen der Philologie zu setzen; Ritschl aber habe die Universalität des Reisigschen Principes dadurch bewährt, dass er mit Leichtigkeit auf das (durch Böckh, Niebuhr, Otfr. Müller betonte) historische Princip oder vielmehr auf seine Ergebnisse einzugehen wusste.

gaben angebahnt worden; in Deutschland war zuerst Lobeck auf diesem Wege voraufgegangen, hatte aber zunächst wenig Nachfolger gefunden. R. hatte schon in seiner Studentenzeit kritische Bearbeitungen des Harpocration, Pollux, Stephanus von Byzanz geplant und in Gemeinschaft mit Kiessling angefangen die nöthigen Grundlagen dazu vorzubereiten.[1]) Einmal, ehe Bernhardy an das Werk ging, trug ihm Schwetschke, der Buchhändler, die Herausgabe des Suidas an. R. war Feuer und Flamme für das Unternehmen und bereit alles Andre ihm zu Gunsten vor der Hand aufzugeben.[2]) Eine festere Gestalt gewannen zunächst die Vorarbeiten zu einem bescheidneren Werke, der Ausgabe des Thomas Magister, welche er dazu ausersah, sich mit ihr die Professur zu verdienen.[3]) Daneben sollte der Agathon beendigt und das Erscheinen beider Bücher zu Ostern 1831 mit allen Kräften betrieben werden.

Wirklich wurde den Winter 1830/1 über in einzelnen Nebenstunden (neben der Aeschylusvorlesung) der Thomas beträchtlich gefördert. Aber im Frühling gab es gehäufte Besuche alter Studiengenossen, die dem von Arbeitspflichten Bedrängten manchen Stossseufzer kosteten. Gegen Ende des Sommersemesters kamen auch die Eltern auf der Durchreise nach Berlin,[4]) wohin ihnen der Sohn in der zweiten Septemberhälfte folgte. Leider störte der Ausbruch der Cholera die Gemüthlichkeit der Familienvereinigung: schon vorher, da man ihr Eintreffen sicher erwartete, räumten die Eltern das Feld, ein Vetter (Justizrath Wollank) fiel dem asiatischen Feinde zum Opfer. Die schwer von der Krankheit heimgesuchte Stadt zu verlassen, die Elbe zu passiren und Einlass in Halle zu gewinnen war bei der Peinlichkeit der polizeilichen Sperrmassregeln eine Aufgabe, zu deren Lösung ein ungewöhnliches Mass von Geistesgegenwart, Klugheit und Glück erforderlich war: sie gelang aber dem Heimreisenden vollständig und in heiterster Seelenruhe.

---

1) Kiessling an R. 16. Juli 1832. 2) Herbstbrief an Niese, ohne Datum (1829?) 3) An die Mutter 2. August 1830. 4) Ueber sein Zusammentreffen mit denselben auf der Schnellpost berichtet Zelter an Göthe vom 3. August 1831 (Briefwechsel VI 245).

Als die Seuche einige Monate später auch in Halle ausbrach, beunruhigte ihn dies wenig, wie denn auch den Studenten, denen wenigstens, die in Halle blieben, der Humor nicht ausging trotz der Flucht von Gesenius, welche durch einen launigen Anschlag am schwarzen Brett, eine Parodie von Schillers Hektor und Andromache, gefeiert wurde: Tholuck aber predigte über den Text „wer da glaubt, der fleucht nicht.“ [1])

Mehr als Alles beschäftigte unsern Freund schon damals ein Plan, der aus den Arbeiten der letzten Jahre hervorgewachsen zugleich den wirksamsten Sporn zur Vollendung des Thomas in sich trug — der Plan einer grossen wissenschaftlichen Reise,[2]) die in den Osterferien oder im Sommer 1833 zum Theil mit dem zu erwerbenden Bücherhonorar unternommen werden sollte. Seit dem Herbst 1831 war, wie er der Mutter schreibt, „all sein Tichten und Trachten“ auf die Ausführung jenes Gedankens gerichtet, der ihn Tags nicht verliess und Nachts im Traume begleitete. Italien war das Ziel seiner Wünsche, aber da sich desto leichter Gewährung hoffen lasse, je bescheidner man wünsche, so verzichtete er von vornherein auf Rom und wollte sich, geleitet erstens durch die Rücksicht auf namhafte Bibliotheken und litterarische Centralpunkte, zweitens durch die Ansicht, dass man in einem weise beschränkten Kreise soviel als nur immer möglich mitnehmen müsse, auf Süddeutschland und Oberitalien beschränken. Ueber Erfurt, Rudolstadt, Bamberg, Erlangen, Nürnberg, Regensburg, Landshut, München, Innspruck wollte er nach Venedig, Padua, Verona, Brescia, Mailand, Turin, dann zurück über den Genfersee, Bern, Basel, Freiburg, Strassburg, Carlsruhe, Heidelberg, Mainz, Coblenz, Bonn, Cöln, Cassel. Zur Vorbereitung und zur Anknüpfung litterarischer Verbindungen gedachte er zu Ostern Leipzig, Jena, Weimar, Gotha zu besuchen, Michaelis 1832 einige Wochen nach Braunschweig zu gehen, um die Wolfenbüttler Bibliothek zu benutzen. Zugleich war eine Begeisterung für Archäologie in ihm erwacht, welche ihn zu dem Vorsatz führte, auch sie in den Kreis seiner Vor-

1) An die Mutter 24. Jan. 1832. 2) An die Mutter 5. Nov. 1831; 18. Mai, 15. Juni 1832. An Niese 6. Novbr. 1831, 28. Juni 1832.

lesungen zu ziehen[1]) und damit eine fühlbare Lücke in Halle auszufüllen, wodurch er um so sicherer auf eine baldige Professur hoffen dürfte. Zur Vorbereitung begab er sich zu Weihnachten 1831 abermals nach Berlin, um in streng geregelter Tagesordnung auf der Bibliothek hauptsächlich in Handschriften zu arbeiten, die Antiken im Museum und die Gypsabgüsse in den eiskalten Sälen der Akademie zu studieren. In den Morgenstunden von 6 Uhr an disputirte er bei der Kaffeelampe mit Freund Niese und Schwager Lancizolle über philosophische und theologische Themata, und arbeitete während des Familiengesprächs die von der Bibliothek Tags zuvor mitgebrachten Bücher durch. In den späteren Nachmittagsstunden machte er Besuche und verbrachte den Abend in Gesellschaft, z. B. bei dem Oberbibliothekar Wilken, bei dessen Schwiegersohn Pinder. Sehr zufrieden mit den Ergebnissen dieser wohl ausgenutzten, inhaltsvollen Zeit kehrte er nach Neujahr zu seinen Vorlesungen zurück.[2])

Aber die Vorarbeiten zum Thomas zogen sich doch über Erwarten hin: das Herbeischaffen von Handschriften, Collationen, Büchern von Wolfenbüttel, Weimar, Wien, Berlin, Dresden erforderte lange Zeit, und darüber verrauchte ein Theil der Lust an dem immerhin nicht gerade anmuthigen Stoff. Da nun dem mächtig Vorwärtsdrängenden auch der Geschmack an der Ausführung des Agathon, dessen Anlage ihm nunmehr „sehr jugendlich und stockphilologisch“ erschien, mehr und mehr verging,[3]) er aber das lebhafte Bedürfniss empfand, von seinen Studien in der historischen Richtung, zu der er sich in steigendem Grade und dermassen gedrängt fühlte, dass er sogar an Vorträge über griechische und römische Geschichte dachte,[4]) Proben abzulegen, so nahm er sich vor, im Winter 1831/2 während der Vorlesungen über Metrik einen besonderen Theil derselben, „die metrische Kunst der Griechen in ihrer historischen Ent-

---

1) Hierüber schrieb er am 8. Febr. 1832 an Schöne, der unter Reisigs Schülern durch archäologische Studien eine Ausnahme gemacht hatte. 2) An d. Mutter 29. Decbr. 31. 3) An Niese 25. Mai 1831. An die Mutter 3. Febr. 31: „Das alte angefangene Werk ist mir zum Ekel geworden.“ 4) An Niese 25. Mai 31.

wicklung“, zum Druck auszuarbeiten,[1]) und schrieb für die Hallesche Litteraturzeitung in wenigen Tagen „leider sehr bedrängt und etwas flüchtig mitunter“ eine mit seinem Namen unterzeichnete Recension von Schöll's griechischer Litteraturgeschichte.

4. Noth und Erlösung.

Bei aller Frische und Lebenslust dieser ersten Docentenjahre gab es doch auch manche sorgenvolle, unmuthige Stimmung. Zwar besass R., wie gesagt, eine sehr ausgebildete Kunst in einer besseren Zukunft zu leben und sich die Freuden derselben mit programmmässiger Anschaulichkeit zu vergegenwärtigen, doch verfinsterten ihm, besonders zu gewissen Terminen wie Neujahr, bisweilen die kleinen Nöthe und Verlegenheiten des Lebens, wie Schneegestöber ihn umwirbelnd, den Himmel gar zu sehr. Der pecuniäre Ertrag der Collegien war über die Maassen elend; das Ministerium, sowohl der Minister von Altenstein selbst als seine Räthe, Nicolovius und Johannes Schulze, waren dem Vielversprechenden wohlgeneigt, ermunterten ihn auch durch anerkennende Worte, ab und zu durch Unterstützungen, die immer noch an den Vater angewiesen wurden: der übrige Lebensbedarf aber, soweit ihn nicht Zuschüsse aus mütterlicher Casse deckten, musste durch den Ertrag gehäufter schriftstellerischer Arbeiten beschafft werden. Zu diesem Zweck übernahm er im Herbst 1830 die Besorgung eines neuen Abdruckes der Aeschyluscommentare von Stanley und Abresch,[2]) und im Lauf des Winters eine Schulausgabe der Anabasis für das Halle'sche Waisenhaus, welche ihn noch im Frühjahr 1832 in Anspruch nahm.[3]) Freilich wurde hierdurch die Vollendung des Thomas unliebsam verzögert. Daher ein unruhiges Auf- und Abwogen wechselnder Stimmungen: Verzweiflung an allem Erfolg, glühende Sehnsucht nach des Lebens Bächen, begeisterte Hingabe an die Pflicht und den

---

1) An Niese 25. Mai; 28. Juni 32: Anfang Novembers solle der Druck beginnen. 2) An die Mutter 2. August 1830. Anfang Decembers waren bereits zehn Bogen des apparatus criticus gedruckt: an Niese 5. Decbr. 30. 3) An Niese März 1832.

Dienst der Wissenschaft, weitfliegende Arbeitspläne, Ueberdruss an dem prosaischen Halle und seiner Geselligkeit, still resignirte Zurückgezogenheit im Studierzimmer.

Er dachte an einen Ruf nach Wilna, dann nach Dorpat, wo Valentin Francke, ein Schüler Heinrichs, im Alter von 39 Jahren gestorben war.[1]) Der hochmögende bischöfliche Onkel redete zum Glück ab, ohne doch, wenn der Neffe durchaus darauf bestehe, seine wirksame Verwendung in Petersburg und Riga zu versagen.[2]) Die Mutter protestirte energisch gegen eine solche Versorgung, zu der sie nie ihre Einwilligung geben werde.[3]) Zwar hatte sich R. schon im September 1830 in Berlin eines sehr freundlichen Empfanges von Joh. Schulze zu erfreuen, der ihm erklärte, dass er ihn gern nach Greifswald gebracht haben würde, wenn nicht die älteren Anrechte des Professor Walch hätten befriedigt werden müssen;[4]) doch erst zu Weihnacht des nächsten Jahres bei abermaligem Besuch erhielt er bestimmtere Zusicherungen.[5]) Um die Beförderung zum Professor zu beschleunigen, liess er als ersten Theil *(particula prior)* seines Thomas die Prolegomena in zusammengedrängter und von der Redaction in der später erschienenen Ausgabe vielfach abweichender Form schon im Jahre 1831 erscheinen.[6]) Um so schlimmer war die Enttäuschung auch der Halleschen Freunde, als am 3. Februar 1832 der sehr wohlwollende Regierungsbevollmächtigte Delbrück im Auftrage des Ministers dem ungeduldigen Docenten eröffnen musste, dass, wegen Beschränktheit des Besoldungsfonds und da auch kein dringendes Bedürfniss obwalte, die Zahl der Professoren für das Fach der classischen Philologie auf der Halleschen Universität zu

---

1) An Niese 10. Novbr., an d. Mutter 22. Decbr. 1830. 2) Der Onkel an Fritz 11. Decbr. 1830. Noch 1833 im Septbr. bietet Posselt seine Vermittelung an, nach Morgensterns Emeritirung die Augen der Professoren auf R. zu lenken. 3) An den Sohn 27. Decbr. 30. 4) An die Mutter 29. Septbr. 30. 5) An die Mutter 29. Decbr., Schreiben von Nicolovius 28. Decbr. 1831. 6) 34 Seiten statt 146. Am Schluss das Datum: Scr. Halis Saxonum, m. Decembr. a. CIↃIↃCCCXXXI.

vermehren, es angemessen gefunden werde, den Beschluss über Beförderung R.'s noch auszusetzen. Zur Ermunterung gereichte ihm ein Osterbesuch 1832 in Leipzig bei G. Hermann und Dindorf. Bei Beiden fand er die beste Aufnahme.[1]) Letzterer trug ihm jenes kecke Flugblatt nicht nach, sondern interessirte sich lebhaft für seinen Plan, die griechischen Grammatiker zu bearbeiten, sowie für die italiänische Reise, die er in jeder Weise durch Empfehlungen und Rathschläge zu fördern versprach.[2]) Endlich, fast wider Erwarten, kam dennoch im April dieses Jahres die Ernennung zum Professor extraordinarius in der philosophischen Facultät zu Halle.[3]) Freilich gehörte zu den „in dieser Qualität ihm zustehenden Prärogativen und Gerechtsamen" zunächst noch kein Gehalt,[4]) es wurde sogar ausdrücklich bemerkt, dass ihm „eine nahe Hoffnung auf eine fixe Besoldung nicht gemacht werden könne", doch habe das Ministerium ihm „ein öffentliches Anerkenntniss seiner bisherigen beifallswerthen Leistungen geben wollen";[5]) und Nicolovius beglückwünschte den neuen Professor herzlich: „grosse Schwierigkeiten haben Sie überstanden, mit heitrem Muth werden Sie die noch vorliegenden besiegen, und eine leichtere, glückliche Zukunft wird Sie erwarten. Diese Zuversicht entspringt aus einem wohlbegründeten Vertrauen zu Ihrem Können und Vollbringen."[6])

Diese Zuversicht suchte der neue Professor vor Allem zu rechtfertigen durch Aufbieten aller Kräfte, um das letzte und schwerste Stück des Thomas, die Prolegomena, zu erledigen und das Buch zum Abschluss zu bringen. Vom Juli an arbeiteten zwei Setzer auf einmal, welche alle fünf Tage Manuscript für einen neuen Druckbogen verlangten; in dieser Zeit mussten Untersuchungen, deren Resultat manchmal nur eine halbe Seite füllte, inmitten aller übrigen Geschäfte zum Abschluss gebracht werden.[7]) So konnte endlich am

---

1) An Niese 14. Mai. 2) An die Mutter 10. Mai. 3) Bestallung vom 24. März 1832. 4) Doch hatte er die Genugthuung 10 Thlr. 12½ Sgr. an Geheime-Kanzlei- und Stempelgebühren zu entrichten 5) Schreiben des Regierungsbevollmächtigten Delbrück vom 2. April 32. 6) Schreiben vom 10. April 1832. 7) An die Mutter 30. Juli 32.

29. August das letzte Manuscript zu der langen Vorrede in die Druckerei wandern, so dass nur noch ein paar Bogen Register zu machen waren.[1]) Im September war der Druck, der Ende Juli des vorhergehenden Jahres begonnen hatte,[2]) glücklich beendigt. Das Buch, die erste reife Frucht mühevollen Fleisses und scharfblickender Forschung, wurde dem Lehrer Franz Spitzner und dem hülfreichen, theilnehmenden Freunde Ludwig Pernice gewidmet.

Nach den Anstrengungen des Sommers that körperliche Erholung und geistige Zerstreuung dringend noth. Nach einem kürzeren Dresdener Ausfluge ging es wieder nach dem geliebten Erfurt. Auch das Lancizolle'sche Ehepaar, aus dem Salzkammergut kommend, fand sich dort ein. Mit ihnen gemeinschaftlich reiste R. über Torgau, wo Freund Niese, nunmehriger Diaconus, in seiner jungen Häuslichkeit mit einem Besuch bedacht wurde, nach Berlin, und machte von dort auch zu dem bischöflichen Onkel in Stettin einen Abstecher, wo das ihm noch unbekannte grossartige Handelstreiben, der Hafen und die Schiffe, sein lebhaftestes Interesse erregten.[3])

So erwünscht die Beförderung zum extraordinarius war, so liess sich doch von dem blossen Titel eben nicht leben, auch nicht von wohlwollenden Versicherungen, wie sie Nicolovius[4]) formulirte, „dass gern werde gewährt werden, was Mittel und Verhältnisse irgend gestatten." Der Ablauf des Gnadenjahres für die Wittwe von Schütz musste erst abgewartet werden, ehe Geld flüssig wurde; selbst mit den immer aufs Neue wieder zu erbittenden Unterstützungen an den Vater stockte es. Inzwischen riefen die finanziellen Bedrängnisse des jungen Professors bisweilen tragikomische Situationen hervor. Zu Neujahr 1833 scheinen sie ihre Höhe erreicht zu haben. Weder war er in der Lage, die übliche Gratulation der beiden Universitätspedelle zu honoriren, noch besass er die nöthigen Fonds (8 Groschen), um die Lichte für sein Collegium durch den Einheizer kaufen zu lassen; ja als er einen Schlossergesellen

---

1) An die Mutter 29. Aug. 32. 2) An Niese 23. Juli 1831. 3) An die Mutter 2. Novbr. 1832. 4) Im Dankbrief für den Thomas Mag. vom 21. Octbr. 1832.

holen liess, um ein Schloss aufzubrechen, hatte er keinen Silbergroschen für ihn und musste deshalb einen Schlüssel bei ihm bestellen, den er gar nicht brauchte, nur damit der Bursche später wiederkommen musste.[1])

In einigen schlaflosen Stunden der Neujahrsnacht überdachte er in bangen Sorgen seine Hülfsquellen und Aussichten für die Zukunft. Das Ergebniss seiner Ueberlegungen war, dass er sofort am 1. Januar zwei Briefe schrieb und eine „Conferenz“ hielt. Der eine dieser Briefe ging nach Paris an einen dortigen Bekannten und enthielt eine indirecte Bewerbung um Anstellung bei der Leitung des neuen thesaurus linguae Graecae. Der zweite ging an den Regierungsbevollmächtigten, Herrn von Both, in Rostock und bezweckte eine Berufung an die dortige Universität. Bereits im August 1832 war R. auf Fritzsche's Antrag neben C. F. Hermann und dem zum Gymnasialdirector designirten Bachmann für eine zweite philologische Professur in Rostock vorgeschlagen;[2]) freilich war die Besetzung dieser Stelle vorläufig vertagt worden, doch hatte Fr. (3. Decbr.) gute Aussichten für die Zukunft eröffnet, welche durch die Möglichkeit einer Berufung desselben nach Leipzig an Becks Stelle näher zu treten schienen. Schlügen endlich auch diese fehl[3]) und würde bis Ostern immer noch kein Gehalt für ihn flüssig, so will er (und darüber hat er mit Niemeyer conferirt) die wahrscheinlich vacant werdende Stelle eines ersten Oberlehrers am Waisenhaus, die 550 Thlr. fixen Gehalt brachte, annehmen und neben seinen drei täglichen Schulstunden Collegienlesen und philologische Schriftstellerei so lange verbinden, bis ein annehmbarer Ruf an eine auswärtige Professur komme. Sollten aber alle Stränge reissen, so schwebt ihm nach Verlauf einiger Jahre das Rectorat am Gymnasium als annehmlicher Trost vor, immer unter der Voraussetzung, dass der gegenwärtige Rector zur rechten Zeit, weder zu früh noch zu spät sterbe. Das Schwerste dabei würde ihm das Aufgeben der

---

1) An die Mutter 14. Jan. 33. 2) Fritzsche an. R. 31. Aug. 32. 3) In der That benachrichtigte ihn bereits ein Schreiben des Herrn v. Both vom 24. Decbr. 32, dass Fritzsche in Rostock bleibe, keine neue Besetzung stattfinde und für den Augenblick nichts weiter zu thun sei.

italiänischen Reise sein, wenigstens in der beabsichtigten Ausdehnung, denn zu einem 6—8wöchentlichen Aufenthalt in Mailand, um dort Materialien für lange Jahre zu sammeln, hofft er es trotzdem zu bringen.[1])

Auch dadurch noch wurde das Ausharren in der gegebenen Situation erschwert, dass die Universität Halle seit einiger Zeit, besonders seit der Cholera, einigermassen ins Sinken gekommen, und eine Anzahl hervorragender Persönlichkeiten theils gestorben, theils fortberufen waren. So brannte ihm nachgrade der Boden von Halle unter den Füssen: die gewohnten Geleise seines dortigen Lebens erschienen ihm ausgetreten, er sehnte sich nach einer kräftigen äusseren Anregung, die ihm auch durch den Zwang neuer Pflichten einen frischen Anstoss gäbe. Da eröffnete sich durch den Tod Passow's in Breslau eine Aussicht. Der Verstorbene hatte neben griechischer Sprache und Litteratur „die gesammten classischen Alterthümer und insbesondere auch die reale Kunstarchäologie“ in rühmlicher Weise vertreten. Darauf war nach dem Curatorialschreiben des G. R. Neumann vom 15. März bei der Wiederbesetzung Rücksicht zu nehmen. Die Breslauer philosophische Facultät hatte darauf am 23. März auf Wachlers Antrag Göttling, Doederlein und Sillig als Nachfolger vorgeschlagen, und der Curator noch am selbigen Tage diese Vorschläge an das Ministerium befördert, indem er z. B. den Dr. Julius Sillig in Dresden folgendermassen empfahl: er „zeichnet sich durch archäologische Erfahrungen aus, er hat sich weniger durch seine Ausgabe des Catull als durch die Bearbeitung der Catalecta Virgiliana und Plinii hist. nat. sowie durch einen Catalogus artificum vortheilhaft genug bekannt gemacht“. In Berlin aber bemühte sich Zumpt um diese Stelle, und kurze Zeit lang schwankte trotz des Wohlwollens gegen R. das Zünglein in der Wagschaale des Ministeriums zwischen Beiden, da dasselbe auch gegen jenen gewisse Verpflichtungen fühlte. Am 19. April jedoch konnte R. den Eltern bereits die freudige Nachricht schreiben, dass er zum Professor extraordinarius und Mitdirector

1) An die Mutter 14. Januar 1833. An Niese 22. Decbr. 1832. *Lipsia vult expectari* schrieb er damals.

Bayerische Staatsbibliothek München

des philologischen Seminars an der Universität Breslau berufen sei mit einem Gehalt von 500 Thlr. und diese Stelle bereits im Mai antreten solle.[1]) *Tantae molis erat*, dass ein genialer Lehrer und Forscher sich einen bescheidenen Arbeitsplatz im Königreich Preussen eroberte.

5. Uebersicht der wissenschaftlichen Leistungen.

Während der Glückliche sich zum Aufbruch rüstet, von den Freunden Abschied nimmt, deren Gefühle zwischen Freude und Trennungsschmerz getheilt sind, wollen wir sein philologisches Gepäck revidiren und die Summe seiner wissenschaftlichen Leistungen bis zu dieser ersten Stufe näher ins Auge fassen.

Von den beiden Erstlingen, den schedae criticae und der Untersuchung über Agathons Lebenszeit ist schon die Rede gewesen. Es waren vielverheissende Proben und Anfänge mannigfacher, eindringender Studien. Als Opfer, der saeva paupertas dargebracht, sind der apparatus criticus in Aeschyli tragoedias und die Ausgabe der Xenophontischen Anabasis zu bezeichnen. Der Zweck jenes Unternehmens war ein buchhändlerischer. Die kostspielige Butlersche Ausgabe sollte entbehrlich, der in ihr enthaltene Apparat brauchbarer gemacht werden, letzteres zunächst durch Abdruck der selten gewordenen animadversiones von Abresch und Herausgabe der Reisig'schen Emendationen zum Prometheus nach seinen zum letzten Male im Winter 1826/7 gehaltenen akademischen Vorträgen. Die Anlage der Butler'schen Ausgabe ist verlassen, indem statt der zerstückelten Anmerkungen zu jedem einzelnen Drama der Stanley'sche Commentar sowie die animadversiones von Abresch in ihrem ursprünglichen Zusammenhange abgedruckt sind. Ferner sind die Citate genau verificirt, die Addenda an den betreffenden Stellen eingefügt, die einzelnen indices verschmolzen. Reisig's Bemerkungen

---

1) Anzeige des Min. an das Breslauer Curatorium 12. April 1833. Nach den ganz divergirenden Vorschlägen der Facultät und des Curators erhält die Wendung des Min.-Rescripts: „Der Min. eröffnet Ew. Hochw. auf den Bericht vom 25. v. M., dass er beschlossen hat" u. s. w. einen fast ironischen Anstrich. Auch werden 150 Thlr. Reisekosten bewilligt.

sind nach Ritschl's eignen Aufzeichnungen von diesem ausgewählt und ins Lateinische übertragen.[1]) Ein dritter (nicht erschienener) Band sollte eine Auswahl des Interpretationsvorrathes bringen, nach der Reihenfolge des Textes zusammengestellt.[2])

Die Ausgabe der Anabasis bietet ein eigenthümliches Interesse als das einzige Schulbuch, welches R. veröffentlicht hat. Die Verwendung von Varianten in bestimmter Auswahl zu dem Zweck nicht etwa Kritik in Tertia zu üben, sondern zur Einprägung der Grammatik und Schärfung des Sprachgefühls wirksame Anregung zu geben, ist ein sinnreiches didaktisches Mittel, welches indessen wenig Beachtung und Nachahmung gefunden zu haben scheint. Den Gelehrten ist die anonyme Ausgabe so unbekannt geblieben, dass R. 24 Jahre später zwei wichtige Emendationen, welche dort in den Text aufgenommen und in den Anmerkungen auf S. 5 und 33 kurz gerechtfertigt waren, in ausführlicher Darlegung als „ein recht eigentliches apertum opertum" den Lesern des Rheinischen Museums nochmals vortragen konnte.[3])

An Aufforderungen zu journalistischer Schriftstellerei hat es schon dem angehenden Docenten nicht gefehlt. Bereits im November 1829 erhielt er von Eichstädt eine Einladung, die Nachfolge Reisigs auch in der Jenaischen Litteraturzeitung zu übernehmen. Das Erste was er lieferte war die mit A. B. C. unterzeichnete, vernichtende Kritik der elenden Stäger'schen Uebersetzung von Aeschylus' Sieben.[4]) Er nimmt an, dass der Verfasser (Privatdocent in Halle!) 'eigentlicher Philolog' nicht sei, und weist aufs gründlichste dessen Unfähigkeit nach, aeschyleische Verse, Sprache, Gedanken in entsprechendem Deutsch wiederzugeben. Der Stümper, der u. a. τοῖς τεκοῦσι den „Kindern" und λαβέ „er nahm" übersetzt hatte, sandte eine matte Antikritik

1) Wieder abgedruckt in opusc. I 378 ff. 2) Selbstanzeige (ohne Unterschrift) des Apparatus criticus in der Hallischen Allgem. Litt.-Zeitung 1832, December, Nr. 221, S. 481—483. Vgl. Schulzeitg. 1833 Nr. 37 f. 3) Zwei Rechnungsfehler in Xenophons Anabasis: Rhein. Museum XIII (1858) S. 136 ff. = opusc. I 437 ff. 4) Jenaische Allgem. Litt.-Zeitung 1830, Februar S. 193 f. Am 16. Nov. 1829 bescheinigt Eichstädt den Empfang.

ein. Die desto kräftigere „Abfertigung des Antikritikus durch den Recensenten“ (im Manuscript erhalten) wurde unterdrückt, nachdem die Antikritik zurückgezogen war.[1])

Von grösserer Bedeutung ist die ausführliche Recension der griechischen Litteraturgeschichte von Schöll und ihrer deutschen Uebersetzung von Schwarze und Pinder.[2]) Nach einem Rückblick auf die früheren Leistungen, deren lichtvolle Gruppirung zeigt, auf welchen Grundlagen die neuere Forschung weiterzubauen hat, bezeichnet Ref. die neuerfasste Idee, die Litteratur zumal der hellenischen Welt als Produkt und Abdruck der geistigen Nationalkraft und ihres durch das gesammte Culturleben bedingten Entwicklungsprocesses zu betrachten, und die hieraus erwachsende Aufgabe, den wesentlichen Zusammenhang jenes genetischen Stufenganges zur lebendigen Anschauung zu bringen, als das Ergebniss unsrer eignen classischen Litteraturepoche und der durch sie befruchteten Alterthumswissenschaft, wie sie F. A. Wolf vertrat. Als partielle Bestrebungen in dieser Richtung werden die bezüglichen Arbeiten von Friedrich Schlegel und Creuzer ausgezeichnet. Gleichzeitig aber neben jener organischen Geschichtsbetrachtung seien noch zwei bedeutende Elemente befruchtend hinzugetreten: einerseits die auf historischem Boden stehende, zugleich unbefangen und tief eindringende Kunstkritik, vertreten durch A. W. Schlegel, der durch die Winckelmann'sche Periode mächtig angeregt war, andrerseits Steigerung der frühesten chronologisch-biographischen Richtung zu einer combinatorisch ergänzenden Kritik des vollständig überschauten Materials der Ueberlieferung, wie sie geübt sei in den „monographischen Specialforschungen der neueren historisch-philologischen Schule“, deren Präparate freilich noch einer gemeinsamen Auferstehung und Sammlung zu ganzen vom lebendigen Odem des Geistes beseelten Körpern entgegensehen. Mit nichten aber durch die Idee der Litteraturgeschichte bedingt und deshalb (als eine immerhin

---

1) Uebersendung der Antikritik durch Eichstädt an R. 17. Mai mit der Bitte um baldige Abfertigung, Zurücksendung der R.'schen Replik aus obigem Grunde am 4. December. 2) Hallische Allgem. Litt.-Zeit. 1831, Juli, Nr. 121—124.

zweckmässige Zugabe) räumlich abzusondern sei die Zusammenfassung und Beurtheilung der früheren Untersuchungen, das gesammte bibliographische Material. Dass diesem Ideal das Schöll'sche Werk in keiner Weise entspricht, wird hiernach ohne Weiteres klar: „es vereinigt die doppelte Qualität eines brauchbarer zugestutzten Harles für Editionenjäger und Bibliomanen, und eines Handbüchleins für Damenbibliotheken." (S. 327.) Gegenüber der naiven Selbstbescheidung des Verfassers, kein Gelehrter sein zu wollen, wird Einführung der Resultate wissenschaftlicher Forschung gefordert: „wenn diese nicht Gemeingut der Gegenwart werden könnten, was wäre dann Philologie mit ihren oft so zerstückelten Bestrebungen, als eine halblebendige Leiche, Tod und Verwesung in sich selber tragend, mit der sich das Leben nimmer in Aussöhnung zu bringen im Stande wäre!" (S. 330.) Mit schneidenden Sarcasmen wird der laxe Dilettantismus des Verf. und seine schülerhafte Ignoranz gegeisselt. Derselbe sei so wenig orientirt in den von ihm betretenen Regionen, dass er rechts und links anstossend herumtappe wie in einer dunklen Kammer, in die einer aus der hellen Mittagssonne gesperrt werde. (S. 331.) Er „kann die griechischen Autoren gar nicht gelesen, kann deswegen nur ein traumartiges Bild vom hellenischen Alterthume haben, und muss somit über die Dinge, weil er über sie mitsprechen muss, wie der Blinde von der Farbe reden." Unter „Quellen" versteht er Werke der Neueren, wie Fabricius u. s. w. Die „Hypothesen" der jetzigen Philologen erscheinen ihm gegenüber den „verschollenen Systemen gewisser ausser Curs gekommener Veteranen" wie neue gegen alte, leichte gegen schwere Ducaten. (S. 334.) Die Weise des Verf., einen Haufen unverarbeiteter und ungesichteter Notizen zusammenzutragen, giebt eben so wenig ein Bild als „eine Palette mit einem Dutzend aufgetragener Farbenhäufchen". (S. 335.) Verspottet wird auch die wunderbare Eintheilung und Charakteristik der ältesten Litteraturgeschichte, wonach die erste Periode als die, wo es noch keine, und die zweite als die bezeichnet werde, wo es noch keine wahre Litteratur (nämlich keine Prosa) gab, mit dem Jahre der Solonischen Gesetzgebung aber die sogenannte

rein poetische Periode „wie eine Kassenregistratur oder eine Litteraturzeitung“ abgeschlossen werde. Da aber grade die Behandlung der ältesten Zeit ein Prüfstein litterarhistorischer Forschung ist, so werden einige Gesichtspunkte, um jenes Chaos zu lichten, angedeutet: Homer selbst sei Quelle für Kenntniss der vorhomerischen Epik, die Geschichte der Lyrik müsse der des Epos vorangehen; die Nothwendigkeit, vor Allem über die musischen Verhältnisse klare Begriffe zu gewinnen; der charakteristische Gegensatz „zwischen besänftigend erhebender Kitharodik und enthusiastisch erregender Aulodik“, der sich gleichmässig in Stamm- und Culturverhältnissen ausspreche. (S. 338.) Ref. ist überzeugt, dass die sämmtlichen Sänger jener Urperiode in wohlgeordnete Gruppen zerfallen nach gewissen Religions- oder Cultuskreisen, zu denen sie in einer eng verknüpfenden Beziehung stehen. Nur hingedeutet wird auf „die Annahme eines musischen Cultuskreises, die Unterordnung der betreffenden Namen unter mehrfach abgestufte orgiastische und mystische Culte“. (S. 338.) In dem Abschnitt über das homerische Epos findet Ref. eine Menge der bedeutendsten Fragen gar nicht oder kaum mit einem Wort berührt: „Welches ist eigentlich die in den hom. Gedichten geschilderte Zeit? Sind Ilias und Odyssee Erzeugnisse einer und derselben Periode, oder lassen sich wesentliche Momente für eine beträchtliche Altersverschiedenheit geltend machen? — — Welches ist das Verhältniss der homerischen Gesänge zu hellenischer Mythologie, und welches ihr Einfluss auf eine organisirende Gestaltung derselben? Welches ihr Einfluss auf griechische Erziehung und Bildung überhaupt? ihre Würdigung und differente Schätzung bei Philosophen? bei Historikern und Geographen? (Andeutungen über das persönliche Verhältniss des Dichters zu den geschilderten Localitäten) und Andres der Art.“ (S. 341.) Der Hauptmangel in der Darstellung der sogen. Kykliker wird in der gänzlichen Verkennung des weitgreifenden Gegensatzes zwischen der homerischen und der hesiodischen Sängerschule gefunden. (S. 344.) Die wissenschaftliche Behandlung der hellenischen Lyrik müsse von den verschiedenen Entwicklungsperioden bei den vier hellenischen Stämmen ausgehen: so sei z. B.

die Elegie nebst der jambischen Poesie nichts Andres als die Form, in welcher die Lyrik bei den Ioniern erschien. (S. 345.) Mag der Ton hier und da etwas stark pointirt, der Stil etwas hochtrabend erscheinen, so dass die Freunde an Bernhardy's Manier erinnert wurden:[1]) man fühlt, wie der Ref. ganz durchdrungen ist von dem Hauch der neuen historischen Richtung seiner Wissenschaft.

Unter den anonymen Recensionen dieser Zeit ragt hervor die sehr eingehende Besprechung der Aristophanesausgabe von Thiersch und der beigefügten commentatio de Aristophanis vita von F. Ranke.[2]) Sie enthält u. A. geistvolle Bemerkungen über die Rollen des Aristophanes und des Agathon im Platonischen Symposion, über den Hauptzweck dieses Dialoges, über Plato's Antipathie gegen den Komiker (gegen die Auffassung der Ekklesiazusen als Parodie auf die Platonische Lehre und Schule wird Einspruch erhoben). Die Lebenszeit des Aristophanes wird abweichend bestimmt (Ol. 83 bis bald nach 98, 1), und eine Reihe interessanter Einzelfragen (Kallistratus und Philonides, Babylonier, Wolken u. s. w.), meist in milder Form, aber stets mit treffendem Urtheil kurz berührt.

Diesen ephemeren Beiträgen reihen sich einige Artikel zur Geschichte der griechischen Poesie für die Ersch-Grubersche Encyclopädie an. Die älteste Periode berührt ein kurzer Abriss über die litterarische Thätigkeit des Onomakritus,[3]) welche erst später durch die Entdeckung des Plau-

---

1) Schöne an R. 12. Octbr. 1831. 2) Hallische Allgem. Litt.-Ztg. 1832 Nr. 212—214 Nov. S. 409—431. Dass die Recension von R. sei, errieth Ranke. Derselbe schreibt an R. 16. Dec. 1832, dass er dem Verf., das Lob zu Anfang ausgenommen, in jedem Worte beistimme. „Das ist eine Beurtheilung, wie ich sie wünschte. Doch wer wird der Verfasser sein? Es ist gewiss derselbe, der Frotschers Rutilius Lupus beurtheilt hat; denn er stimmt mit ihm in Worten überein. Ich denke, es ist wohl Freund Ritschl selbst“ u. s. w. Die Richtigkeit dieser Conjectur wird man durch Vergleichung beider Recensionen bestätigt finden. Ueber die Rec. des Frotscher'schen Rutilius Lupus (Nr. 159 August S. 629—632) s. die Beilagen. 3) In Ersch und Grubers Allgem. Encyclopädie 1833 = opusc. I 238 ff.

tinischen Scholions in helleres Licht gesetzt und demgemäss auch eingehender behandelt worden ist.

Ausgeführtere Beiträge zur Geschichte der griechischen Lyrik sind in den Artikeln „Ode (Volkslied) der Griechen“[1]) und „Olympus der Aulet“[2]) niedergelegt. Jener gab eine kritische Untersuchung über den Sprachgebrauch des Wortes ᾠδή im Alterthum, welche lehrte, wie willkürlich die moderne Anwendung desselben, und wie unzulänglich überhaupt für „genetische Darstellung der griechischen Lyrik als eines gegliederten Organismus“ die gangbaren Klassificationen seien, weil nur bestimmt, „die aus dem grossen Schiffbruche der Zeiten geretteten Reste“ unterzubringen, „nicht aber die zahllosen verlorenen Schöpfungen, die unter ganz andren Gesichtspunkten zu betrachten sind. Es ergiebt sich, dass ᾠδή ein Gedicht bedeute, sofern es gesungen werde, μέλος ein Gedicht, sofern es vollständige Tonsetzung erhalten habe, dass eben deshalb insbesondre die Volkslieder der Griechen als bloss gesungene ᾠδαί hiessen, was dann zu einer Aufzählung und Charakteristik der uns bekannten Beispiele dieser Gattung führt. Mit der Perspective auf eine zusammenhängende Darstellung der griechischen Lyrik und kurzer Andeutung einiger wesentlicher Gesichtspunkte (Auletik und Kitharodik; die Gegensätze griechischer Stammeseigenthümlichkeit; chorische und monodische Lyrik) schliesst der gehaltvolle Aufsatz.

Einer dieser Punkte, das Verhältniss der Auletik und Kitharodik, bildet den Kern der Abhandlung über Olympus den Auleten, dessen Bedeutung für die Entwicklung der griechischen Poesie (nicht bloss der Musik) hier zuerst auf Grund der Hauptquelle (Plutarch de musica) klar auseinandergesetzt wird. Durch jenen Namen wird dargestellt die Versöhnung des alten Gegensatzes, die Vermittelung zwischen der echthellenischen Kitharmusik, welche dem dorischen Stamme, dem Apollocultus und dem Apollinischen Sagenkreise eigenthümlich den Charakter „strenger Einfachheit und hoher Ruhe“

---

1) In Ersch und Grubers Allgem. Encyclopädie 1830 = opusc. I 245 ff. 2) Ebenda 1832 = opusc. I 258 ff.

trägt, und der asiatischen Auletik, die Aufnahme dieses bis dahin den Hellenen unbekannten Elementes aller orgiastischen Culte, welches „mit unsteter Leidenschaftlichkeit das Gemüth bald zu wildem, glühendem Enthusiasmus aufregt, bald zu weichlicher Erschlaffung herabstimmt.“ Diese nun in Verbindung mit der phrygischen Tonart auf den Nomos durch Olympus übertragen musste den Charakter dieser ältesten, echt dorischen Dichtungsart von Grund aus verändern. Die schrittweise Einführung aber der Kunstmittel, welche die phrygische Musik bot, in die griechische Poesie, hergeleitet von den kleinasiatischen Colonien, wird an die Namen Kallinus, Archilochus, Terpander und Thaletas geknüpft, und in Zusammenhang hiermit die von dem letztgenannten bewirkte Aufnahme des kretischen Rhythmus für die beiden von ihm ausgebildeten Gesangesformen des Päan und des Hyporchem gleichfalls durch den Einfluss der kleinasiatischen Lyrik erklärt.

Zu diesen leichteren Producten, Funken und Splittern aus der gelehrten Werkstatt, kommt endlich das eigentliche Haupt- und Centralwerk dieser Periode, die erste in sich abgeschlossene Arbeit, welche des Verfassers Herrschaft über ein weiteres Gebiet seiner Wissenschaft bewies, der Thomas Magister. Durch Studien über den Atticismus und die Atticisten auf die beiden Byzantiner Thomas Magister und Manuel Moschopulos geführt, hatte R. beide sehr verwahrlost gefunden, besonders die συλλογὴ ὀνομάτων Ἀττικῶν des ersteren. Der unscheinbare Grammatiker des XIV. Jahrhunderts n. Chr., einst am Hof des Andronicus Palaeologus I. wohlbestallter magister officiorum, später Mönch unter dem frommen Namen Theodulos, hatte von jeher das Unglück gehabt, „als eine Art Sündenbock betrachtet und behandelt zu werden, an dem immer diejenigen ihre Lust am meisten ausliessen, die am wenigsten dazu berufen waren, weil sie von der Sache nichts verstanden.“[1]) Erst durch die Hemsterhuisische Schule und vornemlich durch die von

---

1) Worte R.'s in der Selbstanzeige: Hallische Allgem. Litt.-Zeit. 1833 Juni Nr. 111 S. 273 ff.

Pierson zuerst in seiner trefflichen Praefatio zum Moeris aufgestellten Gesichtspunkte über Entstehung, Wesen und Tendenz der gesammten Atticistenthätigkeit war eine umsichtigere Würdigung vorbereitet und durch die soliden Massen der Lobeck'schen Gelehrsamkeit (in der Bearbeitung des Phrynichus 1820) ein unverrückbares Fundament für den gewonnenen Standpunkt gesichert worden. Von diesem Muster angeregt hatte R. die von Lobeck (Phryn. p. 482) vorgezeichnete Aufgabe einer Geschichte der griechischen Grammatik mit Eifer erfasst und als unverächtlichen Baustein für ein so weitläufiges Gebäude auch jene späte Compilation, welcher durch die vielen Citate ein besonderer Werth verliehen wird, nutzbar zu machen beschlossen.[1]) Die Untersuchung nun, welcher Grad von Zuverlässigkeit der gangbaren Ausgabe, der Leidener v. J. 1757, eigentlich zukomme („die von ihrem Vater, J. St. Bernard, kummervoll genug gezeugt, an Oudendorp einen Stiefvater fand, für den sie Gott zu danken hatte, so unähnlich sie auch natürlich den echten Oudendorpschen Kindern blieb"), diese Untersuchung ergab, dass der Text des Thomas wie alle Vulgattexte, „ausgegangen von einer an sich schlechten Princeps durch Liederlichkeit und Willkür der Editoren zu einer bis zum Unkenntlichen und nicht selten Sinnlosen entstellten Gestalt auf uns gekommen sei." Keine einzige Handschrift war bisher genau verglichen: R. hatte sich in den Besitz eines zuverlässigen Apparates gesetzt und nach den besten Quellen (vor allen dem Leidensis I, demnächst den von ihm selbst verglichenen, freilich jungen Wolfenbüttler und Baseler Handschriften) den Text festgestellt, besonders auch von Interpolationen gesäubert, und auf die ursprüngliche Anordnung, von der die Verbesserung des Einzelnen sowie das Verständniss so oft abhängt, wieder zurückgeführt.

---

1) proleg. p. IX: *„nec procul esse illud tempus arbitror, quo planissime, quem usum etiam tenuiora artis grammaticae monumenta ad historiam illius disciplinae pernoscendam eiusque nexum illustrandum habeant, ab omnibus intelligatur, cuius quidem historiae enarratio, pernecessarium nostris litteris opus, hodie iam non tantum debere, sed etiam posse exspectari videtur.*

Weit über diese beschränkte Aufgabe hinaus reichen aber die äusserst fruchtbaren Untersuchungen, welche in den umfangreichen Prolegomenen niedergelegt sind. Schon die Frage über die Anordnung der ἐκλογή führt im dritten Capitel auf eine Ueberschau sämmtlicher Lexica des griechischen Alterthums und Feststellung einer vierfachen Form derselben. Im fünften aber eröffnet die Untersuchung der Quellen des Thomas einen weiten Hintergrund der älteren Grammatikerlitteratur. Von den beiden Stammvätern aller jüngeren Doctrin, Dionysius Thrax und Herodianus, wird der letztere, der Begründer der Etymologie, von dem Alle, welche die Formen einzelner Wörter behandelten, also auch alle Lexicographen abhingen, als der Hauptgewährsmann insbesondere der Atticisten dargestellt, weil er die δόκιμα von den ἡμαρτημένα scharf zu unterscheiden pflegte, also den attischen Dialekt und attische Schriftsteller vor allen berücksichtigt haben muss. Um nun aber die von Thomas direct benutzten Quellen zu ermitteln, musste man die auch von ihm befolgte, bei den Alten so beliebte Sitte kennen, gern mit älteren, aber nur aus zweiter, dritter Hand bekannten Namen zu prunken, die eigentliche unmittelbare Vorlage aber nur da zu nennen, wo sie ihr widersprechen. So erwies sich die ἐκλογή des Atticisten Phrynichus, die Zielscheibe der Polemik für Thomas, zugleich als die am fleissigsten ausgenutzte Quelle. Ferner: je jünger ein Compilator, desto weniger hat er gelesen. Wie die Zahl der Handschriften, so zieht sich auch der Umfang der Lectüre immer mehr zusammen. Es wird unumstösslich bewiesen, dass Moschopulos älter als Thomas war, im XIII. Jahrhundert schrieb, also vielmehr von diesem ausgebeutet worden ist, dass mithin zwischen beiden grade das umgekehrte Verhältniss stattfand als man bisher annahm, Beider Lexica aber gemeinsam abgeschrieben, ausgezogen, auseinander ergänzt und so mit einander vertauscht wurden. Die Frage nach den Quellen des Moschopulos, namentlich seiner Beispiele, führt wieder auf andere wichtige Probleme wie die Entstehung und ursprüngliche Anlage des Etymologicum Magnum. Vom höchsten Werth für die gesammte Erforschung

der alten Grammatikerlitteratur sind die methodischen Beobachtungen über das Arbeitsverfahren des Thomas, wie er der Reihe nach, mit Phrynichus beginnend, dann zu Philemon, Moeris, Ammonius u. s. w. übergehend, seine Vorgänger, soviel ihm eben zur Hand waren, ausschrieb, hier und da in veränderter Form, mit Correcturen und Zuthaten von Beispielen; ganz besonders aber die scharfen Observationen über den Sprachgebrauch des Byzantiners wie der übrigen Grammatiker und Lexicographen.

Die Anerkennung des bedeutenden Buches war allgemein. Pariser Briefe meldeten, dass die dortigen Gelehrten die Prolegomena ein wahres chef d'oeuvre genannt hätten.[1]) G. Hermann spendete schon für die erst erschienene Abtheilung glänzendes Lob[2]) uud verhiess nach Beendigung des Ganzen eine Anzeige;[3]) Dindorf begrüsste in dem Verfasser einen Wiedererwecker der so vernachlässigten Studien über griechische Grammatiker;[4]) Schönemann in Wolfenbüttel stellte das Buch dem Lobeck'schen Phrynichus zur Seite; Freund Sintenis bewunderte die Herrschaft über den Stoff, die geistreiche und geschmackvolle Behandlung, welche auch den Fernstehenden anziehe, die spielende Leichtigkeit, mit der die Resultate mühseliger Forschung vorgetragen und ein scheinbar steriler Boden befruchtet werde. Ferdinand Ranke in Quedlinburg verstieg sich zu emphatischen Liebeserklärungen[5]) und rüstete sich zu einer Recension, auch Göttling versprach eine solche.[6])

Kritische Geschichte der griechischen Poesie (einschliesslich der Metrik) und der griechischen Grammatiker bildeten somit während der Hallischen Periode das Centrum der schriftstellerischen Arbeiten Ritschls: als Latinist war er öffentlich noch nicht bedeutend hervorgetreten.

---

1) An die Mutter 1. Jan. 33. 2) 28. Jan. 1832. 3) 26. September 1832. 4) 23. März und 25. Sept. 32. 5) 25. März, 16. Dec. 1832, 8. Juni 1833. 6) 27. Octbr. 1832. Wirklich erschienen ist ein streng objectiv gehaltenes, aber sehr vollständiges und vorzüglich orientirendes Referat in der Hallischen Allgem. Litt. Zeit. vom Juni 1838 Nr. 111 S. 273—280 unter der (ohne des Verf. Wissen hinzugefügten) Chiffre Kg, von Ritschl selbst; und eine Recension in Zimmermanns Allgem. Schulztg. Sept. 1834 (von Kiessling?).

Breslau, erste Periode

1833—1836.

1. Anfänge. Stadt und Gesellschaft.

Die Trennung von dem altgewohnten Halle, dem warmen Freundeskreise, wurde dem Scheidenden nicht leicht. War es doch der mütterliche Boden, auf dem seine Kraft erwachsen war, seine Entwicklung zum Mann und rühmlich anerkannteń Gelehrten sich vollzogen hatte, wo seine Persönlichkeit verstanden wurde, wo er Vertrauen fand und erwiderte, eine sichre Heimath, die er nun in fremder Welt sich von Neuem gründen sollte. Auch der Nähe des geliebten Elternhauses wurde er entrückt. Noch einmal fuhr er für wenige Tage herüber, kehrte dann nach Halle zurück, wurde am 29. April durch ein akademisches Essen feierlich verabschiedet und traf am Morgen des 6. Mai von Berlin kommend mit der Schnellpost in seinem neuen Bestimmungsorte ein, wo er noch am selbigen Tage eine ihm zusagende bescheidne Wohnung, bestehend aus einer meublirten Stube und Kammer, in der Junkernstrasse Nr. 19 miethete. Sehr viel anmuthiger finden wir ihn ein Jahr später eingerichtet, in der Heiligengeiststrasse 21, von wo er in festtäglicher Stimmung (7. Mai 1834) an Niese schreibt: „Heute ist Lanci's und meiner Mutter Geburtstag. Wunderschöner Maimorgen, und ich sitze in einer ganz neu und nett und niedlich eingerichteten Wohnung von vier Zimmern, mit der Aussicht auf alle Oderschiffe mit ihren bunten Wimpeln, auf 5—6 katholische Kirchthürme mit glockenreinem Himmelfahrtsgeläute, dicht unter dem Fenster die Promenade, die schöner ist als die Leipziger, und zahllose Blüthen um mich herum, Cactus und Oleander, Calla und Camellie, Rhododendron und Alpenrose und Reseda.“

Breslau war in den dreissiger Jahren ein in engen, unreinlichen Gassen zusammengedrückter Haufe schwarz angerauchter, hochgiebliger Häuser, sehr belebt allerdings durch

eine stark mit semitischen und polnischen Elementen durchsetzte, geschäftige Bevölkerung. Der jüdische Kaftan und die bunten Prachtlivréen auf den Karossen der reichen Aristokratie gaben dem Leben eine fremdartig phantastische, unharmonische Färbung, und die Düfte der die Stadt kloakenhaft durchschleichenden Ohlau, vermischt mit dem Aroma der Höfe und waarenreichen Gewölbe, verdickten die Luft. Dafür entschädigten die interessanten Monumente einer reichen Vergangenheit, der Ring mit dem alterthümlichen Rathhause, das ehrwürdige imposante Universitätsgebäude, eine beträchtliche Anzahl bedeutender Paläste und alter Kirchen mit theilweise mächtigen Thürmen; ferner die schöne Promenade, welche auf den ehemaligen Festungswällen die innere Stadt umschliesst und einen erfrischenden Blick in die blaue Ferne, auf den ragenden Zobten und an hellen Tagen auf die feinen Linien des Glatzer- und des Riesengebirges gewährt; dazu der breite Oderstrom mit seinen eichenumsäumten Ufern. Der Ankömmling, der an die trauliche Nähe der Hallischen Beziehungen gewöhnt war, empfand zunächst das Trennende der weiten Entfernungen. Um dieselben den Kleinstädtern in Erfurt zu veranschaulichen, trieb er einmal nicht ohne Mühe einen alten Plan von Breslau in grossem Massstabe auf, bezeichnete 60—70 Punkte als für seinen persönlichen Lebenswandel besonders bemerkenswerth mit rothen Zahlen, versah sie mit einem bogenlangen Commentar, und schenkte diesen Periplus seiner Mutter zum Geburtstage (am 7. Mai 1835), damit dieselbe bei jedem neu eintreffenden Breslauer Brief ihren Fritz auf allen seinen Wegen durch die Gassen der weitläufigen Stadt getreulich begleiten könnte. Er bildete sich nicht wenig auf diesen, wie er meinte, ganz im Geiste der Mutter empfangenen sinnreichen Einfall ein, fand aber zu seiner Enttäuschung wenig Anklang damit. Besondere Befriedigung wiederum gewährte die Vereinigung der gesammten Universität in dem prächtigen alten Jesuitencollegium: es bewirkte ein Gefühl der Einheit, während doch das mannigfacher gegliederte Leben der grossen Stadt jenes exclusiv akademische Interesse, um welches sich in Halle Alles drehte, nicht aufkommen liess. Lobenswerth fand er

auch die Bibliothekseinrichtung, vornemlich in zwei Punkten: einmal, dass der Professor den ganzen Tag zu jeder Stunde oben sein, lesen, nachschlagen, arbeiten durfte; zweitens, dass jede noch so kleine Monographie eingetragen und suo loco aufgestellt war.[1])

Das nächste Geschäft waren die Besuche bei den Collegen und ihren Familien. Der Neuling war auf unfreundliche Gesichter gefasst, denn, wie Joh. Schulze verrathen, hatte man an des ausserordentlich verehrten Passow's Stelle durchaus einen berühmten Mann haben wollen; doch rechnete er zuversichtlich darauf, dass es ihm gelingen werde, mit der Zeit etwaige Dissonanzen aufzulösen.[2]) Um so angenehmer wurde er durch den allerseits guten Empfang überrascht. Ein vortreffliches Verhältniss gewann er sofort zu seinem Specialcollegen C. E. Schneider, so abweichend von der seinigen auch die rein formale Richtung dieses ehrenwerthen Vertreters der alten Schule war. Derselbe erinnerte R. äusserlich an seinen Wittenberger Lehrer Nitzsch, und ein gelinder Anflug von behaglichem Humor sagte ihm besonders zu. Uebrigens ergötzte es ihn, wie alle Welt das Gedeihen der Philologie im Herzen zu tragen schien und ihm die divergirendsten Rathschläge entgegenbrachte: der Eine will, er soll nicht Grammatik und Kritik treiben, sondern in den „Geist des Alterthums“ einführen; der Andre meint, griechische Syntax sei die Hauptsache, weil darin die schlesischen Schulen wenig leisten; Realien sollen nach einem dritten sein Augenmerk sein; nichts weniger, behauptet ein Vierter, sondern exegetische Publica für die Theologen, um auf allgemeine Geschmacksbildung zu wirken; römische Antiquitäten verlangen die Juristen. Der Schulrath (Menzel) will nicht etwa gründliche Philologen, sondern praktische Schulleute gezogen haben. Archäologie aber begehren sie Alle. Der Curator und Regierungsbevollmächtigte, Geh. Ober-Reg.-Rath Neumann,[3]) war vollends ausser sich, als er seine Erwartung, der neue Professor würde sich mit besonderem Eifer auf die zerbrochenen

---

1) An Pernice 4. Juni 1833. 2) An die Mutter 7. Mai 1833.
3) Gestorben 5. April 1835.

schlesischen Hufeisen und Kochtöpfe (im Museum) verlegen, durch die Erklärung getäuscht fand, das wäre grade das Einzige, was ein hohes Ministerium dem Neuberufenen weder schriftlich noch mündlich angedeutet hätte; dass derselbe aber Philologen bilden solle, schiene ihm unmassgeblich daraus hervorzugehen, dass ihm die Mitdirection des philologischen Seminars übertragen sei.[1])

Die mannigfachen confessionellen und politischen Gegensätze hatten ein ziemlich heftiges Parteiwesen erzeugt. Durch den Tod des Theologen von Coelln und Passows waren der herrschenden Partei zwei der einflussreichsten und bedeutendsten Führer entrissen. Ritschl ging einstweilen unbefangen mitten hindurch. So sehr ihm auch Notabilitäten wie Wachler und David Schulz, der zeitige Rector magnificus, entgegenkamen, sogar ziemlich unverhohlen um seine Genossenschaft warben, so blieb er doch fest in seinem Entschluss, sich in zwei Dingen durch keine collegialischen Rücksichten bestimmen zu lassen, in seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen und in der Wahl seines persönlichen Umganges,[2]) zumal da die „zweckmässigen Frauen“, die zu seiner Existenz gehörten, natürlich unter allen Farben zerstreut waren.[3]) Seiner in Halle ausgebildeten Harmlosigkeit und naiven Offenherzigkeit legte er deshalb keinen Zaum an.

Gar schmerzlich natürlich vermisste er anfangs den trauten collegialischen und geselligen Verkehr, wie er ihn in Halle gewohnt gewesen war. Es ging kein Abend hin, wo er nicht beim Herannahen des Dämmerstündchens mit einer wehmüthigen Sehnsucht den Zug fühlte, mit Freund Rosenberger zu Pernice's oder an einen, höchstens zwei andre gute Orte zu wandern und sichs dort wohl sein zu lassen. Weder die opulenten, steifen Diners, mit denen er begrüsst wurde, noch die bestehenden gemischten Gesellschaften, aus denen ihm die solchen bejahrten Veranstaltungen regelmässigen Frohsinns eigenthümliche Kellerluft entgegenwehte, konnten ihn vor der Hand entschädigen. Für einen Junggesellen,

---

1) An Pernice 25. Mai 1833. 2) An Eltern und Geschwister 19. Aug. 33. 3) An Pernice 25. Mai 1833.

der aus den Halle'schen Kreisen kam, war es besonders unliebsam, dass in Breslau so gar kein Zusammenhalten und Zusammenleben der jüngeren Docenten stattfand. Unter den Unverheiratheten trat ihm zuerst der Germanist Hoffmann, genannt von Fallersleben, näher, der „ein bischen Rugischer Burschikosität, Humoristik und Poeterei“ an sich hatte. Um nun aber, etwa in Gemeinschaft mit ihm, den vermissten Zusammenhang in weiterem Umfange herzustellen, dazu fehlte unsrem Freunde doch, nachdem er die Jugendfreude ungebundener Kameradschaft einmal gründlich genossen hatte, die rechte Hingebung. „Man wird doch auch alt und bequem, und das völlige Isolirtsein befreit auch von mancher gêne.“[1]) Auch der Zugang zu den Familien erschien dem Verwöhnten anfangs schwer, so dass er gradezu Heimweh nach dem geliebten Halle bekam. „Es ist ein gar zu klägliches Gefühl,“ schreibt er,[2]) „in der grossen weiten Stadt niemand zu haben, dem man wirklich was werth ist, der einen nicht eben so leicht entbehrte, als er beim zufälligen Zusammentreffen freundlich und wohlmeinend ist, und ganz ungewohnt kömmts einem vor, sich zu der Anerkennung, dass man wirklich ein ordentlicher, zuverlässiger, geniessbarer Kerl ist, erst allmälig durcharbeiten zu müssen, statt sie vorauszusetzen. Doch was hilfts! man muss dem unpraktischen Herzen in solchen Augenblicken einen Peitschenhieb geben und die öde Chaussée resignirt weiter fahren.“ Um so lebhafter fühlte er das Bedürfniss eines regen, wo möglich gesteigerten Briefverkehrs mit den auswärtigen Freunden, musste aber erfahren, dass die weite Entfernung auch hierin eher abschreckend als anspornend wirkte. Er klagte „in einer wahren Briefeinöde“[3]) zu leben; und selbst die Grüsse wurden dem Sehnsüchtigen bisweilen grausam unterschlagen.

Mit der Zeit, schon im ersten Winter, fand sich doch mancher Ersatz. Im Herbst kam als neuberufener Sanscritprofessor Stenzler nach Breslau. Er war gleichaltrig, philologisch durchgebildet, begeisterter Musiker, sein ganzes

---

1) An Pernice 4. Juni 1833. 2) An Pernice 21. Juli 1833.
4) An Pernice November 1833.

Wesen, Gemüth und Charakter, berührten unseren Vereinsamten höchst sympathisch. So entzündete sich schnell zwischen beiden Männern eine noch von der Schwärmerei der Jünglingsjahre angehauchte, zärtliche Freundschaft. Sie sangen Glucks Orestes und Pylades miteinander,[1]) wechselten kleine Gedichte, Glyconeen, Choliamben, Ionici,[2]) wie Catull und Calvus, und waren unzertrennlich. Im nächsten Herbst (1834) trat Ambrosch als dritter in den Freundesbund. Er hing mit Begeisterung an R., und auch diesem war ein College von so einnehmendem Wesen und so tüchtigen Studien sehr willkommen. Alle drei vereinigten sich zu einem Privatopernkränzchen, in dem R., der eine merkwürdig ausdauernde Fistelstimme besass, die Discantarien zu übernehmen pflegte. Auch einzelne Studenten wirkten mit: so Zastra im matrimonio segreto, Brix als Orestes in der Gluckschen Iphigenie. Auch an der Liedertafel sowie an den Uebungen der durch Mosewius trefflich geleiteten Singakademie betheiligte sich R. eifrig als thätiges Mitglied.

Weniger scheint ihn der sogenannte akademische Cirkel angezogen zu haben, der unter der patriarchalischen Leitung des Nationalökonomen W. stand. Von den Ueberschüssen der Gesellschaft pflegten am Schluss des Wintersemesters den Mitgliedern Extragenüsse gratis bereitet zu werden, deren Anzeige in der Zeitung die säumigen Genossen anlocken und dem etwas matten Reigen des sonst sehr ehrbaren Thiasos einen erhöhten Schwung verleihen sollte. Einem Sirenenruf dieser Art, welcher zur Schlussvereinigung des Winters 1834 „Champagner und Apfelsinenwein“ verhiess, konnte auch R. nicht widerstehen. Da nun gleich ihm über hundert andre ungewohnte Gäste sich einfanden, so kam freilich auf den Einzelnen von dem perlenden Sect nicht mehr als ein halbes Glas, wofür sich die junge Bande unter Anführung R.'s, in dem der Dämon der Halle'schen Montagsgesellschaft wieder erwachte, zum Aergerniss des gesetzten Alters, durch bacchantischen Enthusiasmus schadlos hielt.[3])

---

1) An die Mutter 24. December 1833. 2) Briefe vom 25. December 1834, 1. Januar 1835. 3) An Pernice 18. April 1834.

Nicht ohne geistige Bedeutung war die Gesellschaft der Philomathie. Im Jahre 1814 gestiftet hatte sie in den Turnerstürmen des Jahres 1818 eine Krisis durchgemacht, sich aber bald wieder zu frischem Leben erholt, dem erst die Märztage des Jahres 1848 ein definitives Ende gemacht haben. Als R. nach Breslau kam, gehörten zu ihr ausser Schneider, dem Secretär, mehrere der herrschenden Koryphäen der Universität, Wachler (der sich aber sehr bald wegen Kränklichkeit zurückzog), David Schulz, Huschke, Purkinje, Baltzer, ferner Kutzen und Regis; neu aufgenommen wurden zu seiner Zeit Schönborn, Ambrosch, Stenzler, Bruno Hildebrand, Göppert u.s.w. Man versammelte sich alle 14 Tage zum Anhören wissenschaftlicher Vorträge, die in besonderer Zeitschrift (der „Philomathie“) gedruckt erschienen, und zu geselligem Mahle. Bereits am 22. Mai 1833 liess sich R. durch David Schulz zunächst als Gast einführen. In der nächstfolgenden Versammlung wurde er auf Schneiders Vorschlag, natürlich einstimmig, als Mitglied aufgenommen. Er wurde kein sehr regelmässiger Besucher, doch hat er es an Beiträgen seines Geistes nicht fehlen lassen und mehrmals die frischen Erträge seiner Studien, soweit sie der Mittheilung in diesem Kreise fähig waren, den Genossen vorgetragen. Zum ersten Mal las er am 22. August „über die neueste Entwickelung der Philologie“, dann am 26. November des folgenden Jahres eine Uebersetzung des ersten und zweiten Actes des Plautinischen Miles, die er am 17. December fortsetzte und vollendete. Am 18. Mai 1836 theilte er ein Bruchstück aus der Geschichte der Philologie mit, betreffend „die Ausbildung der Gegensätze in der neuern Philologie und deren beiderseitige Haupt-Repräsentanten“ (G. Hermann und Böckh). Am 28. März 1838 las er „über die Alexandrinischen Bibliotheken nach Anleitung eines Plautinischen Scholions.“

Zu diesen mannigfachen Vereinigungen kam nun noch ein ziemlich ausgebreiteter Familienverkehr. Namentlich bei Unterholzners, Gaupp's, Witte's, Lewalds, später bei Schönborns ging R. aus und ein; zu dem Ribbeckschen Hause hatte er alte Erfurter Beziehungen. Gelegentlich schwollen die geselligen Ansprüche in dem Masse an, dass er auf

seinen alten Herzenswunsch nach einem Jahr Festungsarrest zurückkam, um ungestört seinen Arbeiten leben zu können.

2. Vorlesungen, Seminar, Studenten.

Sehr erbaulich waren auch die Anfänge der akademischen Wirksamkeit auf dem fremden Boden nicht. Die schrankenlose Veneration für den Vorgänger Passow, dessen Haupteinfluss in der väterlichen Sorge für die Privatangelegenheiten seiner Schüler hervorgetreten war, hätte jedem Nachfolger den Eintritt schwer gemacht: wie viel mehr einem so jungen, verhältnissmässig noch wenig bekannten Manne.

Ritschl eröffnete den Cyclus seiner Vorlesungen mit zwei seiner besten Stoffe, mit Aeschylus' Sieben (daneben publice Geschichte der griechischen Tragödie) und der Metrik; beides fünfstündig. Durch eine 'Unus pro multis' unterschriebene, angebliche Studentenpetition, von welcher nachher keine Seele etwas wissen wollte, wurde er verführt, die für den Aeschylus gewählte Abendstunde von 6—7 mit der entsprechenden Morgenstunde zu vertauschen, die, wie sich erwies, eher abschreckend als lockend wirkte.[1]) Um neun Uhr folgte die Metrik, um acht ausserdem zweimal das Seminar.

In der Metrik bildete diesmal die Geschichte derselben oder die genetische Darstellung, womit er in Halle begonnen hatte, den zweiten Theil.[2]) Die Entwicklungsphasen der musikalisch-metrischen Kunst wurden klar und in schönem historischen Zusammenhange dargelegt. Bei dem Gipfelpunkt, dem Drama, angelangt, besprach er die Composition der Chorlieder, die Kriterien, an denen Wechsel-Vortrag durch einzelne Abtheilungen des Chors erkannt werden.

In die specielle Einleitung zur Interpretation der Sieben nahm er eine Auseinandersetzung über den Thebanischen Sagenkreis auf. Um zugleich ein Beispiel von der geschicht-

---

1) An Pernice 25. Mai 1833. Später las R. in Breslau regelmässig von 8—10, einmal, im Sommer 1836, Nachmittags von 2—4 Uhr.
2) Aus dieser Zeit hat sich die Reinschrift eines guten Zuhörerheftes erhalten.

lichen Entwickelung und Gestaltung eines griechischen Mythus zu geben, verfolgte er in kurzem Ueberblick die Ueberlieferung der Sage von Homer an bis zu den Tragikern und stellte somit fest, in welchen Punkten sie durch Aeschylus umgeformt sei.[1])

In den ersten Stunden war die Temperatur frostig und die Frequenz gering. Nicht einmal soviel Neugier zeigten die Herren Commilitonen, sich den neuen Professor wenigstens einmal hospitirend anzusehen. Indessen schon nach den ersten Stunden schwand das Misstrauen, und allmälig, bis in den Sommer hinein, wuchs die Zahl bis auf 14 Zuhörer im Aeschylus und 18 in der Metrik, freilich im Vergleich zu dem ersten Hallischen Auditorium ein bescheidenes Debut. Er fing in Breslau ungefähr so an, wie er in Halle aufgehört hatte; und hatte nur zu wünschen, dass er hier so aufhören möchte, wie er in Halle angefangen.[2])

Noch unerwünschter war die Beobachtung, dass im Ganzen das Niveau der Breslauer Studenten niedriger war, sowohl ihre Gesammtauffassung der Wissenschaft als auch ihre Leistungen im Besondren. Der Besuch des Seminars war unregelmässig; noch im Januar 1835 meldet der damals übliche Quartalbericht über den Besuch der Vorlesungen: „zwei Drittel fleissig, ein Drittel faul.“ Im Seminar waren übermässig lange Abhandlungen (bis zu zehn Bogen im Umfange) üblich, während den Disputationen nur kurze Thesen zu Grunde gelegt wurden; die Interpretation pflegte sich in breiten Excursen zu ergehen und nicht von der Stelle zu rücken. Mit der Latinität stand es erbärmlich, die Vorbereitung der Schulen war sehr mangelhaft, der Zauber des

---

1) 1. Seit Aeschylus gelten die vier Geschwister als in blutschänderischer Ehe des Oedipus und der Jokaste erzeugt (festere Verknüpfung der Sage); 2. das Unglück des Labdakidenhauses rührt von der frevelhaften Nichtachtung des Apollinischen Orakels durch Laios her (Chrysippos geht den Aesch. nichts an). An das alte Epos hat sich der Dichter besonders in der Charakteristik der beiden feindlichen Brüder gehalten, während Sophokles und Euripides das Verhältniss grade umkehrten, das Recht auf Seiten des Polyneikes sein liessen, theils aus individuell poetischen Gründen (Antigone), theils aus politisch-nationalen (Supplices des Eurip.). 2) An Pernice 25. Mai 1833.

Hergebrachten allmächtig. Den anschaulichsten Ueberblick über alle Eindrücke, Desiderien und Absichten, welche R. gegen den Schluss des ersten Semesters in Kopf und Herzen trug, giebt der nach Erfurt in Folio eingesandte Stimmungsbericht, dessen Hauptstellen wir im Folgenden mittheilen. Doch müssen wir zum Verständniss des Einganges noch Folgendes vorausschicken. In den Kreis der Erfurter Vertrauten war bereits seit einigen Jahren Alfred Graffunder eingetreten, eine höchst eigenartige, edle Persönlichkeit. Hauptsächlich von theologisch-philosophischen Studien durchdrungen war er im Herbst des Jahres 1828 von Berlin, wo er die Stelle eines Alumnen-Inspectors am Joachimsthalschen Gymnasium versehen hatte, nach Erfurt in das Regierungs- und Schuldepartement zur Leitung des Volksschulwesens im dortigen Regierungsbezirk berufen worden. Mit der Zeit hatte sich zwischen dem fremden jungen Ehepaar und dem R.'schen Elternhause in Erfurt ein herzlicher Verkehr gebildet und aus ihm heraus eine brüderliche Freundschaft der beiden jungen Männer. Dem productiven genialen Forscher war es eine Lust über Kern und Richtung seiner gelehrten Arbeiten, noch mehr aber seiner praktischen Wirksamkeit gegenüber dem ideenreichen, immer auf die höchsten Ziele der Menschenbildung gerichteten, allen fruchtbaren Bestrebungen der Wissenschaft zugänglichen Denker und kundigen Geschäftsmann sich auszusprechen, im Feuer der Discussion die eigne Kraft zu stählen und zu erfrischen, an der ruhigen Flamme eines tiefen echten Gemüthes das hochschlagende Herz zu erwärmen: und auch dieses Band ist unlöslich fest geblieben, bis das Lebenslicht des Aelteren erlosch, wenig über ein Jahr früher als das des Jüngeren.[1])

Der erwähnte Generalbericht[2]) lautet: „Meine lieben Eltern und Geschwister ('s ist Schade, dass ich nicht noch Graffunder unter einem Verwandtschaftsnamen mit hier anbringen kann). Ich wollte, ich kriegte meine

---

1) Graffunder, am 22. August 1801 geboren, ist am 5. Juli 1875 in Rudolstadt als Geh. Regierungsrath gestorben, wohin er nach seiner Versetzung in den Ruhestand (1873) von Berlin aus sich zurückgezogen hatte. 2) 29. August 1833.

Briefe bezahlt, so könnte mir dieser immer einen Louisd'or Honorar eintragen, denn Ihr seht, die Anlage ist nicht klein. Seit einiger Zeit bin ich so in die Schreibroutine (für den Druck) hineingekommen, dass ich immer gleich mit ganzen Bogen anfange, und dass ich's mir zum Gesetz gemacht habe, nie etwas wieder auszustreichen, es mag nun unzeitig oder als Krüppel zur Welt und aufs Papier gekommen sein. „Burschenschaft ist Burschenschaft", geschrieben ist geschrieben. Das müsst Ihr Euch also auch gefallen lassen, so gut wie die Redactoren. Ich werde aber „alles durcheinander" schreiben: jeder von Euch mag denn sein Theil heraussuchen. Denn die Gelegenheit solcher Quadrupeladresse kommt nicht alle Tage, und es ist mir eine ganz aparte Freude, mich von Euch allen vieren in Gemeinschaft gelesen zu denken. Ich werde aber nur von mir reden, und gar nicht viel von Euch, weil ich nur so den Jammer überwinde, nicht mit bei Euch zu sein, und resp. gewesen zu sein, d. h. auf dem Harz. Es ist wirklich das Beste, ich betrachte mich fortwährend hier als ein Deportirter oder nach Sibirien Geschickter, der, wenn er eine recht erkleckliche Zahl wilder Fuchspelze eingesandt hat, sich zum Lohne Freiheit und Rückkehr verdient. Nicht als ob ich hier missmuthig und unzufrieden wäre; im Gegentheil, was so die gewöhnlichen Ansprüche an ein behagliches Leben sind, daran lässt sich nicht gerade etwas Wesentliches vermissen. Aber von meinen drei eigentlichen Lebensregionen, die, wie bekannt, Historie, Musik und Liebe sind, sind mir doch hier die beiden letzten verschlossen, was rücksichtlich der letzteren am empfindlichsten ist. Einen Menschen, mit dem ich hier einen General- und Specialaustauch aller Gedanken, Gefühle und Erlebnisse entriren könnte, werde ich in Breslau schwerlich finden. Einmal hat sich meine Stellung durchaus so gestaltet, dass mein Umgang auf die Notabeln der Universität dergestalt beschränkt ist, dass ich mit so gut wie gar keinem der jüngeren umgehe. Auch lässt sich weder Beides mit einander vereinigen (die Zeit fehlt), noch spricht mich irgend einer besonders an. Mit den Aelteren aber kann es der Natur der Sache nach zu einem vertraulichen Verhältniss nicht wohl kommen, weil es

erstens Notabilitäten sind, und zweitens, was viel wichtiger, weil sie Frau und Kinder haben; so bin ich denn ganz auf meine historische Philologie, auf mein Amt und schöne Hoffnungen für die Zukunft angewiesen. Begeistern kann mich aber nun meiner Natur nach meine Amtsthätigkeit als solche nicht, die Philologie wohl, aber das Dociren und Instruiren und Bilden und Ziehen ist mir, wenn ich recht aufrichtig sein soll, nicht erschrecklich ans Herz gewachsen; dass ich was lerne dabei, ist mir mehr werth — — — auch ist's nicht gerade so schlimm gemeint, wie es auf dem Papier aussehen mag; es ist eigentlich nur vergleichsweise zu dem eigenen gelehrten Treiben wahr. Dabei thut es meiner wirklichen Thätigkeit nicht den geringsten Abbruch, die ich nur — wenn ich mich nicht selbst täusche — mehr aus einem individuellen Thätigkeitstriebe, als aus dem allgemeinen Nützlichkeitsprincipe glaube herleiten zu müssen. Ich fange im Seminar sehr durchgreifend an zu reformiren. Im Laufe dieses Semesters, was ja in zwei Wochen bewältigt ist, hoffe ich, ist es mir doch gelungen erstlich den Collegen die Ueberzeugung beigebracht zu haben, dass sie ganz wohl zufrieden sein können, mich gekriegt zu haben, und zweitens meinen Studenten zu dem gebührenden Respect verholfen zu haben vor einem ordentlichen Philologen, von dem sie was lernen können. Der ersten Bemühung wird, so Gott will, die Krone aufgesetzt werden an dem Tage des Novembers, an dem ich meine öffentliche Disputation halte; der zweite Punkt muss seine Bewährung schon durchs nächste Semester erhalten, wenn es sich anders mit ihm richtig verhält. Bei dem besten ehrlichsten Willen, niemandem zu nahe zu treten, kann ich doch nicht anders sagen, als dass ich eine arge Indolenz und grosse Engherzigkeit unter den Studenten und im philologischen Studium überhaupt finde. Durch Collegien lässt sich da wenig bessern. Aber im Seminar müssen die Zügel desto straffer gezogen werden. Die Leute schüttelten die Köpfe wie stutzige Pferde, als ich so eine kleine Aenderung nach der andern vornahm und die Anforderungen intensiv und extensiv steigerte. Nachdem ich sie so zuerst an den Gedanken gewöhnt habe, dass überhaupt

verschiedene Wege möglich sind, zugleich aber ein allgemeines Vorurtheil für die Zweckmässigkeit aller meiner Aenderungen begründet habe, soll mit Beginn des neuen Semesters der Hauptschlag fallen, wo ich die ganze bisherige Seminareinrichtung zunächst wenigstens äusserlich auf den Kopf stellen und gründlich umgestalten werde: wozu ich nach dem Reglement für meine Abtheilung das unbegrenzte Recht habe, so gut wie der andere Seminardirector für sich auch — — — Da sind wir in Halle ganz andere Seminaristen gewesen, die sich schämten, so einen Kameraden unter sich zu haben, wie sie hier fast alle zusammen sind. Und warum sollte das hier anders sein müssen, als dort, da die preussische Schulordnung ja dieselbe ist? Damit es aber inwendig besser werde, habe ich — weil doch mit den alten der Karren schon zu sehr in den Dreck gefahren ist — meine Hoffnung auf die jungen gesetzt, die ich mir zuziehen werde, und zwar, weil dazu das Seminar nach Zeit und Stellung nicht ausreicht, vom nächsten Sommer an in besonderen Privatissimis. Später sollen dann ausführliche Vorlesungen über Encyclopädie und Methodologie der Philologie meine Grundsätze, um nicht immer Ansichten zu sagen, aus dem engern Seminarkreise heraus auch zu weiterer Verbreitung zu bringen suchen. Wie aber auf der einen Seite hier zu wenig geschehen ist; denn es fällt keinem ein, dass das Studium nicht bloss methodisch instructiv sein, sondern auch einen gewissen Umfang des positiven Wissens beabsichtigen soll: so geschieht auf der andern zu viel, nicht für diejenigen, die gelehrte Philologen werden wollen, sondern für die Praxis des Schullebens eben sowohl, wie für den freien Genuss aller Nichtberufsphilologen. Das letztere geht mich auch nichts an; denn dass wir nicht mehr in der Art philologisch-exegetische Collegien lesen, wie sich sonst an ihnen jeder, der nicht hebetis mentis war, auch aus andern Fächern auf der Universität erquickte, ist selbst nur eine Folge der preussischen Ueberfütterung auf den Schulen. Um also den philologischen Universitätsunterricht für die Schulpraxis fruchtbarer zu machen, so kann dies zwar einigermassen durch die erwähnten methodologischen Vor-

lesungen erreicht werden, aber doch sehr untergeordnet; hauptsächlich will ich dahin ebenfalls mit dem Seminar zu wirken suchen und mir die Freiheit nehmen, obgleich das Seminar statutenmässig lediglich für gelehrte Bildung im strengsten Sinne und für Förderung der Wissenschaft bestimmt ist, auf meine eigne Hand jenen praktischen Zweck vorwalten zu lassen, zu jener strenggelehrten Bildung aber nur die wenigen anleiten — denn es ist doch immer eine sehr kleine Zahl — die wirklich eminent sind. Bis jetzt kennen sie aber nur Kritik und nichts als Kritik und sind im Stande, 2—3 Stunden über einem einzigen Verse zu interpretiren, und geberden sich, statt wirklich zu erklären, als wollten sie ein Lexikon oder eine Grammatik schreiben."

In diese träge schwerfällige Masse fuhr der Geist der Ritschlschen Philologie wie ein frischer Sauerteig. Die Leistungen der Schulen durch Heranbildung eines besseren Lehrerstandes zu heben erkannte er als seine dringendste Aufgabe. Während Schneider, obwohl selbst ein gewandter Latinist, die Unfähigkeit der Seminaristen im Lateinschreiben resignirt auf die preussische Schulordnung schob, welche den Leuten nicht mehr Zeit lasse das zu lernen, gelobte sich R. nicht eher zu ruhen und zu rasten, als bis das besser würde, keinem nach dem Examen die facultas docendi für die oberen Classen zu geben, der nicht ordentlich Latein schreiben gelernt habe.[1]) Gleich in dem ersten Seminarbericht[2]) deutete er auf diesen Mangel und sein auf die Beseitigung desselben gerichtetes Streben hin, wofür ihm von Joh. Schulze[3]) eine warme Ermunterung zu Theil wurde. „Aufrichtig freue ich mich, dass Sie in Ihrem neuen Wirkungskreise die Stimmen der Besten allmählich für sich gewinnen. Ich bitte Sie vor allen Dingen im Seminar darauf zu halten, dass die Mitglieder desselben sich nicht im Lateinisch-Schreiben vernachlässigen. Der künftige Schulmann und Lehrer des Lateinischen in unseren Gymnasien muss diese Fertigkeit besitzen, und ich habe auch in dem neuen Reglement für die Abiturienten-Prüfungen, welches nächstens erscheinen wird, grade auf diese Fertig-

1) An die Mutter 27. Jan. 1834. 2) Datirt 4. Jan. 1834. 3) 22. Februar 1834.

keit, welche nicht zu erlangen ist, ohne zugleich auf die formelle Bildung höchst wohlthätig zu wirken, ein besondres Gewicht gelegt.“ Ein besondres Privatissimum für lateinische Schreib- und Sprechübungen lockte im Sommer 1834, da es zum ersten Mal angeboten wurde, freilich nur einen Theilnehmer, und zwar einen evangelischen Theologen, doch fanden sich im folgenden Winter ihrer 17 ein. Oefter ist es nicht wiederholt worden.

Für die Disputationen im Seminar wurden nunmehr lateinische Aufsätze mässigen Umfangs gefordert, vorzugsweise kritisch-grammatische Untersuchungen frei gewählter Textesstellen, deren Besprechung innerhalb zweier Stunden zum Abschluss gebracht werden konnte. Die Seminararbeiten pflegte R. mit eindringlichen, bisweilen drastischen Bemerkungen zu versehen, ohne doch der eingehenden mündlichen Kritik vorzugreifen. Ausführlicher gefasst, namentlich die Wahl des Gegenstandes und die Methode der Untersuchung berücksichtigend, waren die zugleich für das Ministerium berechneten Endurtheile. Zu einer Abhandlung Engers über Spuren des Sicilischen Dialektes bei Aeschylus wird z. B. mit besonderer Anerkennung hervorgehoben, dass der Verfasser „bei Behandlung eines sehr intricaten Gegenstandes, welche die feinsten Grenzen der Kritik und Metrik bei dem schwierigsten Dichter berühre, ein sehr erfreuliches Zeugniss für die Reife seiner Studien und feinen Takt geliefert und durch Erwerbung des letzteren sich auf diejenige höhere Stufe philologischer Ausbildung erhoben habe, von der diejenigen, die ihn sich anzueignen nicht vermocht, gar keine Ahnung zu haben pflegen.“ Scharf getadelt wird eine Vergleichung der Choephoren mit den beiden Elektren wegen der Wahl des Stoffes. „Ein Seminarist, wenn er nicht ganz besonders begabt und vorgebildet ist für philosophische Behandlung eines Kunstwerkes, soll sich überhaupt nach des Unterzeichneten Meinung nicht ein so allgemeines Thema stellen, am wenigsten ein so vielfach behandeltes, wenn er demselben nicht eine neue Seite abgewinnen kann. — — Seminaristen, wie sie gewöhnlich sind, sollen in der Regel einen historischen (sprachlichen oder sachlichen)

Stoff wählen, dessen sie Herr zu werden und den sie zu erschöpfen vermögen, um an ihnen Sicherheit und Methode in dem, was am meisten Noth thut, zu lernen. Je behandelter aber der Gegenstand ist, desto unerlässlicher muss die erste Anforderung erscheinen: durch sorgfältige Berücksichtigung der vorhandenen Litteratur sich eine vollständige Uebersicht über den Standpunkt zu verschaffen, zu dem der fragliche Gegenstand bisher gediehen ist. Der Verfasser theilt aber mit so vielen jungen Leuten das vornehme Ignoriren oder das beschränkte Nichtkennen früherer Leistungen, wodurch weder die Wissenschaft noch das Individuum weiter kömmt, und was gleichwohl so schwer hält ihnen abzugewöhnen.“ Eine 71 Seiten lange Abhandlung ‘de Flori aetate, patria ac nomine’ wird abgefertigt mit den scharfen Worten: „der Verf. hat von jeher multa, non multum schreiben wollen, und ist in dieser Beziehung vom Unterzeichneten längst aufgegeben worden. Auch diese Arbeit ist ein Beweis, ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντός.“

Bei der Erklärung griechischer Dichter wurde auch Nachbildung des Textes in lateinischen Versen versucht. Von der Fruchtbarkeit dieser Uebungen hatte sich R. durch eigne Jugenderfahrung überzeugt. Freilich stellten sich die Seminaristen, da die schlesischen Gymnasien (ausser Glogau unter der Direction von Mehlhorn) metrische Versuche ganz vernachlässigten, anfangs recht ungeschickt an, doch brachten es die besten bald zu erfreulicher Fertigkeit.[1]) Interpretirt wurde Terenz (Andria, Winter 1833/4), Plautus (Bacchides, Sommer 1836), Horaz (zweites Buch der Oden, Sommer 1835), Aeschylus (Prometheus, Sommer 1834, fortgesetzt im Winter), Hesiod (Theogonie, 1835/6). Schon bei Beginn des zweiten Semesters fühlte sich R. doch so befriedigt in seinem neuen Wirkungskreise, dass er ihn, wenigstens in augenblicklich sanguinischer Stimmung, weder mit dem theuren

1) Seminarbericht vom 5. Januar 1836. In dem Ministerialrescript vom 8. Februar wurden diese Uebungen insbesondere als zweckmässig gebilligt, „vorausgesetzt, dass dadurch der nothwendigeren Uebung der Seminaristen behufs der unentbehrlichen Fertigkeit des Lateinschreibens in Prosa kein Eintrag geschehe.“

Halle noch selbst mit dem früher so ersehnten Berlin hätte vertauschen mögen. Er hatte das Gefühl, schnell und dauerhaft eingewurzelt und grade in Breslau vollkommen an seinem Platze zu sein.[1]) Die ungewohnte Strenge, welche den Studenten anfangs nicht hatte schmecken wollen, wurde nun von diesen selbst als heilsam erkannt, und die freundliche Theilnahme, welche sie gar bald herausfühlten, erwärmte ihr Herz. So hob sich schon im Winter 1833/4 in der Vorlesung über Plautus' miles gloriosus die Zahl der eingeschriebenen Zuhörer auf 52, so dass er neben Braniss das vollste Auditorium der philosophischen Facultät hatte.[2])

Die glänzende Habilitation, welche am 7. Febr. 1834 durch Vertheidigung der Abhandlung *de Oro et Orione* vollzogen wurde, sicherte ihm vollends den gewonnenen Boden. Er hat es mit jeder amtlichen Function, die ihm oblag, ernst genommen. Auch was Andre als leere Formalität und zopfigen Brauch übers Knie zu brechen kein Bedenken trugen, erweckte er durch den Ernst und die Frische seiner Behandlung zu neuem Leben. So gab er auch diesem Act, wenn auch vielleicht mit einiger Ironie, sein volles Recht, indem er in seiner lateinischen Habilitationsrede die unverfälschte Bewahrung des mos maiorum als eine Tugend der Breslauer Universität belobte. Indem er auf den Zweck desselben zurückging (der Antretende solle nämlich zeigen, dass er nicht nur die nöthige Gewandtheit im mündlichen Vortrage besitze und sein Fach verstehe, sondern auch durch productive Leistungen seine Wissenschaft zu fördern vermöge), wies er zum Beweise, dass die von ihm vorgelegte Specialuntersuchung trotz ihrer unpopulären Trockenheit diesem Zweck entspreche, eingehender, als es bereits bei der Halle'schen Habilitation geschehen, darauf hin, wie unentbehrlich für den Unterbau einer wirklichen Geschichte der griechischen Nationallitteratur die Bearbeitung der Fragmente sei. Indem er nun die durch Heyne angeregten Leistungen in dieser Richtung überblickt, findet er, dass in der Poesie die Fragmente der Tragiker, in der Prosa die der Grammatiker bisher am meisten vernachlässigt seien.

1) An Niese 28. Dec. 1833. 2) An die Mutter 25. Nov. 1833.

Letzteres Gebiet habe er sich ausersehen, obwohl das Interesse, welches dieser Stoff dem Laien biete, in umgekehrtem Verhältniss zu seiner Bedeutung für die Wissenschaft stehe. Die vierstündige Disputation (unter Assistenz des Respondenten Jacob Prabucki) machte auf die Collegen wie auf die Studenten einen bedeutenden Eindruck.[1])

Freilich kamen auch wieder Anwandlungen des früheren Missbehagens. So zu Anfang des Wintersemesters 1835/6, nach einem Ferienaufenthalt erst im Erfurter Elternhause, dann bei den Freunden in Halle, welche ihm die herzlichste Anhänglichkeit erwiesen und die Sehnsucht ihn wiederzugewinnen lebhaft aussprachen, endlich nach schönen belebten Wochen im Kreise der Berliner Verwandten. Nun kam es ihm in Breslau wieder recht öde vor. Die Vorlesungen waren ihm „alte Jacken und ausgetretene Schuhe geworden; von den Studenten war die bis zu einer gewissen Höhe gebrachte alte Generation grade jetzt wie mit einem Schnitt abgemäht und ein ganz neuer Stamm angewachsen, mit dem wieder von vorn begonnen werden musste.“[2]) Auch war die Frequenz allgemein beträchtlich heruntergegangen.

Unablässig noch mit der Fundamentirung seiner Lehrwirksamkeit beschäftigt hatte sich R. nunmehr „aus wohl zwanzig zu zwanzig verschiedenen Zeiten gemachten Entwürfen“, „hundert innere und äussere Beziehungen berücksichtigend“ das Schema eines Collegiencyclus für die nächsten zehn Jahre zurecht gemacht.[3]) Neben dem vierstündigen Plautus-Colleg las er in demselben Winter, gleichfalls vierstündig, Geschichte der griechischen Poesie. Da Passow's Verpflichtung zu archäologischen Vorlesungen auch auf ihn übergegangen war, so wob er vorläufig eine Uebersicht der griechischen Kunstgeschichte in die Geschichte der griechischen Poesie ein.[4]) Vorzugsweise freilich nahm ihn die Homerische Frage in Anspruch, deren mehr und mehr anschwellende Litteratur zu bewältigen und geistig zu durchdringen war. „Du hast keinen Begriff davon,“

---

1) Brief des Vaters vom 2. April 1834 nach dem Bericht eines Studenten. 2) An die Mutter 16. Nov., an Pernice 17. Nov. 1835. 3) An Niese 28. December 1833. 4) Bericht vom 14. Januar 1834.

schreibt er an Niese,[1]) „wie die Sachen jetzt stehen. Da ist keine denkbare Meinung, unerhört neu oder alt bekannt, die nicht ihren Vertheidiger findet: und was das Schlimme, keine ist absolut verwerflich, keine unmöglich. Die Sache ist in der gewaltigsten Gährung: es ist wie in einem Erdbeben, wo Alles durcheinander geht und sich noch nicht absehen lässt, zu welcher Gestalt sich die wackelnden Grundlagen wieder consolidiren werden. Die Entwickelungsgeschichte dieser Meinungen an und für sich ist unendlich interessant, und für mündlichen Verkehr ein höchst geeignetes Thema, wenn wir zusammen lebten.“ Als Resultat seiner eigenen Erwägungen, die er im Einzelnen sorgfältig motivirte und entwickelte, trug er damals folgende Ansicht über Entstehung und Fortpflanzung der Homerischen Gedichte vor. Entstanden kurze Zeit nach dem trojanischen Kriege, in der Periode, als die Achäer den Peloponnes beherrschten, ging die Homerische Heldensage mit den von den Dorern verdrängten Achäern oder Aeoliern in deren neues Vaterland nach Kleinasien hinüber. Dort erfand Homer (am wahrscheinlichsten in Smyrna), das Vorhandene zu seinem Zweck benutzend, den durch beide Gedichte, Ilias und Odyssee, hindurchgehenden Plan. Die von ihm componirten, in äolischem Dialekt gesungenen Epen noch kürzeren Umfangs wurden hierauf (bis zum Anfang der Olympiaden) in den Sängerschulen der Homeriden, besonders auf Chios, erweitert und in den ionischen Dialekt übertragen. Zu Anfang der Olympiadenrechnung schriftlich aufgezeichnet bestanden sie im Grossen und Ganzen in derselben Form unverändert fort. Durch Vermittelung Samischer Rhapsoden (Stabsängern, welche die Gedichte, einander ablösend, an hohen Festen ganz oder bei kleineren Gelegenheiten theilweise recitirten) wurden sie aus Kleinasien nach dem Peloponnes zurückverpflanzt. Für Aufnahme und Verbreitung derselben in Athen sorgte Pisistratus. Er und sein Gehülfe Hipparchus (nicht Solon) ordnete an, dass die Homerischen Gedichte an den Panathenäen durch die Rhapsoden „nach Vorschrift“ (ἐξ ὑπολή-

1) 28. December 1833.

ψεως), d. h. nicht mit willkührlichen Auslassungen und Zusätzen vorgetragen werden sollten.

Da Ritschl sehr bald die Nothwendigkeit erkannt hatte, sich in Breslau der Realien anzunehmen, so trug er im Sommer 1834 fünfstündig römische Antiquitäten vor. Als Aufgabe dieser Disciplin bezeichnete er die Erforschung des gesellschaftlichen Lebens in seinen zwei Kreisen, dem engeren der Familie, und dem Staat als dem weiteren. Das religiöse Leben wies er der Mythologie zu; die Kriegsalterthümer blieben ausgeschlossen, weil dieselben von Schneider in besonderen Vorlesungen behandelt zu werden pflegten. Ohnehin war der gebotene Stoff sehr reichhaltig, denn es gingen zwei propädeutische Capitel voraus: ein Abriss der römischen Chronologie und eine Uebersicht der geographischen und ethnographischen Verhältnisse Italiens sowie der Topographie Roms. Letztere wurde in der Weise veranschaulicht, dass erst ein Bild der Stadt in ihrer spätesten historischen Gestaltung gezeichnet, dann die allmälige Entstehung schrittweise aufgesucht wurde. In das Capitel über die Quellen war ausser einem Abschnitt über die inschriftlichen Monumente auch eine Skizze des römischen Münzwesens eingeflochten. Die Verwaltung der Provinzen machte den Beschluss. Es war überhaupt das erste Mal, dass „römische Antiquitäten“ im Lectionsplan der Breslauer Universität eine Stelle erhielten; und R: hatte die Freude, dass die anfängliche Zuhörerzahl (27) sich von Woche zu Woche mehrte bis an die Vierzig.[1]) Der Archäologie widmete er eine Sonntagsstunde, in welcher er privatissime (vor 5 Zuhörern!) die antiken Bildwerke des akademischen Kunstmuseums erklärte. Nachdem zu Michaelis 1834 Ambrosch eingetreten war, überliess ihm R. bereitwillig das antiquarische Gebiet und zog sich auf engere Grenzen zurück. Im Winter 1834/5 folgten „die wichtigsten Lehren der lateinischen Grammatik, mit Vergleichung der griechischen“; und die in Halle bereits geplante, aber nicht gehaltene Vorlesung über Aristophanes' Frösche, in Verbindung mit Geschichte der griechi-

1) An die Mutter 17. Juni 1834.

schen Komödie[1]) — beides vierstündig. Im Sommer 1835 endlich wurde das wohlberechnete Gebäude der Vorlesungen gekrönt durch Encyclopädie und Methodologie der Philologie, wo Ritschl Gelegenheit nahm, seine Ansichten über Begriff, Aufgabe und systematischen Zusammenhang der einzelnen Theile der Alterthumswissenschaft zu entwickeln, und über die Methode des philologischen Studiums die eindringlichsten Winke zu geben.

Die grundlegenden Gedanken, welche er zuerst in den metrischen Vorlesungen des Winters 1831/2 vorgetragen (S. 85), hatte er seitdem in einem anonymen Artikel des Brockhaus'schen Conversationslexicons[2]) ausgeführt, der schon im Herbst 1831 versprochen,[3]) im August 1833 vollendet war. Ein kurzer geschichtlicher Ueberblick, welcher die allmälige Entwickelung der Wissenschaft in verschiedenen Perioden und nach verschiedenen Seiten charakterisirt, schliesst mit dem Zeitalter der Deutschen seit Heyne und F. A. Wolf, welchen das Streben, das Alterthum in seiner Totalität zur Erkenntniss und zur Anschauung zu bringen, als eigenthümliche Richtung zugesprochen wird. Wenn Schelling in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums[4]) dem echten Philologen die historische Construction der Werke antiker Kunst und Wissenschaft zuschreibt, deren Geschichte er in lebendiger Anschauung zu begreifen und darzustellen habe: so forderte R. von der Philologie in zugleich mehr umfassender und präciserer Formulirung „Reproduction des Lebens des classischen Alterthums durch Erkenntniss und Anschauung seiner wesentlichen Aeusserungen." Um nun zu zeigen, wie von diesem Standpunkte aus die einzelnen Disciplinen sich zu einem organischen Ganzen verbinden, setzte er die Schellingschen Ideen des Guten, Heiligen, Schönen, Wahren, durch welche die vier Sphären der Sittlichkeit, der Religion, der Kunst und der Wissenschaft bedingt seien, entspre-

---

1) Von dieser Vorlesung liegt mir keine Breslauer Aufzeichnung vor. 2) Conversationslexicon der neuesten Zeit und Litteratur, in 4 Bänden. Leipzig, F. A. Brockhaus 1833. Dritter Band, S. 497—506 Philologie, unterz. (88), wieder abgedruckt in Band V der opuscula. 3) An Niese 6. November 1831. 4) 1803 S. 76.

chend den vier Thätigkeiten des Handelns, Fühlens, Schauens, Denkens. Das Bemühen, in dieses Schema der Tetraden die mannigfaltigen Arbeitsfelder der Philologie einzureihen, um derselben dadurch die Rechte einer in sich geschlossenen, selbständigen Wissenschaft zu sichern, läuft nicht ohne Künsteleien ab und ist der praktischen Lösung ihrer Aufgaben kaum förderlicher als andre Systeme. Auch die Beschränkung auf die „wesentlichen“ Aeusserungen des antiken Lebens kann sich der Philolog schwerlich gestatten, da Anschauung und Erkenntniss selbst der unwesentlichsten Kleinigkeiten wenigstens als Mittel zu höherem Zweck gar oft unentbehrlich ist. Abgesehen aber von dieser Begränzung, welche erst später hinzugekommen ist, erschöpft jene Definition in der That besser als alle übrigen die Aufgabe der Alterthumswissenschaft, deren Emancipation von der Geschichte einzig und allein auf der Methode der mikroskopischen (nicht mikrologischen) Forschung beruhen dürfte.

Den Freunden Niese, Ruge, Graffunder und Lancizolle wurden diese Gedanken zu besonderer Begutachtung vorgelegt, doch verbat sich der Verfasser „rein negative Ausstellungen, die nur Zweifel erregen,“ begehrte vielmehr „möglichst viel positive Verbesserungen.“[1]) Am eingehendsten liess sich der Letztgenannte vernehmen (23. Septbr. 1833). Er fand, dass nach jener Auffassung die Philologie consequenterweise nicht nur die Geschichte des Alterthums, sondern die Geschichte überhaupt, ja alle Wissenschaften, die sich auf die Menschheit beziehen, namentlich Jurisprudenz und Theologie absorbire; dass sie die Rolle des Majordomus im fränkischen Reiche spiele, sich selbst auf den Thron der Welthistorie setze und diese ins Kloster schicke. Joh. Schulze äusserte den Wunsch, R. möge die in dem Artikel gegebenen Grundzüge weiter ausführen;[2]) und der noch erhaltene Entwurf eines vollständigen Titels nebst Dedication beweist, dass derselbe eine Zeit lang diese Absicht wirklich gehegt hat.

---

1) An Aeltern und Geschwister 19. August, an Niese 6. Septbr. 33.
2) An R. 22. Febr. 1834.

Die Einwendungen gegen das Aufgehen der Philologie in Geschichte veranlassten im Sommer 1835 bei Gelegenheit der Vorlesungen über Encyclopädie neue Erörterungen über das Verhältniss jener beiden Wissenschaften zu einander. Der grosse Reiz jener wirkungsvollen Vorträge aber bestand in der unmittelbaren, eindringlichen Frische, mit welcher der Lehrer seine Anschauungen als etwas Selbsterlebtes, seine Anweisungen als ein Erfahrener, welcher den selbstgefundenen Weg nun Anderen voranleuchtet, vortrug. Namentlich die sehr unparteiische Auseinandersetzung über den jüngsten Gegensatz der Richtungen (zwischen Hermann und Böckh) diente vortrefflich zur Orientirung und Klärung der Begriffe. Mit durchschlagenden Gründen wurde der combinatorischen Anschauung ihr Recht gewahrt; als Gegengewicht aber dem allgemeinen Theil, welcher das weitläufige Gebäude der Alterthumswissenschaft vorzeichnete, der eindringliche „Schlussruf“ angehängt: „Wer die Sprache nicht kennt, keine Grammatik weiss und nicht der Wortkritik Herr ist, kann kein Philolog sein; aber alles Dreies macht allein noch nicht den rechten Philologen!“

Leider fehlen über R.'s Lehr- und Vortragsweise in dieser ersten Breslauer Periode eingehendere Schilderungen. Doch berichtet Julius Brix, der zuerst im Sommer 1835 die Encyclopädie und im Seminar die Interpretation Horazischer Oden hörte, von dem jugendlich feurigen Vortrag, der ein eigentliches Nachschreiben nicht zugelassen habe. Gefesselt von der lebensvollen Ausführung habe man sich begnügt, nur die Stichworte und positiven Ergebnisse zu notiren. Auch fiel es Keinem ein, daran Anstoss zu nehmen, dass der Stoff nicht bis auf die Hefe in gleicher Ausführlichkeit erschöpft wurde: desto lehrreicher war das wirklich Vorgetragene. Als besonders charakteristischer Vorzug aber im Gegensatz zu Anderen trat schon damals die umsichtige und eingehende Art hervor, Jeden auf dessen besonderem Arbeitsfelde, wenn es auch seinen eigensten Studien fernlag, über das bisher Geleistete, die zu verfolgenden Gesichtspunkte, die Methode der Forschung so zu orientiren, ihn mit den nöthigen Hülfsmitteln (Handschriften sowohl als Büchern) so zu ver-

sorgen, dass der Schüler getrost seinen eignen Weg gehen konnte.

Besonders in den ersten Jahren seiner Breslauer Wirksamkeit unterhielt Ritschl mit den ausgezeichneteren seiner Seminaristen einen vertraulichen Verkehr. In den Listen der ersten Semester finden wir als solche, die sich später einen philologischen Namen gemacht haben, Tzschirner, W. Wagner, Wilhelm und Theophil Schönborn, Robert Enger, Ed. Glaeser, Zastra, H. Bartsch, Julius Brix. Auch Gass, der Heidelberger Theologe, R. Kopisch, Gustav Freytag, R. Prutz, H. Wuttke, Jul. Zacher sassen damals zu seinen Füssen. Ein besondrer Lieblingsschüler aber war der Thüringer Landsmann Wilhelm Markscheffel, der von seinen Erfurter Lehrern Kritz und Hermann zu Ostern 1834 geschickt und der erste von der fast zahllosen Schaar derjenigen war, welche aus der Ferne gekommen sind, um unter dem hinreissenden Lehrer Philologie zu studieren. Schon im zweiten Semester seines Studiums wurde er in das Seminar aufgenommen, obwohl der ängstliche Curator das Stipendium verweigerte. Für ihn stellte R. im Sommer 1836 die Preisaufgabe „über Hesiodus und die Hesiodischen Dichter und epischen Gedichte im Gegensatz zu Homer und den Homerischen Dichtern und Gedichten," und hatte während seiner Abwesenheit in Italien die Genugthuung, dass M.'s treffliche Arbeit von der Facultät mit höchstem Lobe gekrönt wurde.

3. Nebenämter. Ordinariat.

Schon im Herbst 1833 war die Ernennung Ritschl's zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungscommission erfolgt,[1]) welche sich seitdem Jahr für Jahr wiederholte. Damit war die feste Grundlage gegeben zu nachhaltigem Einfluss auf die philologischen Studien nicht nur der Universität, sondern sämmtlicher Gymnasien der Provinzen Schlesien und Posen. Freilich gab es auch viel zu thun. Von Zeit zu Zeit, besonders zu Anfang und Schluss der Semester, war 8—14 Tage lang unablässig zu examiniren,

1) Ministerialrescript vom 25. Nov. 33.

wobei Haufen Durchgefallener (im April 1834 durchschnittlich 6 von 7) aufgethürmt wurden.[1]) Die philologischen Abiturientenarbeiten von einigen 20 Gymnasien und deren Censuren waren zu begutachten, in Breslau selbst zweimal des Jahres Abiturientenprüfungen an den vier Gymnasien zu halten. Für die neuen Gymnasien der Provinz Posen gab es philologische Schulpläne zu entwerfen.[2]) Auch eine Art Oberaufsicht über das pädagogische Seminar übte die Prüfungscommission. Grade die praktische Seite dieses neuen Geschäftskreises hatte für den jungen Professor, der als richtiger Sohn seiner Mutter Neigung und Talent zum Regieren und Verwalten in sich verspürte, einen besonderen Reiz. Zur Herstellung erwünschter Ordnung hatte er für die mannigfachen Zweige seiner sämmtlichen privaten, amtlichen und wissenschaftlichen Angelegenheiten sich einen Schreibtisch mit 100 Fächern bauen lassen,[3]) und ein paar hundert Themata für Prüfungsarbeiten hatte er auch bereits auf Lager.

Auch die Kunst- und Alterthümersammlung war von Passow verwaltet worden. Der Bericht des Curators (27. April 1833) über den zu bestimmenden Nachfolger gab deutlich zu erkennen, dass derselbe sich von R. nichts Sonderliches in dieser Richtung verspreche. Nur weil kein Besserer da sei, da Schneider nur kritisch-grammatische Philologie zu seinem Studium gemacht habe, Hoffmann nach dem Urtheil aller befragten Sachverständigen zu geringe Kenntnisse in der alten classischen Litteratur besitze, musste der aufgedrungene Neuling von Halle aushelfen. „Es dürfte daher wohl dem Prof. R. die Aufsicht und Verwaltung der Kunst- und Alterthümer-Sammlung übertragen werden müssen, und es ist nur zu wünschen, dass er darin so vorzüglich genügen möge, als dies gewiss der Fall gewesen wäre, wenn Ew. Exc. den von der phil. Facultät und von mir vorgeschlagenen Prof. Sillig für dieses Lehrfach anzustellen geruht hätten.“ Nun aber vollends die Münzsammlung dem jungen Menschen anzuvertrauen erschien dem Curator noch weniger rathsam:

---

1) An Pernice 18. April 1834. 2) An Pernice 28. Januar 1836, an Graffunder 1. Febr. 1836. 3) An die Mutter 27. Januar 1834. Am 15. Septbr. 1833 (an Niese) waren es erst 53.

„ohne ein Misstrauen in den Prof. Ritschel zu setzen," habe doch „der Oberbibliothekar Consist.-Rath Wachler einen begründeteren Anspruch auf vertrauungsvolle Sicherheit und Zuverlässigkeit bei der Verwaltung und Beaufsichtigung einer so kostspieligen Sammlung."[1]) Hierauf erfolgte wiederum eine unerwartete Entscheidung:[2]) die Aufsicht über das Museum wurde den Professoren R. und Hoffmann gemeinschaftlich übertragen und zwar in der Art, dass der p. p. R. über die Sammlung der antiken Münzen und Gypsabgüsse, der p. p. H. aber über die übrigen Theile des Museums die specielle Aufsicht führe." Obwohl allerdings wenig durch bisherige Studien vorbereitet übernahm R. diese Functionen sehr gern. Vor Allem war es eine treffliche Gelegenheit zu lernen, den wissenschaftlichen Gesichtskreis und damit den Boden der praktischen Wirksamkeit zu erweitern. „Im Schweisse seines Angesichts," versichert er, habe er sich in die Archäologie hineingearbeitet. Auch durfte er nun um so sicherer hoffen, dass die Regierung seine längst geplante italiänische Reise begünstigen werde. Er konnte sagen: soll ich eure Copieen dirigiren, so lasst mich auch die Originale sehen. Die Uebergabe an beide Directoren durch Wachler unter Assistenz des Malers König erfolgte erst am 20. August 1833. Die sogenannte Münzsammlung bestand aus einer ungeordneten Masse, welche in einem hinter dem Manuscriptenzimmer der Universitätsbibliothek befindlichen Gelass provisorisch untergebracht war. R. sollte die Katologisirung, Anordnung und definitive Aufstellung bewirken,[3]) hatte aber keineswegs freien Zugang zu seinem Local, da das zu passirende Manuscriptenzimmer unter besonderem Verschluss des Bibliothekars gehalten wurde. So hatte er noch am 14. Januar 1834 zu berichten, dass er „der natürlich nur in Bausch und Bogen übergebenen Münzen zum grössten Theil noch nicht einmal habe ansichtig werden, geschweige denn auch nur eine einzige wirklich kennen lernen können." Ohnehin hatte der Curator für gut befunden, „wegen

---

1) Bericht vom 25. Mai 33. 2) Durch Min.-Rescr. vom 10. Juni.
3) Ministerialrescript vom 1. Septbr. 1833.

verschiedener andrer Aufwendungen“, welche namentlich durch die aus Universitätsfonds zu bestreitende Aufnahme der versammelten Naturforscher und Aerzte veranlasst wurden, die Anordnung der Münzen sowohl als auch die erforderliche Einrichtung des Locals bis zum künftigen Jahr auszusetzen.[1]) Indem nun der neue Director darauf angewiesen war, die Münzen zum Behuf ihres Studiums auf sein Zimmer zu nehmen, bereitete ihm im Sommer 1836 sein eigner Barbier die Ueberraschung, mittelst Einbruchs 177 Silbermünzen nebst 150 Thalern von R.'s eigner Baarschaft zu entwenden. Zum Glück gelang es, dem Diebe die antiken Münzen sämmtlich und von dem Uebrigen wenigstens 50 Thlr. wieder aus den Klauen zu reissen.[2])

Während die Münzen und Gemälde nur durch zufällige Geschenke vermehrt werden durften, war zur Bereicherung der Alterthümersammlung eine jährliche Summe von 170 Thalern ausgesetzt, wovon in der Regel wenigstens 100 den classischen zu Gute kommen sollten. Im Einzelnen hatten sich die beiden Directoren zu einigen, während Wachler, dem überhaupt die Rolle eines Mentors für den unerfahrnen Vorstand zuertheilt war, eine Art oberer Instanz bildete. Der Anschaffung neuer Gypsabgüsse widmete sich R. sofort mit besonderem Eifer. Er setzte sich mit den Museen von Berlin, München, Wien, Paris in Verbindung und suchte durch planmässige Auswahl der entweder für den antiken Cultus oder für die geschichtliche Entwickelung der Kunst besonders lehrreichen Werke zunächst den für archäologische Vorträge unentbehrlichen Apparat herbeizuschaffen. Besonders begünstigte er die Reliefs, weil sie ihm bei verhältnissmässiger Billigkeit vorzugsweise instructiv erschienen für kunstgeschichtliche Betrachtung;[3]) auch eine Sammlung von Gemmenabdrücken wurde ins Auge gefasst. So konnte der Jahresbericht vom 11. März 1835 die „Erwerbung zahlreicher und bedeutender Monumente“ melden, welche theils durch Ankauf, theils durch Schenkungen (u. a. 20 Abgüsse aus dem

---

1) Curatorialschreiben an Wachler vom 1. September 1833.
2) An Pernice 1. Sept. 1836. 3) An Niese 28. December 1833.

Berliner Lagerhause) hinzugekommen seien. Aus eigner Anschauung kannte R. bisher nur das Berliner Museum. Zu weiterer archäologischer Ausbildung begab er sich in den Sommerferien 1834 auf mehrere Wochen nach Dresden, wo er des alten Böttigers Bekanntschaft machte. Die schon am 7. Mai an das Ministerium gerichtete Bitte um Urlaub und Gewährung einer Reiseunterstützung befürwortete der väterlich wohlwollende Curator mit der Motivirung, dass dem Professor R. „das längere Verweilen in den von Lessing schon so genannten Kunst-Propyläen zum Behuf seiner archäologischen Studien und seiner Vorlesungen über reale Archäologie sowie zur Kritik und Geschichte der classischen Kunst gewiss sehr förderlich sein werde."

Die selbständige Verantwortlichkeit des Museumsvorstandes zu wahren nahm der junge Director in einem Falle eigenthümlicher Art Veranlassung. Eine Reiterrüstung, das dem Kunstwerthe nach beste, ja das einzige gute Stück der mittelalterlichen Sammlung, hatte einem preussischen Prinzen so gefallen, dass die Universität durch Ministerialverfügung angewiesen wurde, dieselbe dem hohen Liebhaber als „freiwilliges Zwangsgeschenk" (wie es in einem Curatorialschreiben einmal heisst) abzutreten. Der Curator forderte ein Gutachten ein, und zwar in Abwesenheit Hoffmanns von Wachler, als dem „Oberaufseher" des Instituts, obwohl demselben diese Function nie übertragen war, auch von ihm selbst abgelehnt wurde. R., der hierbei völlig übergangen war, unterliess nicht, am 2. April 1834 eine ausführlich motivirte Vorstellung an den Regierungsbevollmächtigten zu richten, welche nach gründlichster Erörterung der Schenkungsfrage die Competenz der berufenen Vorsteher in bescheidenster Form, aber sachlich mit grossem Nachdruck wahrte.

Dergleichen kleine Competenzconflicte hinderten doch den grundehrlichen und wohlmeinenden Regierungsmann nicht, als er vom Ministerium zum Bericht über des jungen Professors Beförderung zum Ordinariat aufgefordert war,[1]) „als günstig lautenden Umstand" nicht nur anzuerkennen, „dass alle von ihm angekündigten Vorlesungen zu Stande gekom-

1) Bericht erfordert den 26. Juni, erstattet den 18. Juli 1834.

men, und dass sogar seine Privatvorlesungen verhältnissmässig zahlreich besucht worden seien," sondern auch hinzuzufügen: „Die Urtheile der Männer von Fach über seinen Geist und seine Kenntnisse sprechen sich beifällig aus und berechtigen zu noch grösseren wissenschaftlichen Erwartungen von ihm in der Zukunft, zugleich aber dient sein bescheidenes anspruchloses Betragen ihm überall zur Empfehlung." Hierauf erfolgte im Herbst 1834 die Ernennung zum Ordinarius;[1]) am 18. Novbr. wurde der neue College durch den Decan Schneider in die Facultät, am 13. Decbr. durch den Rector Unterholzner in den Senat eingeführt. Die lateinische Antrittsrede „über die innige Verbindung des philologischen Studiums mit dem Lehrerberuf" hielt er erst am 22. Januar 1836. Indem er von der Thatsache als einer gegebenen und in ihrer Berechtigung unbestrittenen ausging, dass der Schwerpunkt des Gymnasialunterrichts in den Händen der Philologen liege, untersuchte er die Frage, welchen Zweck die gelehrte Ausbildung des Gymnasiallehrers in dem weiten Gebiete der classischen Philologie für seinen praktischen Beruf habe. Weit entfernt, das Studium des Alterthums an sich als eine Aufgabe der Schule hinzustellen oder in ihm die einzige Quelle ästhetisch-ethischer Humanitätsbildung zu erkennen, legte er alles Gewicht auf den ganz eigenthümlichen und unersetzlichen Gewinn, welchen die Erlernung der alten Sprachen für formale Bildung des Verstandes und Schärfung des Urtheils erziele. Dass aber die Ausbildung des Lehrers sich nicht beschränke auf die banausische Einübung für diesen Schulzweck, dafür findet er, von allen andren naheliegenden Gründen abgesehen, die tiefste Ursache in dem idealen Gesichtspunkte, dass in dem Lehrer der Jugend (analog wie im Geistlichen) der wissenschaftliche Sinn geweckt und lebendig sein müsse. Zur Pflege desselben gehöre methodische Beschäftigung mit einer besonderen Wissenschaft sei es von der philosophischen sei es von der historischen Gruppe.

Dem Ordinarius fiel mit der Zeit auch die bürdevolle

1) Bestallung vom 7. Octbr., Mittheilung des Minist. an den Cur. am 3. Nov., Nachricht vom Cur. am 10. Novbr.

Würde der sogenannten Eloquenz zu. Bereits am dritten August 1834, zu des Königs Geburtstag, hatte er im Auftrage des Ministers[1]) die akademische Festrede zu halten und die Preise zu verkündigen gehabt. Er sprach über die eines Fürsten einzig würdige Art Künste und Wissenschaften zu pflegen,[2]) indem er den Gedanken ausführte, dass grade die völlig selbstlose, von Ruhmsucht wie von persönlicher Liebhaberei wie von einseitigen praktischen Staatszwecken freie Sorgfalt, welche der regierende König (Friedrich Wilhelm III.) der Pflege der Wissenschaften um ihrer selbst willen widme, das wahrhaft fürstliche Princip sei, welchem Preussen die vom Ausland bewunderte und beneidete Blüthe seiner Unterrichtsanstalten verdanke. Auch die Lehrfreiheit der Universitäten beruhe auf demselben und sei eben dadurch vor den Gefahren gesichert, welche man von den Beschlüssen des Wiener Congresses ableite. Erst zu Neujahr 1836 wurden definitiv zwischen ihm und Schneider die Rechte und Pflichten des os academicum getheilt.[3]) Nach collegialischer Uebereinkunft wechselten sie halbjährlich ab in der Redaction des Lectionsverzeichnisses und des dazu gehörigen prooemium; ferner alternirten sie in der Abfassung des Programms zum dritten August und der zu haltenden Rede, und in jährlichem Turnus in der Wahrnehmung der ausserordentlichen Geschäfte. Gleich das nächste prooemium für das Sommersemester 1836 hatte R. zu schreiben, desgleichen eine lateinische Dankadresse an den König von Grossbritannien für eine grosse Sammlung von Staatsurkunden, Parlamentsacten u. s. w., welche derselbe der Universitätsbibliothek verehrt hatte.[4]) Aehnlicher Art war die letzte Leistung R.'scher Eloquenz aus der Breslauer Zeit:[5]) ein lateinisches Dankschreiben an die Directoren der Ostindischen Compagnie für ein ansehnliches Büchergeschenk, vermittelt von Wilson.

---

1) Rescript vom 26. Juni 1834. 2) *de ea, quae principe sola digna sit, artium litterarumque cura.* 3) Auf Antrag des Curators vom 26. Novbr. 1835, veranlasst durch eine im Einverständniss mit Schneider gemachte Eingabe R.'s vom 16. Nov., genehmigt durch Ministerialrescript vom 8. Decbr. 4) Rectoratsschreiben vom 25. Jan. 1836. R. an Pernice 28. Jan. 1836. 5) Im Juni 1839.

4. Schriftstellerische Arbeiten.

Das Einleben in die neue, weit umfangreichere und verantwortlichere Lehrthätigkeit, das Einarbeiten in ferner liegende Gebiete der Wissenschaft, wie namentlich Archäologie, die Verwaltung so vieler, Zeit und Kraft in Anspruch nehmender Nebengeschäfte, endlich die Anforderungen der Geselligkeit, gestatteten im Anfang der Breslauer Zeit zur Ausführung grösserer litterarischer Unternehmungen nur spärliche Musse, welche vorzugsweise der Erfüllung älterer Verpflichtungen, den Obliegenheiten akademischer Schriftstellerei und kleineren journalistischen Beiträgen gewidmet wurde. Das Erste war die Abfassung der noch von Halle datirten Vorrede zur Anabasis und, eine Leistung der Pietät, zwei biographische Artikel [1]) über Reisig und Passow, die bis Anfang Juni 1833 vollendet waren.[2]) Manches in diesem Sommer Begonnene blieb unvollendet. So für die Halle'sche Litteraturzeitung eine Recension über sprachvergleichende Grammatik, für die Jahnschen Jahrbücher eine Besprechung der neusten Litteratur über Metrik, insbesondere der Leipziger Hephästionausgabe. R. selbst hatte bereits in Halle eine neue Bearbeitung des Gaisford'schen Commentars vorbereitet, den er „zu einem möglichst vollständigen Repertorium" für das Studium der Metrik umzugestalten dachte.[3]) Für das Rheinische Museum war ein Aufsatz über Aeschylus bestimmt; für die Schulzeitung eine Recension über Geschichte der griechischen Grammatik, speciell über Ranke's Hesychius-Abhandlung.[4]) Statt einer Recension der Bernhardy'schen Encyclopädie für die Berliner Jahrbücher, welche ursprünglich beabsichtigt war, wurde in zwei Tagen der öfters erwähnte anonyme Artikel über Philologie für das Brockhaus'sche Conversationslexicon geschrieben, der zunächst in der Philomathie vorgetragen wurde.[5])

---

1) Für das Brockhaus'sche Conversationslexicon der neusten Zeit, jetzt in opusc. V. 2) An Lancizolle 7. Juni 33. 3) *De doctrinae metricae scriptoribus Graecis. Historiae crit. gramm. Graec. Specimen II*: — so lautet einer der Zukunftsbüchertitel aus dieser Zeit. Vgl. den Titel der Schrift *de Oro et Orione*. 4) Anfänge und Vorarbeiten zu dieser gross angelegten Rec. sind erhalten. 5) Vgl. S. 117. An Niese 6. Sept. 33.

Im Winter sollte die schon in Halle geplante Schrift über „die metrische Kunst der Griechen in ihrer historischen Entwickelung“ mit Zeugnissen und einer Sammlung von Beispielen, als Leitfaden für die Vorlesungen, an die Reihe kommen, im nächsten Jahre die Fortsetzung der Studien über Geschichte der griechischen Grammatiker. Die Berliner Preisaufgabe über das Alexandrinische Museum lockte ihn nicht, weil er sie für unlösbar hielt.[1]) Im November erschien die Recension der von Förtsch besorgten neuen Ausgabe des Vossischen Aristarchus,[2]) an welcher sich R. ursprünglich gemeinsam mit dem alten Commilitonen hatte betheiligen wollen. Er hebt im Eingange nachdrücklich das immer fühlbarer werdende Bedürfniss einer wissenschaftlichen Darstellung der lateinischen Grammatik hervor, welche sich vornemlich auf zweierlei Grundlagen stützen müsse, erstens auf „die grossartigen Resultate der neuern sprachvergleichenden Forschungen“, nachdem dieselben, wie zu wünschen, für den Standpunkt classischer Philologen zweckmässig zusammengefasst seien; zweitens auf eine möglichst vollständige Sammlung des gesammten lateinischen Sprachmaterials, wie sie von dem leider zu früh verstorbenen Conrad Schneider begonnen war. Von letzterem Gesichtspunkt aus wird die Wiederbearbeitung des Vossischen Aristarch, „dieser unerschöpflichen, wenn auch etwas überfüllten und bisweilen ziemlich wüst geordneten Vorrathskammer“ als eine Art Nothbehelf gutgeheissen. Eingehend erörtert Ref. die schon in den schedae criticae behandelte Streitfrage über die Messung von *alterius*, seine Ansicht von der ursprünglichen und in der Sprache des Umgangs wie der Bühne gebrauchten Länge des *i* vertheidigend und ausführend.[3])

Für den Augenblick drängte am meisten die Abfassung einer Habilitationsschrift. Ursprünglich hatte R. eine abge-

---

1) An Aeltern und Geschwister 19. Aug. 1833. 2) Halle'sche Allgem. Litt.-Ztg. 1833 November Nr. 208 f. S. 441—450, ohne Unterschrift. 3) Diese Auseinandersetzung ist als eins der Actenstücke in dem Stufengange der Untersuchung aufgenommen in opuscula II S. 667 — 676.

schlossene Sammlung und kritische Behandlung der Fragmente seines Agathon dazu ausersehen, eine Abhandlung, die er auf 3—4 Bogen berechnete.[1]) Aber der einmal bei Seite gelegte Stoff vermochte ihn nicht mehr dauernd zu fesseln: im Vordergrunde seiner productiven Interessen stand damals die griechische Lexicographie. W. Dindorf hatte dringend aufgemuntert, dem Thomas Magister eine Bearbeitung des Harpokration folgen zu lassen,[2]) und bezeugte seine Freude, als er eine gemeinsame Ausgabe dieses Autors von R. und Kiessling im Messkatalog angezeigt fand.[3]) Anstalten zur Beschaffung des Apparates waren im Gange. Der Cantabrigiensis freilich kam vorläufig noch zu theuer, da Rosen in London eine Vergleichung auf 20—30 Pfund berechnete.[4]) In Paris versprach Dübner durch L. von Sinner Collationen zu besorgen;[5]) in Rom hatte Freund Ruge wenigstens einen Anfang gemacht. Als dann der junge Emil Braun bei seinem Abgange nach Italien sich Aufträge erbat, ertheilte ihm R. für Stephanus, Pollux und besonders Harpokration die umfassendsten Instructionen.[6]) Da erschien im October desselben Jahres Bekkers Ausgabe des Harpokration, die viel vorweg-nahm: nun war es freilich zweckmässig, „für den Augenblick“ diesen Autor „einigermassen in den Hintergrund treten zu lassen“, sich auf Controle der Bekker'schen Akribie und eine Nachlese zu beschränken.[7]) Doch wurde keineswegs die Hoffnung aufgegeben, „den Bekker mit der Zeit schon todt zu machen“,[8]) besonders nachdem Blomfield in Erwiderung einer überaus verbindlichen lateinischen Epistel Collationen sowohl von Cambridge als vom British Museum geschickt hatte.[9]) Aus dem Zusammenhang dieser Studien entnahm R. den Stoff zu seiner Habilitationsschrift, die er

---

1) An Pernice 25. Mai 1833. 2) An R. 25. Septbr. 1832. 3) An R. 4. November 1833. 4) An R. 25. Juni 1833. 5) An R. 1. August 1833. 6) An Braun 16. August 1833. Besonders empfahl ihm R. den Florentinus. 7) An Braun 29. Octbr. 1833. Insbesondere wünschte R. die Citate mit Zahlzeichen genauer als bei Bekker verglichen: ob ἐν ἀ$^{\omega}$ oder α″ geschrieben stehe, ob der Artikel hinzugefügt sei oder nicht. 8) An Braun 7. Mai 1834. 9) Dankschreiben R.'s an Carl Jacob in London vom Mai 1834.

in angestrengter Arbeit von Mitte September bis Ende October 1833 vollendete.[1]) Desto länger, bis in den Januar des nächsten Jahres, zog sich der Druck der wenigen Bogen hin. Es mussten erst in Leipzig griechische Typen bestellt werden, wie denn das gesammte Breslauer Bücherwesen noch gar sehr hinter dem Sächsischen zurückstand. Endlich in der Mitte Februars konnte die Schrift de Oro et Orione versendet werden.[2]) Sie giebt sich gleich auf dem Titel als ein *Specimen historiae criticae grammaticorum graecorum*, wie solche schon 1820 von Lobeck (zum Phrynichus p. 482) erwünscht worden war. Die nothwendigste Vorarbeit für diese Aufgabe war kritische Untersuchung der Quellen, wie sie von F. Ranke in der Schrift über Hesychius versucht, mit vollendeter Meisterschaft von Lehrs im Aristarch gezeigt war. Auf dem so wichtigen Gebiet der griechischen Lexicographie bietet das gegenseitige Verhältniss der verschiedenen Etymologica, die ursprüngliche Gestalt des einen alten Etymologicon, aus dem jene abgeleitet sind, die Zusammenstellung einer Gesammtausgabe ein dankbares Problem. Nachdem zur Lösung desselben allgemeine methodische Andeutungen gegeben sind, tritt die Untersuchung in ihr besondres Thema ein, die kritische Sichtung der Suidasartikel über die vielfach unter einander verwechselten Grammatiker Orion von Theben, Orion und Oros von Alexandria. Eine sichere Grundlage bietet das erhaltene Etymologicum, welches handschriftlich dem Orion von Theben, Zeitgenossen der Eudokia (Mitte des 5. Jahrh. n. Chr.), zugeschrieben wird, während Suidas dasselbe fälschlich dem Alexandriner, dem Verfasser eines Panegyricus auf Hadrian, zutheilt. Dazu stimmen die Zeugnisse des Tzetzes über Eudokia. Das Wichtigste aber ist die Hervorhebung eines fast vergessenen älteren Grammatikers Oros, der mit reicher Belesenheit gegen Phrynichus und Herodian schrieb und als Hauptquelle des Orion erkannt wird. Hierauf der Nachweis, dass das ganze Lexicon des Orion in das etymologicum magnum und Gudianum aufgenommen sei, Bestimmung des gegenseitigen Verhältnisses

---

1) An die Mutter 25. October 1833. 2) An Pernice 15. Febr. 34.

beider etymologica, Analyse beider Recensionen, eine reiche Fülle von Einzelbemerkungen und für die Quellenforschung im Allgemeinen leitenden Beobachtungen.[1]) Der bedeutende Werth der ausgezeichneten Abhandlung wurde am bereitwilligsten anerkannt von dem competenten Meister dieser Studien, von Lehrs.[2])

Zu andren akademischen Publicationen nöthigte seit 1836 die Professur der Eloquenz und die damit verbundene Verpflichtung zur Abfassung von Proömien und Programmen. Die erste in dieser Reihe war die Abhandlung de Marsyis rerum scriptoribus,[3]) Ausführung der dritten und vierten These aus den schedae criticae, und zugleich eine Probe der Harpokrationstudien. Ausgehend von den Artikeln bei Suidas unterscheidet die Untersuchung zwei Historiker des Namens Marsyas, den älteren aus Pella, Zeitgenossen Alexanders des Gr., Verfasser eines Werkes Μακεδονικά in 10 Büchern u. a., und den Fortsetzer desselben, aus Philippi. Die Zeugnisse über Beide werden kritisch gesichtet, die Fragmente ihrer Schriften geordnet, mit Hülfe neuer handschriftlicher Collationen zu den Citaten aus Harpokration, festgestellt und erläutert, und die Summe unsres Wissens daraus gezogen.

Eine Abschrift des Krakauer Codex von der Abhandlung des alten Physiologen Meletius über den Bau des menschlichen Körpers, welche im Besitz des Theologen David Schulz war, lieferte den Stoff zum Königsprogramm (3. Aug.) desselben Jahres,[4]) in welchem etwa ein Viertel des Textes emendirt und mit kritischem Commentar abgedruckt ist.[5]) Jene

---

1) Auch das Resultat einer damals beabsichtigten, aber nicht veröffentlichten Specialuntersuchung über Pausanias' und Dionysius' Lexica als Quellen des Photius wurde mit einem Worte angedeutet p. 34 = opusc. I 618. 2) Recension in der Zeitschr. f. Alterthumsw. 1835, S. 449 ff., nachdem sich ebenda (S. 281 ff.) ein Anonymus (Bernhardy) vornehm von oben herab ausgelassen hatte. Freundliche Anzeige von Ranke in den Berliner Jahrb. für wissensch. Kritik 1835 I p. 59 ff. Ritschl's Datirung des Oros (2. Jahrh.) hat zuletzt Ed. Hiller Jahrb. f. Philol. 1869 S. 438 f. gut vertheidigt. 3) Prooemium ind. schol. aest. Vratisl. 1836 = opusc. I 449—470. 4) *Meletii de natura hominis commentarius e codice Cracoviensi edi coeptus.* = opusc. I 693 ff. 5) Vgl. opusc. I 838 ff.

Abhandlung hat für den Philologen vorzugsweise wegen der ziemlich zahlreichen Dichtercitate ein Interesse. Da kurz darauf, noch in demselben Jahre, im dritten Bande der Oxforder Anecdota von Cramer das ganze Buch nach Handschriften der Bodleiana herausgegeben wurde, unterliess R. die weitere Bearbeitung und begnügte sich bei der späteren Redaction seiner opuscula zur Beleuchtung des Handschriftenverhältnisses eine kleine Probe seines Apparates mitzutheilen.

Der Verkehr mit Ambrosch rief die Arbeiten zur Archäologie des Dionysius von Halicarnass hervor. Seit Reiske lag die Textkritik dieses Werkes brach. Die einzige philologisch bedeutende Ausgabe, die von Sylburg (1586), war 250 Jahre alt. Von Neuem hatte Niebuhr die Aufmerksamkeit auf die hochwichtige Geschichtsquelle gelenkt; ja er dachte selbst an eine kritische Bearbeitung des Textes.[1]) Diese Aufgabe nun hatte Ambrosch ins Auge gefasst und während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Italien einen handschriftlichen Apparat gesammelt, den er nach der Heimkehr zu verwerthen gedachte. Aber seine vorzugsweise der Realforschung auf dem Gebiete der römischen Alterthümer, besonders der römischen Religionsgeschichte zugewendeten Studien liessen ihn nicht über die ersten Vorbereitungen der beabsichtigten Textrecension hinauskommen. Es lag nahe, dieses Geschäft dem hierzu unvergleichlich befähigteren Freunde abzutreten, der ja auch durch seine grade in Breslau mit Eifer betriebenen antiquarisch-historischen Studien vollkommen dazu vorbereitet war und sich lebhaft für die Lösung der bedeutenden Aufgabe interessirte. In der That bot ihm Ambrosch seinen gesammten Dionysius-Apparat zur Erwerbung an.[2]) Man kam über eine Theilung der Arbeit überein: Ritschl sollte den Text mit dem kritischen Apparat, Ambrosch den sachlichen Commentar liefern. Im Januar 1836 stand der Plan dieser Ausgabe fest.[3])

---

1) Vorträge über römische Geschichte I 42: „Wenn ich eine Collation der chigischen Handschrift erlangen könnte, so wäre es wohl meine Absicht, einst eine kritische Ausgabe des Dionysius zu besorgen." 2) Ambrosch an R. 7. Octbr. 1835. Vgl. opusc. I 472. 3) An Pernice 28. Januar 1836. Auf dem Couvert des in Anmerk. 2 citirten

Alle diese Pläne, Vorbereitungen und Anfänge wurden aber schon in den ersten Breslauer Jahren mehr und mehr zurückgedrängt durch das immer festere Gestalt gewinnende Unternehmen einer Bearbeitung des Plautus. Das Interesse für diesen Dichter hatte durch die Entdeckung des Mailänder Palimpsestes, welchen die liberale Schätzung des glücklichen Finders A. Mai in das Zeitalter der Antonine setzte, einen neuen Aufschwung genommen. Die Publication der neuen Ausbeute (1815), so mager und ungenau sie auf den ersten Blick erscheinen musste, war doch ganz geeignet, die Begier nach gründlicherer Durchforschung des erst theilweise gehobenen Schatzes zu wecken. Aber ausser G. Hermann, dem congenialen Nachfolger Bentley's, welcher der ihm von seinem Lehrer Reiz anverlobten Braut den Aeschylus vorgezogen hatte, war in der gesammten gelehrten Welt des 19. Jahrhunderts Niemand vorbereitet und befähigt, die seit zwei Jahrhunderten fast vergessene Kritik des höchst verwahrlosten Textes mit Aussicht auf Erfolg in die Hand zu nehmen. Nicht einmal das Verhältniss der gedruckten Ausgaben zueinander und wo eigentlich die in denselben befindlichen Ergänzungsscenen herrührten, war bekannt. Niebuhrs Spürsinn reizte dieses Problem: er hat aber die Lösung angerührt, ohne sie zum Abschluss zu bringen (1816 und 1828).

Ritschls eindringlichere Beschäftigung mit den römischen Komikern hatte (wohl durch Reisigs Anregung) schon in der Halle'schen Studentenzeit begonnen, wie die schedae criticae beweisen. Freilich nahm der Commilitone Rein den Plautus damals als seine Domäne in Anspruch,[1]) doch wird diese Concurrenz so wenig abschreckend auf R. gewirkt haben als eine Warnung des Pförtner Wolf, welcher ihm einst aus eigner Erfahrung den wohlmeinenden Rath gab: „Lassen Se's nischt raus dabei."

Schon in den Anfängen seiner Docententhätigkeit (in den

Briefes steht von R.'s Hand folgender Zukunftstitel: *Dionysii Halicarnassensis* | *quae supersunt.* | *Librorum Vaticanorum, Chisianorum, Ambrosiani ab Julio Athanasio Ambrosio* | *collatorum* | *ope* | *emendavit* (ausgestrichen *recensuit*) | *F. R.* 1) Hanow an R. 16. Octbt. 1834.

Sommersemestern 1830 und 32) hatte R. den Miles gloriosus interpretirt, den zuletzt Lindemann (1827) so stümperhaft herausgegeben hatte. Er bemühte sich im Frühling 1833 um den Heidelberger Decurtatus, dessen Zusendung nach langen Formalitäten endlich am 11. Juli durch Bähr erfolgte.[1]) In Breslau fand er an seinem Collegen Schneider, der schon manche Beiträge[2]) zur Kritik des Komikers geliefert hatte, einen Plautinischen Genossen, so dass sich auf diesem Felde eine gewisse Gemeinschaft der Arbeit, ein wechselseitiges Mittheilen und Verhandeln zwischen Beiden bildete.[3]) Schneider übernahm einen Theil der Collation des Decurtatus und besorgte den Abdruck des Truculentus nach der Handschrift;[4]) ja es scheint gegen Ende des Jahres 1833 sogar der Gedanke einer gemeinschaftlichen Bearbeitung des ganzen Dichters aufgetaucht, aber bald wieder aufgegeben zu sein.[5]) Einen Theil des Apparates, ausser der Heidelberger die Leipziger Handschrift und einen Haufen alter Ausgaben hatte R. damals bereits zur Stelle geschafft.[6]) Die Vergleichung des Mailänder Palimpsestes und des vetus codex Camerarii in der Vaticana sollte Emil Braun besorgen.[7]) In dem schon erwähnten Schreiben (vom 16. August 1833), welches R.'s Aufträge zusammenfasste, war insbesondre ausgesprochen, dass er von dem Palimpsest „was nur irgend lesbar, ausgebeutet“ wünsche: was das sagen wolle, ahnte er damals noch nicht. Schon im Januar 1834 wurde mit Freund Niemeyer, dem Chef der Halle'schen Waisenhausbuchhandlung, ein Contract für den Verlag einer grossen Plautusausgabe in vier Bänden abgeschlossen, von welcher der erste (Bacchi-

---

1) Meldung R.'s an die Mutter vom 30. Juli 1833. Der cod. ist dann desto länger in R.'s Händen geblieben: noch im Febr. 1835 hatte er ihn bei sich. 2) Collation der ed. princeps 1825; neue Auflage des Rudens von Reiz 1824. 3) Praefatio zur Ausgabe der Bacchides von 1835 p. III. 4) Vgl. Ritschl opusc. III p. 18 A. 5) Niemeyer an R. 13. Decbr. 1833 missbilligt eine solche Gemeinschaft. 6) R. an Niese 28. Decbr. 1833. 7) Begonnen werden sollten die Collationen mit dem Miles, den R. interpretirte, dann sollten die Captivi und zunächst die im Decurtatus nicht erhaltenen Stücke folgen. An den Ambrosianus kam Braun überhaupt nicht, im April 1834 versprach er von Rom aus demnächst an den Miles gehen zu wollen.

des Menaechmi Mostellaria Miles Mercator Pseudolus enthaltend)[1]) noch in demselben Jahr fertig werden sollte!

Vor Allem aber war der Grund zu legen durch methodische Erforschung der Textgeschichte, Aufdeckung der ältesten und relativ reinsten Quellen der Ueberlieferung, Beseitigung des Vulgatenwustes und der von den ersten Bearbeitern eingeschwärzten Interpolationen; das Resultat dieser Untersuchungen aber sollte durch ein vorläufiges Beispiel veranschaulicht werden, indem die urkundliche Ueberlieferung eines einzelnen Stückes (der Bacchides) in ihren verschiedenen Phasen bloszulegen war. Mit um so grösserem Verlangen sah R. im Mai der ersten Sendung der Braunschen Collation des vetus, jenes „ältesten und besten codex", entgegen: da er grade mit den Bacchides beschäftigt war, bat er zunächst um die Lesarten dieses Stückes. Denn das erklärte er täglich deutlicher einzusehen, „dass ohne eine genaue Vergleichung jener Handschrift für den Plautus kein Heil zu hoffen sei." Auch orthographische Kleinigkeiten, sorgfältige Unterscheidung der ersten und zweiten Hand, ob letztere alt oder neu sei, Rasuren „und was dahin gehört", — Alles war ihm wichtig. Wenigstens in den Prolegomenen der Ausgabe, deren Druck bis Mitte Octobers vollendet sein sollte, wünschte er die Ausbeute noch zu verwerthen, um so Allen, die sich darum kümmerten, die Nothwendigkeit der kritischen Grundansicht, von der er ausgehe, zur Ueberzeugung zu bringen.[2]) Als erste Probe aber so verheissungsvoller Studien erschien im August dieses Jahres[3]) die Recension der Lindemannschen Plautusausgabe, welche nach und nach Miles gloriosus (1827), Captivi (1830), Trinummus (1830) und Amphitruo (1834) umfasst hatte. Der Rec., „im Besitz eines so reichen Apparates, wie ihn wohl nur wenige haben mögen", ist in der Lage, die zu beurtheilende Arbeit Schritt vor Schritt nicht nur verfolgen zu können, sondern auch verfolgt zu haben. In Allem namentlich, was er über die Geschichte, Verhältniss und Werth der gedruckten Ausgaben

1) R. an Braun 7. Mai 34. 2) An Braun 4. August 1834. 3) Halle'sche Allgem. Litt.-Zeit. 1834 August Nr. 143 f. S. 529—542, unterzeichnet Fr. Ritschl.

von der ed. princeps an vielfach berichtigend und ergänzend beibringt, greift er mit sicherster Ueberlegenheit aus dem Vollen. Besonders neu für den damaligen Stand des Wissens sind die Bemerkungen über die Brixiana des Pylades und die Ehrenrettung des Pareus gegenüber den Verunglimpfungen Gruters. Nachdem an den Ausgaben gezeigt ist, dass Lindemann, wie es mit dem denkbar dünnsten und schärfsten Ausdruck heisst, hiervon „erstlich zu wenig kannte, zweitens zu wenig hatte, drittens dass er die, welche er hatte, zu wenig benutzte, viertens dass er ihr Verhältniss zu wenig untersuchte“ (S. 531), wird dasselbe von den Handschriften erwiesen. Der sehr problematische Werth des von L. eben so weit überschätzten als liederlich verglichenen codex ‘Suritanus’ oder Lipsiensis wird zum ersten Mal festgestellt, indem er nebst der Princeps und fast allen übrigen bekannt gewordenen Handschriften einer und derselben Familie zugewiesen wird, welche den Plautinischen Text „in einer auf unzähligen Conjecturen, zum Theil auch Interpolationen beruhenden Recension eines Grammatikers“ darstelle. Ihr gegenüber wird mit sehr kühler Abweisung des Ambrosianischen Palimpsestes („weil in ihm allen Anzeigen zufolge offenbar nur ein sehr kleiner Theil des ganzen Plautus erhalten ist: innerer Gründe nicht zu gedenken“) als „der eigentliche Grund und Eckstein der ganzen Plautinischen Kritik der Satz aufgestellt, „dass die einzige echte und unverfälschte Quelle des Plautinischen Textes die beiden Palatinischen Handschriften des Camerarius sind,“ als „ohne alle eigenmächtige Veränderung gemachte Abschriften desselben durch Ungunst äusseren Zufalls entstellten Urtextes“, aus dem die interpolirte Recension stammt. Letztere könne nur dazu dienen, die Interpolationen des Pylades aufzudecken. Als oberstes Gesetz für den Kritiker ergebe sich möglichst enger Anschluss an die freilich oft sehr corrupten Lesarten der Palatini, denen die „nach den Principien einer festen Methodik“ zu regelnde Emendation suchen müsse so nahe wie möglich zu kommen. In welchem Grade aber freilich diese Palatini für Lindemann böhmische Dörfer waren, wird in ergötzlicher Weise an dem Wirrsal seiner Varianten-

angaben gezeigt, wo bald codd. Camerarii, bald codd. Taubmanni, bald Mss. Bothii, bald Palatini angeführt werden ohne eine Ahnung, dass es immer wieder dieselben sind!

Zum Schluss aber fühlt Rec. sich zu der Erklärung gedrungen, „dass mit allen libris manuscriptis und rescriptis der letzte Schritt doch noch nicht gethan ist," dass auch über die Enträthselung der oft sinnlosen Lesarten noch hinaus gegangen werden müsse. Zwar „eine Bentleysche Kritik des Plautus wäre jedenfalls noch nicht an der Zeit," sie sei „aber auch nicht mehr an der Zeit." Dieselbe sei in der geschichtlichen Entwickelung wissenschaftlicher Kritik überhaupt „nur ein nothwendiger Durchgangspunkt, der eine zuvor nicht nach Gebühr anerkannte Seite zuerst in ihr Recht einsetzte, aber zugleich mit Einseitigkeit auf diejenige Spitze des Uebermasses trieb, wodurch sich jede bahnbrechende Richtung in jeder Zeit und auf jedem Gebiet charakterisirt." Zum entgegengesetzten Extrem führe ein engherziges Festhalten des Urkundlichen. Dieses in seiner wahren Gestalt kennen zu lernen müsse freilich der letzte Schritt sein. Von ihr ausgehend habe man die Gesetze der Plautinischen Rhythmik, auf die sich doch die Hauptschwierigkeit reducire, zu abstrahiren, statt mit selbstgemachten Gesetzen anzufangen, um in endlosem Kreislauf danach wieder den Text zu constituiren. Wie wenig man noch den Stand der Ueberlieferung kenne, solle „binnen Kurzem in dem ersten Theile einer kritischen Gesammtausgabe des Plautus vor Augen treten."

Im nächsten Jahre erst folgte jene Proecdosis, die Ausgabe der Bacchides, welche den bis dahin gewonnenen Standpunkt R.'s scharf illustrirt. Die als Vorrede dienende epistola an den Breslauer Collegen Schneider[1]) setzt Plan und Zweck dieser Ausgabe auseinander. Der in der Recension des Lindemannschen Plautus ausgesprochene Grundsatz, dass (in Ermangelung besserer Kenntniss des im Ambrosianus niedergelegten Textes) die Kritik des Dichters auf die beiden zuerst von Camerarius ans Licht gezogenen Palatini zu gründen sei, sollte an dem Beispiel eines einzelnen ganzen Stückes erläutert und erhärtet werden. In dieser

1) Datirt *Vratislaviae m. Quintili a.* 1835.

Absicht waren die Bacchides ausgewählt, weil an ihnen bequemer als an andren theils schwerer verdorbenen, theils in Beziehung auf die Textgeschichte weniger einfach und klar liegenden Proben der Stand der handschriftlichen Ueberlieferung vorgelegt werden konnte. Während also der Text im Ganzen die Recension der Palatini darstellen sollte, sind im kritischen Apparat auch die Varianten der schlechteren Handschriften und aller wichtigeren Ausgaben mitgetheilt, eine Arbeit, wie der Herausgeber selbst erklärte, 'sedulitatis potius quam sagacitatis', unter ausdrücklicher Enthaltung von dem Versuch, die Hand des Dichters selbst herzustellen: nur in den Anmerkungen sind doch ziemlich viel Vorschläge zur Verbesserung niedergelegt. Die Lesarten des Vetus sind nach der zweiten Ausgabe des Pareus mitgetheilt (also die Braunsche Collation war ausgeblieben), den Heidelberger Decurtatus hatte er selbst in Breslau verglichen. Eigentlich hatten, wie die Vorrede p. VI berichtet, ausführliche Prolegomena die Ausgabe begleiten sollen,[1]) enthaltend eine 'historia critica fabularum Plautinarum' und Erörterung der wichtigsten Fragen, welche bei der Emendation in Betracht kommen ('emendandi Plauti gravissima capita'). Aber während der Verfasser bereits damit beschäftigt war, seine Sammlungen zu redigiren, kam der Urlaub für die lang ersehnte italiänische Reise. Die Vorbereitungen dazu nahmen nunmehr alle Zeit in Anspruch, die Stimmung zu ruhiger Arbeit war verflogen. So entschloss er sich eine vor drei bis vier Monaten deutsch entworfene Abhandlung über die Kritik des Plautus schnell für den Druck zurecht zu machen und an Welcker für das Rheinische Museum zu schicken als eine Ergänzung seiner Textausgabe.[2]) Nur einen kurzen Auszug daraus nahm er zur Orientirung der Leser in die Vorrede (p. VII—XXI) auf. Folgende Hauptresultate enthält derselbe. Eine sorgfältige Prüfung der zahlreichen gedruckten Ausgaben hat ergeben,

---

1) Am 5. April 1835 meldet er der Mutter, dass er die Einleitung zu dem Buche schreibe, welches seit Monaten fertig liege; am 11. Juni, er müsse noch circa 10 Bogen Vorrede zu seinem Buche schreiben. 2) Praef. p. VII: *eaque volo hanc Bacchidum editionem ita suppleri, ut de hac aequum censeam non iudicari praeter illius societatem.*

dass ihr kritischer Nutzen nur darin besteht, den Ursprung der gegenwärtigen Vulgata zu ermitteln und den allmäligen Fortschritt in der Reinigung des Textes zu verfolgen. Aus den Briefen des Poggio erhellt, dass erst durch Nicolaus von Trier (1428) die zweite, 12 Stücke umfassende Reihe der Plautinischen Dramen entdeckt worden ist, und zwar in Deutschland. Die Handschrift kam in die Vaticana, wo sie (nach des Verfassers damaliger Annahme) allem profanen Gebrauch sorgfältig verschlossen blieb. Die Verbreitung in Deutschland schien, nach gewissen zeitgenössischen Andeutungen zu schliessen, durch einen in Basel (1432/3) gefundenen sehr ähnlichen Codex vermittelt zu sein, in dessen mehrfachen Abschriften der Anfang zu willkührlichen Correcturen gegeben war. Durch flüchtige Bemühungen, den Text einigermassen lesbar zu machen, enstand die recensio der Itali, in zahlreichen sauberen Exemplaren verbreitet, deren eines der wider Verdienst von Lindemann so hochgeschätzte Lipsiensis ist. Das relative Verdienst der gedruckten Ausgaben von der editio princeps des Merula an bis auf Bothe wird in kurzen sicheren Strichen beschrieben.

Das Urtheil R.'s über den Stand unsrer Plautinischen Ueberlieferung lautete damals günstiger als grosse Kritiker wie z. B. Hermann annahmen. Er meinte, der nach den Palatini constituirte Text der Bacchides zeige, dass der Dichter zwar nicht frei von mancherlei Verderbniss, aber doch nicht so entstellt wie die Meisten heutzutage glaubten auf uns gekommen sei.[1]) Indem er sich seinem Zwecke gemäss so eng als möglich[2]) den Pfälzer Handschriften anschloss, verschmähte er doch an ganz sinnlosen und solchen Stellen, deren Gedanke oder grammatische Form offenbar fehlerhaft war, die Aufnahme von Conjecturen nicht ganz, während er überall, wo noch eine wenn auch bedenkliche Vertheidigung möglich schien, bei der Ueberlieferung stehen blieb, namentlich sich aller Aenderungen des Verses wegen

---

1) p. XXII: *etsi non vacuum certis corruptelae generibus, tamen nequaquam tam depravatum ad nostram aetatem pervenisse Plautum, quam plerisque omnibus hodie videatur.* 2) *quantum quidem fieri salva ratione posset.*

enthielt.[1]) Vorerst sei noch zu erforschen, wie weit Plautus in metrischer und grammatischer Freiheit gegangen sei.

Um aber doch dem Publicum auch einen metrisch lesbaren Text zu bieten, liess er neben dieser Ausgabe gleichzeitig eine zweite ohne den kritischen Apparat erscheinen, in welcher die Verse durch Aufnahme der in den Bemerkungen zur grösseren Ausgabe theils zuerst vorgeschlagenen theils gebilligten Conjecturen soweit hergestellt, auch mit Ictus versehen waren, dass sie gemessen werden konnten, ohne doch auch hier eine irgend abgeschlossene Recension liefern zu wollen. Vielmehr glaubte er bei der Constituirung des Metrums noch vorsichtiger als bei der Behandlung der grammatisch-logischen Form sich innerhalb der Grenzen zwingender Nothwendigkeit halten und auf alles mehr subjective Streben nach Eleganz verzichten zu müssen, ohne deshalb die Bürgschaft für alle Mängel zu übernehmen. Uebrigens war er der Ansicht, dass sich durch Analogie nicht Weniges vertheidigen lasse.[2]) In Bezug auf diese Punkte verwies er auf seine Abhandlung, in welcher er sich über Hiatus, Accent, Position und die übrigen Fragen der Plautinischen Prosodie ausführlicher verbreitet habe.[3]) Dieselbe ist nicht erschienen.

Wenn diese Ausgabe, die sich für nichts Andres als für eine Vorstudie und urkundliches Beispiel der bisher bekannten Ueberlieferung ohne Hülfe des Palimpsestes gab, eine wirkliche, auch nur annähernde Herstellung des Plautinischen Textes weder leisten wollte noch leistete, so gehörte doch die Bornirtheit eines Lindemann und eines Weise dazu, um die ganze Arbeit als eine von Grund aus verfehlte zu ver-

---

1) *Neque enim, ut sapienter praecipientis verbis utar, id reprehendendum est, scripturam corruptam servari, sed defendi tamquam rectissimam. Sed quid rectum sit, quid minus, id vero definiri nisi ab eo nequit, qui non edocere scriptorem, quid debuerit, sed ab eo discere, quid potuerit scribere, mavult.* 2) *Etsi igitur, quae intacta reliqui tanquam dubia, eorum ego minime patrocinium suscipiam omnium, tamen non mediocris in his eorum pars est, quae utique arbitrer similium comparatione satis defendi, quamvis aliena a plurimorum hodie probatione.* 3) *Sed his proprius locus constitutus in Commentatione est, ubi de hiatu, de accentu, de positione, et quae sunt reliqua capita prosodiae Plautinae, disserui explicatius.*

dammen und zu verspotten. Etwas Andres war es, wenn der vor Allen stimmfähige Meister, G. Hermann, gegen den metrisch-prosodischen Standpunkt derselben Einspruch erhob.[1])

Jene umfassende Untersuchung aber über die Geschichte des Plautinischen Textes, welche zur Ergänzung der besprochenen urkundlichen Ausgabe bestimmt war, erschien im gleichen Jahre unter dem Titel: „Ueber die Kritik des Plautus“.[2]) Es war ein mit musterhafter Sorgfalt und umsichtigster Combination unternommener, bahnbrechender Versuch aus dem weitschichtigen, höchst verworrenen, von allen Seiten herbeigeschafften Material, soweit es gedruckt vorlag, die unentbehrlichen Fundamente zur richtigen Beurtheilung der in den bisher bekannten Handschriften und in den Ausgaben vorliegenden Ueberlieferung zu gewinnen. Die Hauptresultate sind oben angegeben worden. Alle späteren Berichtigungen derselben fand R. selbst durch Einblick in die bisher ungehobenen handschriftlichen Schätze. Immer wird die an lehrreichen Aufschlüssen überreiche, mit einer den trockenen Gegenstand siegreich bewältigenden Frische geschriebene Abhandlung ein Muster bleiben „bibliographischer Untersuchung“, wie der Verfasser selbst sie beim Wiederabdruck bescheiden nannte.[3])

Da sich die Ausführung der italiänischen Reise noch um ein ganzes Jahr verzögerte, so fand sich auch für Abfassung der Habilitationsschrift zum Ordinariat noch Zeit. Es war die Abhandlung de Plauti Bacchidibus,[4]) welche Ende Januars 1836 zur Versendung kam,[5]) die erste in der glänzenden Reihe jener kleineren oder grösseren philologischen Kunstwerke des Verfassers, welche nicht nur die Textkritik, sondern die Erklärung und die litterarhistorische Betrachtung des Plautus so mächtig gefördert und zum Theil in ganz neue Bahnen gelenkt haben. Die vorliegende Abhandlung ist als der erste Theil einer litterarhistorischen Ein-

1) An R. 16. März 1837. 2) In Welcker's und Näke's Rheinischem Museum IV (1835) S. 153—216. 485—570, wieder abgedruckt in den opuscula II p. 1—165. 3) Vgl. die Bemerkung zu opusc. II p. 1. 4) Wieder abgedruckt, mit Zusätzen und mancherlei kleinen Aenderungen, in den Parerga zu Plautus und Terenz p. 391—430. (Diss. VII.) 5) An Pernice 28. Januar 1836.

leitung zu den Bacchides anzusehen. Ausgehend von Erwägungen über die eigenthümliche Stellung des Stückes in der überlieferten, sonst alphabetischen Reihenfolge (nach dem Epidicus, an der Spitze der zweiten, zwölf Dramen umfassenden Hälfte), über den Grund und zeitlichen Ursprung derselben (hier kommen zum ersten Mal Varro's Plautusstudien in rascher Uebersicht zur Sprache), prüft der Verf. den gegebenen Bestand des Textes, indem er einerseits Niebuhrs verwerfendes Urtheil der sogenannten Supplemente bekräftigt, als deren Verfasser er durch entscheidendes Zeugniss den neapolitanischen Akademiker Antonius Panormita erweist, andrerseits die thörichten Meinungen derer, welche den Verlust des Anfangs bestritten oder die von Grammatikern citirten, in unserem Text nicht befindlichen Bruchstücke vermittelst beliebter Hypothese auf eine sogenannte doppelte Recension zurückführten, mit leichter Mühe widerlegt. Am interessantesten aber ist die aus der Fabel selbst, aus deutlichen Anspielungen, endlich aus Vergleichung des lateinischen Textes mit einzelnen griechischen Fragmenten gewonnene Entdeckung, dass die Menandrische Komödie Δὶς ἐξαπατῶν das Original der Bacchides war, und die wenigstens annähernde Bestimmung der Aufführungszeit, ermittelt aus einem verächtlichen Seitenblick des Dichters auf die Abnutzung der Triumphe. Am Schlusse wird eine Fortsetzung in Aussicht gestellt, welche dreierlei darthun solle: 1) die Nothwendigkeit der Annahme, dass der Anfang des Stückes verloren sei; 2) die Möglichkeit, alle jene zerstreuten Bruchstücke in den Zusammenhang des Ganzen einzureihen; 3) den Inhalt und Gang der verlorenen Scenen.[1])

Die Tragweite der bisher gewonnenen Ergebnisse sucht der Verf. einem befreundeten Laien folgendermassen deutlich zu machen:[2]) „Von guten Büchern sollte ich Dir Titel schicken, und dafür bekommst Du eine Hand voll Früchtlein aus eigenem Garten, die Dir wie Holzäpfel schmecken werden. Es ist aber ein schlimm Ding mit jener Commission; bei jeder neuen Buch-

1) Sie findet sich in den opuscula II 292 ff., „geschrieben mit Ausnahme des fünften Abschnitts“ (über Act- und Scenenabtheilung) „im Jahre 1838.“ 2) An Graffunder 1. Februar 1836.

händlerzusendung habe ich Raths gepflogen und in Gedanken Dein Bedürfniss ermessen; ich kann mich aber zu keiner directen Empfehlung entschliessen. Ich halte es kaum für möglich, dass Du unsern heutigen Detailforschungen Geschmack abgewinnest, nicht weil Du ein Absoluter bist, sondern weil sie nach allen Seiten hin in stillschweigenden Beziehungen den stets gegenwärtigen Zusammenhang der gesammten heutigen Philologie und ihrer Tagesfragen voraussetzen, und zum grossen Theil erst durch diesen Reiz, Bedeutung, und selbst Verständlichkeit erhalten. Nur ein klein Beispiel gleich zur Probe. In § 5 der Dissertation ist combinirt worden, dass das Plautinische Stück nach Menander bearbeitet sei. Daran hat man an sich nicht viel. Wer aber weiss, dass die bis jetzt gewonnenen Notizen über die Originale der Plaut. Stücke auf ganz andre Dichter der alten Komödie hinweisen, die durch einen bestimmten Kunstcharakter von Menandrischer Komödie geschieden sind; wer da weiss, dass das eine schwebende Streitfrage ist, ob überhaupt Menander Original für den römischen Dichter gewesen sei, die meist verneinend beantwortet worden ist, der wird ganz anderes Interesse an der kleinen Entdeckung nehmen, die, wenn sie gegründet ist, theils ein neues Actenstück zur Kenntniss des griechischen Komikers liefert, theils eine neue Seite der Betrachtung für den Plautus eröffnet. So ist § 8 die Zeitbestimmung des behandelten Stückes nur ein kleiner Punkt, durch den aber die noch nicht grosse Reihe ähnlicher Ermittelungen erweitert wird; wird sie einmal zu noch grösserer Vollständigkeit weiter geführt sein, was wirklich zum Theil von glücklichem Zufall abhängt, so wird ein ganz andres Licht, als jetzt, über die chaotisch vor uns liegende individuelle Entwicklung des Dichters hereinscheinen, und zugleich für manche jetzt unklare geschichtliche Beziehung oder Anspielung in den Worten des Dichters der Schlüssel gefunden werden. Ebenso liesse sich ausführen, dass selbst die Kraft oder Unkraft gebrauchter Beweise häufig nur erst von dem ermessen werden kann, dem sogleich die ganze Reihe von Analogien specieller und speciellster Art gegenwärtig ist, der mit einem Blick übersieht, ob der eingeschlagene Weg der einzige oder einer unter vielen ist.“

5. Persönliches.

Mit der Menge der amtlichen Geschäfte und dem intensiven Kraftaufwande, welchen R. denselben widmete, standen die finanziellen Erträge in sehr ungleichem Verhältniss. Gemäss den Grundsätzen preussischer Sparsamkeit war von dem Passow'schen Gehalt (1400 Thlr.) seinem Nachfolger nicht viel mehr als ein Drittel (500) zugebilligt worden. Mit der Beförderung zum Ordinarius war eine Zulage von 100 Thlr. vom 1. Januar 1835 an verbunden. Die Prüfungscommission brachte 160 Thlr. Fixum und 40—60 Thlr. Accidenzien; die halbe Professur der Eloquenz die Hälfte von 125 Thalern, die Direction des Seminars wie des Kunstmuseums keinen Groschen. Die feste Gesammteinnahme R.'s erreichte also im Anfang kaum die Summe von 700, später noch nicht 900 Thlr., wovon die Wittwencasse noch bedeutende Abzüge machte. Die Hoffnung auf erkleckliche Collegiengelder bewährte sich nicht. Vier Fünftel derselben wurden regelmässig gestundet, so dass z. B. die Honorareinnahme des ersten Sommers von etwa 40 Zuhörern im Ganzen 15 Thaler 20 Groschen statt 160 Thaler betrug, ja bei steigender Zuhörerzahl gelegentlich noch weniger, wie z. B. im Winter 1834/5 einige 60 Zuhörer nur 9—10 Thlr. im Ganzen einbrachten. Die Bilanz des ersten Semesters ergab, Alles in Allem genommen, auch die grössere Theurung von Breslau mit eingerechnet, keine finanzielle Verbesserung gegen Halle. Der Arme, der sich von der Natur viel besser zum Ausgeben als zum Sparen angelegt sah, erkannte, dass wenn das Leben in Halle mit Schulden schlecht genug gewesen war, dasselbe in Breslau ohne Schulden bei 468 Thlr. netto noch viel schlechter sei.[1]) Trotz aller Anerkennung in guten Worten und trotz der 700 Thlr., welche von dem Passowschen Gehalt „zum Besten der Professoren der philosophischen Facultät, die sich am meisten durch ihre Wirksamkeit als Lehrer wie durch ihre sonstigen wissenschaftlichen Leistungen auszeichneten," zurückbehalten waren, fehlte es fortwährend an allen verwendbaren Fonds, um die immer steigenden Bedrängnisse eines unentbehrlichen bedeutenden Lehrers zu

1) An Pernice 8. October 1833.

heben. Ja der extraordinarius Ambrosch, dem aus geheimnissvoller Quelle für die Unterweisung der katholischen Theologen im Kirchenlatein eine jährliche Extraeinnahme von 200 Thalern zufloss,[1]) war besser gestellt als der ordinarius und Seminardirector.

Mit der Gesundheit ging es in Breslau nach einer kurzen Periode scheinbarer Besserung immer schlechter. Nur allzu oft stellten sich Rheumatismen ein, und die immer zunehmenden chronischen Unterleibsbeschwerden hatten Verstimmung der Nerven und des Gemüths zur Folge. Regelmässige Spaziergänge, und zwar drei- bis vierstündige, selbst in den gesundesten Tagen, wurden zur unabweislichen Pflicht. Vorübergehend that freilich im Sommer 1835 zweimonatliches Brunnentrinken (in Breslau selbst) und sehr strenge Diät so gute Wirkung, dass sich der Patient gesunder als seit 6—8 Jahren fühlte. Aber schon im Novbr. begann wieder das alte Lied, und im Winter musste der Kopf um des Leibes willen seine Thätigkeit auf ein Minimum von 3—5 Stunden täglich beschränken. „Die Summe aller einzelnen Stunden, halben und ganzen Tage," so klagt er einmal,[2]) „an denen mich diese Unterleibsleiden in absolute geistige Unthätigkeit versetzen, würde eine erkleckliche Zahl austragen." Sein Arzt (Dr. Kalkstein) verlangte den Gebrauch einer Badecur in Warmbrunn. R. bat um eine Reiseunterstützung in einer Vorstellung an den Curator Heinke (26. Juli 1836): „Ew. Hochwohlgeb. eigenem hochgeneigtem Ermessen darf ich es wohl getrost anheimstellen, ob ich füglich im Stande sei, von meinem mässigen Gehalte die Kosten einer Badecur und Badereise zu bestreiten, deren jetzige Nothwendigkeit lediglich bedingt ist durch frühere Anstrengungen, unter denen ich mich eine Reihe von Jahren ohne eigne Mittel und ohne königliche Unterstützung habe zu meiner jetzigen Stellung heraufarbeiten müssen." Der wohlwollende Curator empfahl zwar die Bitte nach Kräften: sie konnte aber wiederum wegen mangelnder Fonds nicht gewährt werden.[3])

Auf dem nicht ungewöhnlichen Wege einer Anleihe

---

1) Joh. Schulze an R. 17. Oct. 36. 2) An Niese 31. Januar 1836.
3) Ministerialrescript vom 10. August 1836.

wurde die Warmbrunner Reise doch möglich gemacht. Unser Freund verbrachte in dem schönen Gebirgsthal drei sehr vergnügte Wochen (vom 13. Aug. bis 4. Septbr.), weniger badend als lebend,[1]) aber für den Augenblick doch wieder mit bestem Erfolg auch für seine Gesundheit, zumal unter der Beihülfe eines so bewährten Arztes, wie frische Liebe ist. Mit Freund Stenzler und den drei jungen Töchtern des Breslauer Arztes Dr. Samuel Guttentag, welche sich gleichzeitig, aber nicht zufällig in Begleitung ihrer Erzieherin dort aufhielten, wurde das Gebirge durchstreift. Schon seit dem 19. Juni war R. mit der jüngsten, der 15jährigen Sophie,[2]) versprochen, doch musste nach dem Willen des Vaters die Verlobung noch geheim bleiben.

Im Warmbrunner Thal mit guten Freunden zu leben war ihm schon bei seinem ersten Besuch, im Herbst 1833, gar lockend erschienen. Dieser Traum ging nun in lieblichster Form in Erfüllung. Damals, in der ersten Hälfte des Septembers, hatte ihn der ehemalige Hallenser College Heffter, der auf der Durchreise von Berlin in Breslau eine kurze Rast machte, bewogen, eine Gebirgstour mit ihm zu improvisiren. Wenn Altwasser, Salzbrunn, und die übrigen Vorberge dem Thüringer nicht besonders imponirt hatten, so erschienen ihm die gewaltigen Massen und eigenthümlichen Formen des Riesengebirges um so bedeutender. Entzückte Briefe an die Eltern wie an Niese hatten die empfangenen Eindrücke und die überstandenen Strapazen geschildert.

Nicht weniger hatte ihn in den Sommerferien des nächsten Jahres (1834) ein Ausflug über Stettin an die Ostseeküste angeregt: er erlebte die erste Dampfbootfahrt, nahm das erste Seebad. Aber alle Gedanken und Hoffnungen, insbesondere alle wissenschaftlichen Pläne und Studien, wiesen immer dringender auf Italien als das Land der Erfüllung.

---

1) An Niese 12. September 1836. 2) Geb. 21. August 1820.

Italien

1836—1837.

In Folge der Berufung nach Breslau hatte der längst entworfene Reiseplan natürlich vor der Hand in den Hintergrund treten müssen. Doch wurden die Vorbereitungen dazu unablässig im Stillen fortgetrieben. Auch die Vorlesungen, in deren Kreis römische Antiquitäten und alte Kunstgeschichte gezogen wurden, mussten dazu dienen, Notizen über italiänische Bibliotheken wurden gesammelt, die schon in Halle begonnenen Sprechübungen mit einem geborenen Italiäner (Poli) fleissig fortgetrieben. Nach zweijähriger angestrengter und erfolgreicher Wirksamkeit in Breslau hielt nun der Gewissenhafte den richtigen Zeitpunkt für gekommen, der ihm gestattete, ohne allzu grossen Nachtheil für das Amt seinen Lieblingsplan wieder aufzunehmen. Wenn er zu Michaelis 1835 den auf fünf Semester berechneten Cyclus seiner Vorlesungen zum ersten Mal beendigt haben würde, glaubte er seine Heerde unter der stillen Nachwirkung seiner Lehre und der stellvertretenden Obhut des im gleichen Sinne wirkenden Freundes Ambrosch für einen Winter ihrem Schicksal überlassen zu dürfen. Hierauf hinweisend richtete er am 17. Mai 1835 an den Minister ein Gesuch um Bewilligung eines Urlaubs für das Wintersemester 1835/6 und einer Unterstützung zu dem Zweck, in Mailand den Palimpsest und in Rom eine oder zwei Vaticanische Handschriften des Plautus zu vergleichen. Als weitere wissenschaftliche Zwecke werden angeführt erstens eine von dem Petenten längst ins Auge gefasste kritisch-exegetische Bearbeitung des Pollux und des Stephanus von Byzanz, für welche grade auch Mailand und Rom die Haupthülfsmittel bieten; zweitens die Abfassung einer kritischen Geschichte des gesammten grammatischen Studiums bei den Griechen, welche nur durch die Sammlung und Combinirung vielfacher, nach sicherer Kunde noch in italiänischen Bibliotheken verborgen liegender grösserer und kleinerer Stücke als eben so

vieler einzelner Bausteine möglich werden könne; drittens antiquarische Studien, unter Berufung auf gehaltene Vorlesungen über Geschichte der alten, namentlich der bildenden Kunst, über römische Antiquitäten mit besonderer Hervorhebung des Topographischen. Diese Eingabe wurde zunächst mit Begleitschreiben vom 12. Mai an Joh. Schulze geschickt und ihm die weitere Behandlung der Angelegenheit vertrauensvoll in die Hand gelegt. Der Petent fügte hinzu, er stehe jetzt in einem Lebensalter, wo durch ferneren Aufschub das Gelingen immer precärer werde; je fester eingewurzelt in die amtlichen Verhältnisse, desto misslicher werde jede Unterbrechung; nach fünf vollen Semestern erlaube der Anstand wohl eine neu angetretene Stellung auf ein halbes Jahr zu verlassen. Auch sei über kurz oder lang die Ernennung von Angelo Mai zum Cardinalbibliothekar und in Folge davon gewissermassen die gänzliche Schliessung der Vaticana zu erwarten (?!). Für die auf 8 Monate berechnete Reise wird eine Unterstützung von 400 Thlrn. erbeten. Beide Schreiben sind in rührend bescheidenem Tone gehalten. Mit einer gewissen Feierlichkeit und gottergebenen Andacht, welche den Pastorssohn vor grossen Entscheidungen anzuwandeln pflegte, behandélte er die Sache auch seinen Nächsten gegenüber. Denn trotz aller Abneigung gegen dogmatische Fesseln glomm unauslöschlich in ihm eine „Religion des Gemüthes“,[1]) welche bis in die letzten Lebensjahre zuweilen in heller Flamme aufschlug.

Das Ministerium bewilligte unter dem 4. Juli den erbetenen Urlaub und eine ausserordentliche Unterstützung von 250 Thlrn. mit dem verschämten Zusatz, „insofern er glauben sollte, mit einer solchen Beihülfe die Kosten der Reise bestreiten zu können“, worüber einer Erklärung von R.'s Seite entgegengesehen werde. Natürlich sagte er ja, indem er zugleich die Hoffnung aussprach, dass ihm im unvermeidlichen Nothfalle noch ein Nachschuss gewährt werden möge. Mit verdoppelter Anstrengung wurden nun die Vorbereitungen

---

1) So nennt es der Freund Niese in einer Strafepistel vom 13. April 1834 über fehlendes Christenthum.

betrieben. Bis Mitte September sollten alle noch unerledigten Arbeiten („das Buch“, d. h. die Ausgabe der Bacchides nebst Prolegomena; ferner die Habilitationsschrift) abgemacht sein, und im October wollte er sich auf den Weg machen. Am 20. October stand er auf dem Sprunge: schon war der Platz im Postwagen bis Wien belegt.[1]) Aber wiederum trat das Schicksal dazwischen, indem es in Oberitalien die Cholera ausbrechen liess, so dass nunmehr die Reise mit Bewilligung des Ministers bis zum Wintersemester 1836/7 ausgesetzt wurde.[2]) Und wenn nun das Ungeheuer sich grade im nächsten Sommer recht breit in Italien machen sollte! „Ueber zwei Dinge,“ lesen wir in einem Brief,[3]) „könnte ich eine Tragödie schreiben, über meine Metrik und die italische Reise.“ Noch im September 1836, ja selbst zu Anfang Octobers war es wegen der noch bestehenden päpstlichen Cordons durchaus zweifelhaft, ob die Reise von Statten gehen könne, bis endlich in den letzten Tagen des Monats der Aufbruch erfolgte.

Ueber die italiänische Reise, einen der entscheidendsten Factoren für R.'s geistige Entwickelung, sind wir so glücklich, sehr ausgiebige eigenhändige Aufzeichnungen zu besitzen. Dieselben hatten die doppelte Bestimmung von Tagebüchern für den Verfasser und Collectivbriefen an sehr verschiedenartige Freunde und Freundinnen, „so dass jeder Einzelne nach seiner eigenthümlichen Natur sein besonderes Theil daraus nehmen könne.“ Insbesondere auch die Braut, deren Vater in Betracht ihrer Jugend weder eine öffentliche Bekanntmachung der Verlobung noch eine Correspondenz des Paares hatte zugeben wollen. In frühen Morgen- und späten Abendstunden wurden die Blätter geschrieben. Sie circulirten bei der ganzen Familie und in einem weiten Freundeskreise, wanderten von Breslau nach Stettin, Halle, Erfurt. Damals, als die Alpen noch nicht so leichten Fusses überschritten wurden und das Touristengeschwätz über Italien noch nicht Mode war, konnten Reiseberichte noch auf empfänglichere Leser rechnen, und vollends aus solcher Feder

---

1) Abschiedsbrief an Graffunder. 2) Rescript vom 14. September 1835. 3) An Niese 31. Januar 1836.

geflossene. Selbst der Onkel Bischof war von diesen ‘epistolae encyclicae’ höchlich erbaut. Jede Zeile sei ihm gleich interessant gewesen, schrieb er am 16. Juli 1837, „mochte nun die Rede seyn von Naturschönheiten, oder von der Kunst; oder von den Bibliotheken oder von der Küche oder von den Gelehrten, oder von der Dogana u. s. w.“ und zwar nicht bloss, weil es von dem ihm so theuren Neffen kam, sondern weil sich unter seiner Feder auch das vergleichsweise Kleinere und Geringere in ein Etwas verwandele. „Hieran hat . . . allerdings das Leichte, Lebendige, Bezeichnende, Plastische Deiner Darstellung einen wesentlichen Antheil, aber eben so sehr die Gesinnung, die Empfänglichkeit für alle menschlichen Verhältnisse und Zustände; die Unbefangenheit in der Betrachtung und Beurtheilung . . . die Geneigtheit, ausländische Nationalität nicht nach einem engen, subjectiven, oft philiströsen Massstabe zu messen, sondern aus sich selbst und nach einer grossartigen Idee.“ Scherzend versicherte er, die Briefe des Neffen allen Reisebeschreibungen Semilasso's vorzuziehen. Und in der That haben die vergilbten Blätter auch heute den Reiz duftiger Frische durch die jugendliche Wärme der Auffassung, die naive Ursprünglichkeit der Beobachtung, die herzliche Freudigkeit des Genusses und der Mittheilung. Ueberall ist der Verfasser darauf aus, seinen Lesern den möglichst vollen und scharf präcisirten Inhalt des Gesehenen, Erfahrenen, Empfundenen vorzulegen, das Charakteristische der Landschaften wie der Leute und ihrer Sitten in lebensvollen, abgerundeten Bildern wiederzugeben, ohne je in die ausgetretenen Geleise des Reisebeschreibers zu gerathen. „Wäre ich ein griechischer Schriftsteller,“ bemerkt er einmal, „so würde ich meine Blätter *Stromata* überschreiben, d. h. Tapeten: so bunt geht es darin her.“ Abgesehen aber von dem persönlichen Interesse, zu sehen, wie auferweckend und gründlich ausbildend grade auf diese Natur das Leben auf classischem Boden gewirkt habe, gewährt unserem rasch lebenden Geschlecht der Rückblick auf italiänische Zustände vor 40 Jahren bereits einen gewissen culturhistorischen Reiz, so dass etwas reichlichere Mittheilungen wohl nicht unerwünscht sein werden. Leider tritt in

jenen Skizzen nach der Ankunft in Rom eine längere, fast sechswöchentliche Pause ein. Hier fehlte das treibende Motiv zur Mittheilung in die Ferne, die Einsamkeit. Die Eindrücke in Rom nahmen den Ankömmling zu mächtig in Anspruch, er kam gleich in lebhaften Menschenverkehr. Dazu trat ein subjectives Motiv, welches er in voller Offenheit aussprach, so bezeichnend für seine ganze Empfindungsweise, dass es am besten mit seinen eignen Worten ausgedrückt wird.“ — — Es hängt dies mit meiner innersten Natur zusammen, und mag eine moralische Schwäche sein; es ist nun aber einmal so. Es fehlte mir die Theilnahme, die ausgesprochene Theilnahme derjenigen, für die ich schrieb. Eitelkeit ist es gewiss nicht, sondern nur eine sehr überwiegende Subjectivität, oder wenn man will Sentimentalität, in dem Sinne des Worts, wie man sie zur Bezeichnung der modernen Welt, im Gegensatz zum klassischen Alterthum zu gebrauchen pflegt, dem ich mich auch — recht meinem Berufe zum Hohn — in meinem innersten Innern ganz und gar nicht verwandt fühle. Weiss ich doch recht gut, dass ich selbst bei literarischen Arbeiten niemals für das Publikum schreibe; dieses ist mir als solches ganz gleichgültig; ja ich fühle mich ihm gegenüber, weil es meinem Herzen ein fremdes ist, sogar in einer Art von Opposition. Der Gedanke an meine Freunde, die etwas davon verstehen, ist es, der mir selbst zu jeder philologischen Druckschrift erst die rechte Freudigkeit giebt, der Gedanke an die, bei denen die Liebe über der Kritik, und nicht diese über jener steht.“ Erst am 23. Februar wurde der Faden der Berichte wieder aufgenommen und die Vergangenheit summarisch nachgeholt. Doch sind grade diese zusammenfassenden Berichte und Schilderungen für unsren Zweck vom höchsten Werth.

Bei hässlichem, nasskaltem Wetter fuhr am 25. October 1836 unser Reisender in der Postkutsche zum Ohlauer Thore hinaus. In Ratibor, wo er einen seiner ehemaligen Examinanden im Conferenzzimmer des Gymnasiums auftrieb, riss er sich mit Mühe aus den Umarmungen des Lehrercollegiums, welches ihn durchaus einen Tag festhalten

wollte. In Brünn hätte er gar zu gern seinem Namensvetter, dem Bürgermeister Ritschl einen Besuch gemacht, um vielleicht eine uralte Verwandtschaft zu entdecken, begnügte sich aber damit, sich von einem Reisegefährten über die mannigfachen Ritschls der Umgegend orientiren zu lassen und die Frage „also Ihr werther Name beliebt auch Herr von Ritschl zu sein?“ mit Selbstgefühl zu bejahen.

Am 29. in der Frühe fuhr er in Wien ein bei Nebel und Schneewetter. Hier musste er vom Sonnabend den 29. Octbr. bis Freitag den 4. November auf den Abgang der italiänischen Post warten. Das Wetter war höchst garstig und winterlich. Doch hatte er sich überaus freundlicher Aufnahme bei der Mutter seines Schul- und Universitätsfreundes, Frau v. Gruber, Vorsteherin einer protestantischen Töchterschule, sowie bei dem k. k. Rath Jarke zu erfreuen, sah die Rettig als Griseldis, lernte im Götz von Berlichingen (nach Göthe's neuer Bearbeitung) den Ruf des Burgtheaters schätzen (besonders imponirte ihm das Zusammenspiel), dinirte bei Anschützens, an die er durch Mosewius empfohlen war, begeisterte sich für die „wahrhaft bezaubernde“ Frau Anschütz, und lernte die Leiden eines Regisseurs kennen. Uebrigens arbeitete er (mit stoischer Verzichtleistung auf sämmtliche Gemäldegallerien) täglich von 9 bis 2 Uhr auf der Hofbibliothek. Am letzten Tage entdeckte er im Incunabelnzimmer die einzige alte Ausgabe des Plautus, die er bisher nicht gesehen,[1]) und fand seine Combinationen über den Ursprung der untergeschobenen Scenen des Amphitruo bestätigt. Seiner Pflicht als Museumsdirector kam er noch durch eine zweistündige Besichtigung der antiken Sculpturen im Belvedere nach, deren Gesammtheit er (abgesehen von einigen vorzüglichen Stücken) weit unter seiner Erwartung, neben Berlin und Dresden gar nicht zu nennen fand. Am interessantesten waren ihm die alten Inschriften. Um die Anstrengungen einer ununterbrochenen Postfahrt von fünf Tagen und Nächten, wie sie der directe Weg nach Mailand erfordert hätte, zu vermeiden,

---

1) Vgl. Parerga 403 Anm., opusc. II 47.

zog er die weitere Tour über Gratz, Laibach, Triest vor, auch dies freilich eine Fahrt von drei Tagen und Nächten. Die Reisegesellschaft bestand ausser dem Conducteur aus einem Südfranzosen und einem Engländer, der erst am dritten Tage das Bedürfniss der Mittheilung empfand und merken liess, dass er vom Deutschen, Italiänischen, Französischen je einiger Vocabeln mächtig war. Da gab es denn bei steirischem oder krainischem Wein babylonische Unterhaltungsversuche zwischen den vier Genossen: was der an meilenlangen Geschichten reiche Conducteur deutsch erzählte, dolmetschte R. dem Franzosen italiänisch, und dieser brachte es, so gut er konnte, dem Engländer durch Französisch bei. Trotz des schlechten Wetters (erst Schneefall, dann unendliche Regengüsse) entzückte den an grossartigere Landschaften noch wenig Gewöhnten die steierische Gebirgsgegend, soviel er vom Wagen aus davon erspähen konnte. Schöner, meinte er, könne es auch in Italien nicht sein, nur anders. Endlich, am 7. November, von der Höhe des illyrischen Küstenlandes aus der freie Blick auf das blaue Meer und das amphitheatralisch an den Ufern aufsteigende Triest mit seinen Masten und Wimpeln! Hier fuhr er auf einer Barke im Hafen spazieren, bestieg einen amerikanischen Dreimaster, der mit Negern bevölkert war, freute sich an den banditenhaften Gestalten der griechischen Matrosen. Mit einem Triestiner, ehemals Breslauer Kaufmann, Ant. Mayer, einem sehr aufgeräumten Lebemann, an den ihn Witte empfohlen hatte, durchkletterte er die labyrinthische Altstadt, und labte dann in der Gesellschaft seines unterhaltenden Begleiters bei Abrantes und Roccamadura seinen Gaumen, und seine Phantasie an Melonen aus Corfù und Feigen aus Constantinopel. Des kalten und stürmischen Wetters wegen, welches eine Fahrt über den Golf höchst unräthlich machte, entschloss er sich Venedig für die Rückreise aufzusparen und den Landweg über Udine, Treviso, Vicenza, Verona einzuschlagen. Der sehr gentile Conducteur gewann des für weiche Lebensformen so Empfänglichen ganzes Herz, und weihte als glühender Patriot den Lernbegierigen in Manzoni's poesie liriche ein, die er bei sich führte und mit echt italiä-

nischem Pathos recitirte. Sein französischer Reisegefährte, Bonfort, ein übrigens sehr liebenswürdiger Cumpan, bei Odessa ansässig, da er vernahm, dass R. Professor sei, liess nicht ab ihn zu bearbeiten, dass er nach Russland gehen solle, wo er als professeur, nämlich Hauslehrer, in einer reichen Familie gewiss sein Glück machen werde. Nach dieser ersten Erfahrung, wie wenig man ausserhalb Deutschlands jenen würdigen Titel zu schätzen wisse, beschloss er für die Zukunft sich in Italien nur dottore zu nennen. Selbst die ungemüthlichen und übelberüchtigten Klippen der mannigfachen Zollvisitationen wusste er auf der ganzen Reise mit unfehlbarem Humor und Geschick zu überwinden, indem er sich Hochachtung und Vertrauen der Zöllner als 'vero galantuomo' durch wohlangebrachte Händedrücke und andre Complimente zu gewinnen verstand. Einmal suchte sich ein Visitator bei Besichtigung der Bücher die Miene zu geben, als verstünde er sich auf Gedrucktes und auf Deutsches; R. ermangelte nicht ihm über die Fertigkeit seines Buchstabierens Elogen zu machen. Eins der Schriftchen hatte den Titel: *esame ideologico* u. s. w., da sagte der Zöllner mit Kennermiene: *ah, queste sono cose ideologiche.*

So ging die Reise munter, aber unaufhaltsam vorwärts. In Verona am 10. November gab es einen erwünschten Aufenthalt von sieben Stunden, der wenigstens zur Besichtigung der Stadt und zur Beobachtung des Volksdialektes genügte. Die kühngeschwungenen Curven des gewaltigen Amphitheaters machten dem Staunenden den Eindruck einer elastisch zusammenschlagenden Meereswoge. Auch ein Epheublatt vom Grabmal Romeo's und Giuletta's wurde mitgenommen.

Am Morgen des 11. fuhr unser Freund „in die von gebratenen Kastanien duftenden Strassen Mailands“ erwartungsvoll ein. Der Anblick des Doms überwältigte ihn so, dass ihm noch mehrere Tage später, wenn er lebhaft daran dachte, die Augen übergingen, und der blosse Versuch einer Beschreibung ihn zuerst aus aller Fassung brachte. „Es war Sonntag Morgen. Ich ging erst in den Dom, um das Hochamt mit anzusehen, sah aber gar nichts, so gedrängt voll war er. Statt daher unten zu bleiben, zog ich es vor, meinen

Gottesdienst oben zu feiern, und habe einen herrlichen Morgen genossen. Von dieser Herrlichkeit der Architektur kann man keinem einen Begriff geben, der sie nicht selbst sah. Ein so unermessliches Riesengebäude, gegen 500 Fuss lang und 300 breit, und ganz und gar von weissem Marmor! Man weiss gar nicht, wo man eine solche Erscheinung in seinen Gedanken hinthun soll. Und wie wird einem erst, wenn man auf das Dach steigt, eine Terrasse, Gallerie, Façade, Treppe nach der andern zurückgelegt, hunderte von Arabesken, Statuen, Spitzsäulen und gothischen Bogen um sich herum sieht, wie in einem schwindelnden Labyrinth und doch in der wundervollsten Harmonie, und das Alles, Alles von weissem Marmor, die ungeheuerste Massenhaftigkeit gepaart mit der künstlichsten, liebevollsten Ausführung des Einzelnen, die erquickendste Einfachheit und Räumlichkeit neben der zierlichsten Mannigfaltigkeit: — es gemahnt einen wie Kinderträume und Feenmärchen. Man kann sich nicht satt sehen und nicht losreissen aus dieser zauberhaften Welt; man ist ganz betroffen und betreten; es bleibt einem kein Gedanke als Gebet, und keine Sprache als Thränen. — — Und dabei war es so sonnig, und darum so wonnig: die Tage der Welt vergess ich's nicht. — — Man wunderte sich hier, dass ich mich auf dem Dom ohne Führer zurecht gefunden; indess ich habe es doch, so gut wie vom zweiten Tag an in der ganzen Stadt; das hätte mir auch grade noch fehlen sollen, solche Bestie auf dem Dom um mich zu haben, ich glaube, ich hätte können so eine Lakaienseele bei ihrem faden Papageiengeschwätz kopfüber über das Geländer werfen."

Ritschl's Leben in Mailand war ein ziemlich einförmiges, da der grösste Theil seiner Zeit durch die Bibliotheksarbeiten ausgefüllt wurde, übrigens aber die Jahreszeit nicht zu besondren Unternehmungen verlockte. Es war ein ausgesucht schlechter Herbst: „*fa freddo*, oder im glücklichen Falle *fa fresco* ist die Aeusserung, mit der man fast täglich angeredet wird und anredet, wie mit einer Parole. Die ganze vorige Woche habe ich, im strengsten Sinne des Wortes, die Sonne nicht zu Gesicht bekommen, dafür aber, als sich sehr breitmachenden Stellvertreter, unermüdlichen Regen und Nebel.

Mir war dabei ganz trübselig zu Muthe ... Das Herz ging mir weit auf, als am Sonnabend (19. Novbr.) früh mich Sonnenstrahlen im Bette weckten.[1]) Durch die Empfehlung seines Breslauer maestro Poli fand er bei dessen Bruder, einem Mailänder Lyceumsprofessor, die freundlichste Aufnahme. An dem Familientisch desselben hatte er die erwünschteste Gelegenheit, täglich reines Italiänisch (eine Seltenheit in Mailand) von zwei sonoren Stimmen zu hören und seine bereits gewonnene Fertigkeit im Sprechen weiter auszubilden. Die Freude sollte aber nicht lange dauern, in Folge eines wunderlichen Missverständnisses. Erst dreimal hatte R. bei seinem Gastfreunde gegessen, als er einen Brief desselben erhielt, seine Frau befinde sich grade jetzt in so üblem Gesundheitszustande, dass es ihr die grösste Anstrengung koste, für den „theuren Gast an ihrer Familientafel“ die honneurs zu machen. Derselbe möge also zwar übrigens seine Besuche ja fortsetzen, aber unter irgend einem Vorwande sich von den Mahlzeiten entbinden lassen. Auch die Besuche wurden immer seltener und kürzer, und doch kam es dem Besucher immer vor, als könne er sie den Empfängern nicht kurz genug machen. Er vermuthete nachgrade, bei der verbreiteten Sitte des Cicisbeats fürchte die gute Frau am Ende von fortgesetzten Besuchen für ihren Ruf: „wenn das alle die Frauen gethan hätten, die ich seit einer Reihe von Jahren in Deutschland besucht habe, wäre ich um Vieles ärmer gewesen.“ Erst nachträglich und spät machte er die Entdeckung, dass jene Tischgesellschaft seinen ökonomischen Wirthen, welche ohne Grund ein Deficit in ihrer Casse befürchteten, im buchstäblichen Sinne zu „theuer“ erschienen sei. Zu seiner Freude fand er selbst das Leben in Mailand nicht eben kostspielig: mit 15 Thlrn. die Woche, Alles in Allem, gelang es ihm Haus zu halten. Zum Ruhm des vielgeprüften Finanzkünstlers soll nicht verschwiegen werden, dass er, um das Budget in Ordnung zu halten, sich selbst ein drakonisches Gesetz gegeben hatte. „Es mag wunderlich klingen, ich finde es aber probat. Es ist das Gesetz, an keinem einzelnen Tage mehr als eine ausserordentliche Ausgabe zu machen. Z. B.

1) 23. November.

an dem Tage, an dem ich die Wäscherin bezahle, kaufe ich mir keinen Tabak, wenn er auch alle sein sollte; wenn ich Tabak kaufe, gehe ich nicht in's Theater; und wenn ich in's Theater gehe, gebe ich keinen Brief auf die Post u. s. w. Man behilft sich schon in jedem einzelnen Falle, da meist auf einen Tag früher oder später wenig ankömmt, und im Ganzen kommt doch etwas heraus dabei. Soviel von meinem Sparsystem; manchem meiner Freunde wird es neu sein, überhaupt von einem solchen zu hören, da das leider nie meine starke Seite gewesen ist. Da sieht man aber, was manchmal in dem Menschen steckt, ohne dass man's ihm anmerkt. Wir kommen ja auch nun in die verständigen Jahre."

Es traf sich gut, dass die Vacanzen an der Ambrosiana grade zu Ende waren, als R. eintraf, so dass er, durch Poli bei dem Bibliothekar, Dr. Catena, eingeführt, seine Arbeiten ohne Verzug beginnen konnte. Nur war das Wetter noch immer trübe. Die ersten Versuche der Entzifferung des Plautuspalimpsestes fielen daher nicht eben ermuthigend aus. „Zwei Tage," schreibt er am 15. November, „habe ich nun den rescribirten Plautus vorgehabt; da die Blätter heftweise geordnet sind, bekomme ich immer nur ein Heft auf einmal. Mit vieren habe ich mich beschäftigt; wenn aber nicht unter den übrigen etwa eins oder das andre von ganz andrer Beschaffenheit ist, so werde ich mit dem ganzen Codex sehr schnell fertig sein. Er ist in dem jammervollsten Zustande, durch gebrauchte Reagentien zum Theil gänzlich zerstört und in Fetzen auseinanderfallend, zum Theil nicht ohne neue Anwendung von Reagentien lesbar, die man mir schwerlich gestatten wird; so dass ich bis jetzt auch noch nicht einen einzigen der von Mai aus Casina, Miles, Pseudolus, Vidularia neuedirten Verse habe wieder entdecken und überhaupt im Ganzen mit unsäglicher Anstrengung nur drei Verse aus Miles in allen vier Heften lesen können. Da nun aber Angelo Mai mehrmals ausdrücklich sagt, dass manche Blätter ganz ohne zweite Schrift seien und sonach die alte ganz deutlich darbieten, gleichwohl aber ich in den mir verabfolgten Heften kein solches Blatt in denselben Stücken, von denen es Mai sagt, gefunden habe, so schmeichele

ich mir noch mit der Hoffnung, dass vielleicht alles Lesbare in Ein Heft zusammengethan worden.“ Am 17. November schreibt er an Stenzler: „Heute habe ich nun alle fasciculi des Palimpsestes in Händen gehabt; meine Vermuthung hat sich bestätigt, dass das gut Lesbare in Einem Hefte steckt: aber es ist herzlich wenig, genauer: zwei Seiten im Miles, und eine Anzahl Zeilen im Pseudolus. Morgen will ich mein Glück noch einmal versuchen; leider ist der Saal bei der abscheulichen Witterung auch viel zu dunkel. (Ich habe auch drei Blätter Nicht-Plautus gefunden; sie müssen, vermuthe ich, aus Seneca's Tragödien[1]) sein; aber wenn ich diese nur eine Stunde zu Haus haben könnte!!) Das Palimpsestenlesen ist eine furchtbar angreifende Sache, und himmlische Geduld muss man haben. Im Poenulus wird schwerlich nur ein Zug vom Libysch-Phönizischen zu lesen sein.[2]) Mai's Anstrengungen müssen unermesslich gewesen sein; sein Verdienst steht sehr hoch, obwohl ich genauer gelesen habe als er.“ Zum ersten Mal seit seiner Abreise von Breslau fühlte er sich in einer „etwas matten Stimmung“, zunächst in Folge der Enttäuschung, welche ihm der Palimpsest bereiten zu wollen schien; dazu regnete es ganze Tage, oder ein dichter Nebel lag auf der Stadt, und im Bibliothekssaal sowie zu Hause war es barbarisch kalt. Er war nahe an dem Entschlusse, Mailand bald zu verlassen, jetzt südlichen Gegenden zuzuziehen, und später doch wieder hinzukommen.“[3]) Ein Fortschritt war die bald erlangte Concession des allmälig aufthauenden Bibliothekars, alle Hefte der Handschrift auf einmal in die Hände zu bekommen und ordnen zu dürfen. Dennoch gingen, zum Theil wegen der fortdauernden Trübe des Himmels, die Arbeiten noch eine Reihe von Tagen lang sehr schlecht vom Fleck. Das Arbeiten in dem kalten Bibliothekssaal griff ihn anfangs so an, dass der Gedanke an baldige Abreise sich von Neuem aufdrängte. Dann aber half Verdoppelung aller Kleidungsstücke nebst einem Paar tüchtiger Filzsocken, dazu der Mantel, der Hut auf dem Kopfe und Handschuhe so vollkommen, dass es der Zuflucht zum glim-

1) Vgl. Parerga 305 f. 2) Gesenius hatte ihm die Punica besonders ans Herz gelegt. 3) An Stenzler 17. November.

menden *braciere* nicht bedurfte. Dennoch erfror er sich die Hände recht gründlich: da nahm er zu doppelten Seidenhandschuhen seine Zuflucht. Die Aufzeichnungen machte er mit Bleistift. Da ausser Mittwoch, wo die Bibliothek regelmässig geschlossen war, die meisten Feiertage abgeschafft waren, konnte er doch am 23. November auf eine Arbeitszeit von 35 Stunden (in sieben Tagen von 10—3 Uhr) zurückblicken. „So habe ich denn bis jetzt in 7 Tagen 35 volle Stunden arbeiten können, und will darüber hier berichten, wäre es auch nur, um mir späterhin die unglaublichen Mühseligkeiten, die ich zu überwinden habe, wieder lebhaft vergegenwärtigen zu können. Nachdem ich, wie schon neulich erwähnt, die sämmtlichen fascicoli auf einmal in die Hände bekommen, habe ich sie ebenso behalten dürfen, schliesse sie um 3 Uhr selbst in den Kasten des mir angewiesenen Arbeitstisches ein, und nehme sie um 10 Uhr wieder selbst heraus. Der Bibliothekar Catena lässt sich täglich nur auf fünf Minuten blicken und bekümmert sich so wenig um mich, dass wir uns oft kaum begrüssen. Mit dem übrigen Bibliothekspersonal habe ich mich auf den besten Fuss gesetzt; sie können mir nur leider alle nichts helfen, weil die Manuscripte ganz allein dem Oberbibliothekar selbst zugänglich sind. Längere Zeit hatte ich die ungefähr dritthalbhundert Pergamentblätter in sehr grossem Quartformat hin und her angesehen und durchblättert, und glaubte kaum irgend eine Ausbeute aus ihnen gewinnen zu können. Auf beiden Seiten ist die alte schöne Schrift ausgekratzt, und auf beiden Seiten wieder mit einer abscheulich dicken, schwarzen, fetten, welche nichtsnutzige Stücke aus der verwünschten Vulgata des A. T. enthält, überschrieben. Die gebrauchten chemischen Mittel haben aber zum grossen Theil solche Verwüstung angerichtet, dass oft nicht einmal die obere, geschweige denn die alte Schrift wieder zu erkennen ist, dass sehr viele Zeilen und ganze Blätter zerfressen sind, dass oft von einem Blatt nur noch die vier Ränder übrig sind, oft das ganze Blatt nur aus einem kleinen Insel- und Halbinselsystem kleiner, zerfallender, hie und da loser zusammenhängender Streifchen und Schnitzelchen besteht. Ich glaube nicht zu viel zu sagen,

wenn ich glaube, dass sich zwanzig andere in der ersten Stunde für immer hätten abschrecken lassen, mit solchen Trümmern auch nur einen Versuch anzustellen. Ohne Hoffnung auf Erfolg, habe ich mit einem gewissen eigensinnigen Trotze die widerspänstigen Reste mir dienstbar zu machen gesucht, mit unsäglicher Anstrengung und, was mehr ist, mit erstaunlichem Zeitaufwand ist es mir gelungen, ihrer — und zwar ohne chemische Mittel — bis zu einem gewissen Grade Herr zu werden. Die Gesundheit meiner, bei aller Kurzsichtigkeit, in der Nähe sehr scharfen Augen ist mir dabei sehr zu Statten gekommen. Zwar kann ich auf dem Punkte, bis zu dem ich grade erst vorgerückt bin, die zu erwartende Ausbeute noch nicht ganz übersehen; indessen habe ich nach dem schon Enträthselten Ursache zu hoffen, dass sie belohnend sein werde. Das Einzige, was mich dabei bekümmert, ist, dass die Arbeit fast noch mehr Zeit frisst, als Mai's Reagentien Tinte und Papier gefressen haben; so dass ich bis zum 21. Decbr., was doch der letzte Termin meines hiesigen Aufenthaltes wird sein müssen, kaum die Möglichkeit der Vollendung vor mir sehe. Das Verfahren, welches ich anwende, besteht in einer vierfachen Operation. Das Erste war die Ordnung der Blätter, da die Hefte sich in beträchtlicher Verwirrung befanden. Das hat mich volle fünf Stunden Zeit gekostet. Nun wird es auch möglich sein, den ursprünglichen Umfang des Codex, sowie die Einrichtung der Blätterlagen annäherungsweise zu bestimmen: was z. B. auf die Anordnung der durch einander geworfenen Scenen der Mostellaria ein Licht werfen wird. Das zweite ohne Vergleich mühsamere Geschäft ist alsdann, auf jedem einzelnen Blatte irgendwo von der alten Schrift irgend einen Versanfang oder -schluss, oder nur ein paar unmittelbar oder in bestimmten, abzuzählenden Zwischenräumen auf einander folgende Anfangs- oder Endbuchstaben, oder wenigstens einige wenige Buchstaben oder Sylben aus der Mitte heraus zu lesen und aufzuzeichnen. Dann folgt die dritte Arbeit: nach diesen, oft den unzulänglichsten Anhalt gewährenden, geringen Spuren in dem gedruckten Texte die Stelle des Plautinischen Stückes ausfindig zu machen, welche auf dem

betreffenden Blatte des Palimpsestes enthalten ist. Dieses ermüdende Geschäft, bei dem man unendliche Male getäuscht wird, immer wieder von Neuem das ganze Plautinische Stück durchlaufen, oft genug auch bei der Unsicherheit der Lesung von Neuem den Palimpsest nachsehen muss, kann ich zum Glück zu Haus abmachen. Aber freilich hat es mir auch für die vier Stücke, die ich auf diese Weise ziemlich vollendet habe, fast alle meine Zeit in Anspruch genommen; und das ist der Grund, weshalb ich so spät dieses Tagebuch fortsetze. Endlich das Letzte ist, die zu Haus aufgefundenen Stellen sodann nach dem gedruckten Texte mit dem Palimpsest selbst zu vergleichen, welches Geschäft ich erst begonnen habe und morgen mit Erfolg fortzusetzen hoffe. Wo nämlich gar keine menschliche Möglichkeit ist, ohne andern Anhalt die alte Schrift zu lesen, da kann man allerdings mit Hülfe des gedruckten Textes die trümmerhaften Züge meistentheils bis zu einem gewissen Grade verfolgen, oft genug ist ja auch das ein Gewinn, zu wissen, was nicht im Codex gestanden hat, wo eine Lücke ist, oder nicht ist und dergl. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit muss man dabei die Spatien der einzelnen Buchstaben abzählen, und die eigenthümliche Gestalt derselben so bestimmt und sicher gegenwärtig haben, dass man aus der Lage eines Punktes, einer halben Linie, eines Strichelchens auf den ganzen Buchstaben schliesst, der da muss gestanden haben. Die Erfahrung hat mich gelehrt, dass diese Schlüsse für den, der Akribie unter seine angeborenen Eigenschaften rechnen darf, sehr sicher sind. Uebrigens gewinne ich immer mehr die Ueberzeugung, dass es mit unsrer Kritik des Plautus ganz anders aussehen würde, wenn uns dieser Palimpsest nur in einigermassen besserem Zustande erhalten wäre. Und nun genug hiervon.“ Schon nach wenig Tagen konnte er mit sehr erleichtertem Herzen hinzufügen: „Die Hoffnung auf einen recht bedeutenden Gewinn bestätigt sich immer mehr; und nun will ich auch ausharren dabei mit eisernem Fleisse! Die Vergleichung selbst geht nur wegen der Schwierigkeit des Lesens, was hier ein rechtes *legere*, *colligere* ist, so erstaunlich langsam von Statten!“ [„Ich kann in einer Stunde nicht mehr als eine Seite

vergleichen!“ 28. Nov.] „Aber an Sicherheit desselben gewinne ich so schnell, dass ich recht sehe, was die Uebung thut. Ich gerathe manchmal selbst in Erstaunen, wie es möglich gewesen ist, Manches herauszubringen, und noch mehr, wenn ich zurückdenke, mit welchen trübseligen, verzweifelten Blicken ich zuerst die alten zerfetzten Blätter ansah.“ Vollends an hellen Tagen ging es noch einmal so gut. „Ich las heute, wovon ich gestern keine Spur erkannt hatte“ (2. December). Doch musste er sich gestehen, dass eine vollständige Hebung des Schatzes gleichsam auf einen Ruck durch den Charakter der Handschrift unmöglich gemacht war. „So ist es denn freilich fast unmöglich, die alte Handschrift zu erschöpfen. Indessen ist auch so die Ausbeute reich genug, und der schon gefundene Gewinn so bedeutend, dass ich Alles daran setzen muss, auf dem Rückwege noch einmal — und dann auch in anderer Jahreszeit! — nach Mailand zu kommen und so lange als möglich zu bleiben. Denn höchstens ein Drittel der ganzen Arbeit werde ich jetzt vollenden können, obgleich ich jeden Morgen der erste vor der Bibliothek bin und der letzte beim Schluss. Aber man muss das Wichtigste scharf in's Auge fassen; und etwas Wichtigeres kann ich wo anders gar nicht finden.“ Selbst an einen dritten Besuch Mailands, später von Breslau aus, dachte er schon damals. In zwei Frühlingsmonaten hoffte er dann die Nachlese zu bewerkstelligen. Auf jede weitere Ausbeutung der Bibliothek musste er für diesmal natürlich verzichten. „Unter solchen Umständen werden diejenigen meiner Freunde oder Bekannten, denen ich gern gefällig wäre durch Auskunft über die sie interessirenden Schätze der Ambrosiana, mir nicht zürnen, wenn ich ihre Erwartung nicht befriedigen kann; habe ich doch für mich selbst noch nicht einmal einen der sieben übrigen Codices des Plautus, noch den Terenz aus dem neunten Jahrhundert, noch einen einzigen griechischen Grammatiker anzusehen Zeit gehabt.“ Der frühere, wegen angegriffener Gesundheit quiescirte Bibliothekar der Ambrosiana, Bentivoglio, an den R. empfohlen war, versprach[1]) ihm mit

1) Am 17. Nov. Brief an Stenzler.

chemischen Präparaten behülflich zu sein, sobald mildere Tage den Besuch der Bibliothek gestatten würden; doch war bei seiner angegriffenen Brust wenig Aussicht dazu. Schade, dass der derb angreifende feurige Mann, der sich für Philologie lebhaft interessirte, nicht mehr auf seinem Posten war!

Eine sehr menschliche psychologische Beobachtung machte der virtuose Lateiner bei dieser Gelegenheit. „Bentivoglio wollte neulich mit mir Lateinisch sprechen; das ging mir aber sehr schwer ab, dass ich ganz verdriesslich darüber wurde; ich wollte immer sagen *habeo trovatum*, *non posso tibi dire*, *sum ad te ventus* und dergleichen: so hat mich die doch immer mit einigem Zwang und einiger Anstrengung verknüpfte Gewohnheit des Italiänischsprechens aus dem Context und in Confusion gebracht.“ In unbefangenster Realität bot sich ihm dieses italianisirende Lateinisch dar in der Conversation mit Signor Gatti, dem Unterbibliothekar der Ambrosiana, der bei grosser Vorliebe für dieses Idiom Elegantien wie folgende zu hören gab: *non potest sibi imaginare*, *quantae bellitates in eius tragoediis invēnis.* Eines Tages aber (am 6. December) führte er R. in Catena's Arbeitszimmer, um ihn Manzoni vorzustellen, dem liebenswürdigen Dichter, den die Italiäner mit so berechtigtem Stolz als den ersten der Gegenwart verehrten. Er fand einen „Mann mittlerer Grösse, mit etwas grauem gefurchtem Gesicht, aber leuchtenden Augen und dem Ausdruck grosser Milde, dem auch sein freundliches Wesen ganz entsprach. Leider sprachen wir von nichts als von Plautus und Plautinischem Palimpsest, worauf Catena und Gatti gleich die Rede brachten; denn sie fangen an, theils meine Ausdauer, theils die Möglichkeit, die ganzen Verse zu lesen, wo sie keinen Buchstaben erkennen, für eine Art von Mirakel zu halten und sich dafür wie eine Sehens- oder Zeigenswürdigkeit zu interessiren; in der That führen sie seit einigen Tagen zu meinem grössten Verdruss die Fremden, die da kommen, um 'die Bibliothek zu sehen', zu mir und meinem Codex hin. Ueberraschend genug war mir's aber, dass auch Manzoni sich dafür interessirte, und dass er im Plautus ganz gut be-

wandert ist, selbst wusste, welches Stück das corrupteste sei, und auf die Verwandtschaft der Plautinischen Vulgärsprache mit dem lateinischen Element des Italiänischen aufmerksam geworden war. Mehr um sich bei ihm, als bei mir zu insinuiren — das war ganz offenbar — erklärte nun Catena auf einmal, er halte es für seine Pflicht, zur Förderung einer so aufopferungsvollen Arbeit das Seinige beizutragen, und ermächtigte mich sonach, ein unschädliches chemisches Mittel, welches mir von Seiten der Bibliothek dargereicht werden solle, anzuwenden. Da hätte ich denn also endlich die so ersehnte Erlaubniss, nur leider allzuspät für den diesmaligen Aufenthalt. Ich werde ja nun überübermorgen sehen, was das hilft; denn Morgen ist Mittwoch und Donnerstag Fest- und Feiertag. Ich bin vielleicht im Stande mittlerweile eine Kleinigkeit über den Palimpsest drucken zu lassen und Catena zu dediciren, um dadurch vielleicht zu erreichen, dass er mich, wenn ich wieder zurückkomme, auch an Ferientagen und -Stunden, etwa in einem Zimmer seiner eigenen Amtswohnung arbeiten lässt.“ Die versprochenen Catena'schen Reagentien versagten nun freilich ihre Wunderkraft, doch verminderte das den guten Muth des unermüdlichen Entzifferers keineswegs. Vielmehr waren ihm über die Grösse des Fundes die Augen nunmehr weit aufgethan. „Entweder war das Säftchen, welches mir abseiten der Bibliothek verabreicht wurde, gar zu unschuldig, oder die Beschaffenheit des schon ordentlich gemisshandelten Pergamentes spottet jedes chemischen Mittels; kurz, ich sehe mit meinen blossen Augen eben so viel und ohne den Zeitverlust des Ueberstreichens. Ich habe richtig den dritten Theil der Arbeit vollendet; zwei Monate reichen für die rückständigen zwei Drittel hin. Fest entschlossen bin ich, in Florenz etwas darüber auszuarbeiten und in Rom drucken zu lassen. Die Ausbeute ist doch, wenn ich sie jetzt im Ganzen übersehe, über alle Erwartung bedeutend ausgefallen; es beginnt nothwendig mit der Benutzung dieses Codex eine neue Aera für die Plautinische Kritik. Aber ganz abgesehen von dem materiellen Gewinn, z. B. wenn meine Excerpte sämmtlich verloren gingen, habe ich durch die Kenntniss dieser

Handschrift eine für mein ganzes Leben, für alles philologische Studium überhaupt fruchtbare, praktische Lehre bekommen, und bin mit einem Schlage auf einen viel umfassenderen Standpunkt der Betrachtung gewisser Dinge gestellt worden, worüber Näheres hier nicht am Orte ist.“ Was dies zu bedeuten habe, verräth zuerst eine Mittheilung an Stenzler vom 6. December: „Ich will Dir auch im Vertrauen sagen, dass Plautus sehr zierliche und elegante Verse gemacht hat, und gar nicht solche Ungeheuer, wie ich mir bisher eingebildet habe.“

Nach und nach lernte R. auch einige Mailändische Gelehrte kennen, und erhielt dadurch Gelegenheit zur Vergleichung zwischen deutschem und italiänischem Wesen und Wissen. Zunächst die Aufnahme fremder Collegen. „Ein Unterschied zwischen Italien und Deutschland drängt sich mir recht auf. Wenn zu uns ein auswärtiger Gelehrter desselben Fachs, sei es auch nur von einer anderen Universität, kömmt, wie beeifert sich da Alles, ihn auf alles wissenschaftlich Interessante aufmerksam zu machen, ihm den Zugang dazu zu erleichtern u. s. w. Hier fällt so etwas gar Keinem ein kein Hahn kräht nach einem. Doch werde ich vielleicht Labus ausnehmen können, der mir versprochen hat, mich nächstens zur Pinakothek und zur Sammlung der Gypse in der Brera zu führen.“ Doch pflegte dieser zerstreute Gelehrte, was er am gestrigen Tage versprochen, schon am folgenden wieder vergessen zu haben. Statt in die Brera führte er den Gast in das Bildhaueratelier seines Sohnes wo sich wenigstens Gelegenheit fand, die mannigfachen Proceduren kennen zu lernen, welche die künstlerische Behandlung eines Marmorblocks erfordert. Den namhaften Epigraphiker Giovanni Labus hatte R. schon in der ersten Zeit seines Mailänder Aufenthaltes aufgesucht. Er schildert ihn als einen sehr lebhaften, fast polternd-heftigen, offenbar in seiner Sphäre sehr unterrichteten und scharfsinnigen Mann von geistreichem Aussehen. „Er findet Gefallen an mir; heute (23. Nov.), wo ich ihn wieder besuchte und allein fand, sind wir einander viel näher gekommen und werden es wahrscheinlich ziemlich rasch immer mehr; haben uns auch schon

gegenseitig mit unsern opusculis beschenkt. Anfangs irritirte mich seine Rapidität im Sprechen und sein verwünschter brescianisch-milanesicher Dialekt (er ist Brescianer); davon war die Folge, dass er mir nicht viel zutrauen mochte und mir — wenn ich mich nicht täusche, wirklich um mich auf eine Art Probe zu stellen — auf einmal eine griechische Inschrift vorlegte, namentlich um ihm das seltsame Wort Κωρυκιώτης[1]) zu enträthseln, womit er in der That nichts anzufangen wusste und die Unvollständigkeit der Lexica beklagte. Als ich ihm nun mit der wohlfeilen Auskunft zu Hülfe kam, dass dies das Gentile der Stadt Κώρυκος sei, die irgendwo in Kleinasien liegen müsse, und, als er zwar überrascht war, aber an der haarklaren Sache noch immer zweifelte, ihm diese Zweifel durch Berufung auf Steph. Byz. benahm, der mich zum Glück nicht im Stiche liess, da nahm er sichtbarlich einen andern Ton an, und bat mich nicht nur um Wiederholung meiner Besuche, sondern auch — griechischer Inschriftenenträthselungen.“ Von der grossen Belesenheit und Routine des Mannes im Fache der Epigraphik überzeugte sich R. immer mehr, bewunderte auch seine Geschicklichkeit in Anfertigung bündiger und zierlicher Inschriften, „keiner brodlosen Kunst“ in Italien. Bei ihm vor allen übrigen Mailändischen Gelehrten fand er auch auf andren litterarischen Gebieten „Schärfe des Urtheils, durchgreifende Kritik, umfassendere Lectüre“. Er am Meisten trat aus den beengenden Schranken der Höflichkeit heraus und gab den reinen Menschen.

Sehr sympathisch war der erste Eindruck von der Persönlichkeit des Directors der Münzsammlung der Brera, Cattaneo, dessen Bekanntschaft R. zu Anfang Decembers machte. „Eine sehr liebe Persönlichkeit, freundlich und einfach herzlich, ruhig und besonnen, eine würdige Erscheinung und einnehmend zugleich. Der Mann ist 25 Jahre Maler gewesen, ehe er sich der rein theoretischen Beschäftigung mit Archäologie und Numismatik zugewendet hat. — — Als Maler hat er in genauer persönlicher Verbindung mit vielen Deut-

1) CIG. III 5827. 5830.

schen gestanden, ja hat auch 1812 eine Reise nach Deutschland gemacht, kennt deutsche Sprache, Wissenschaft, Interessen, Gewohnheiten und Bedürfnisse, und weiss daher mit unser einem so zu verkehren, dass der Umgang mit ihm sehr bequem ist: wovon man sonst gar leicht das Gegentheil bei italiänischen, an sich trefflichen Gelehrten findet. — — — Er erklärte, schon die Pflicht der Dankbarkeit für die Gefälligkeiten, die er in Deutschland erfahren, erheische es, sich mir als Führer anzubieten; und so hoffe ich denn endlich durch ihn nächsten Mittwoch die Sammlungen der Brera kennen zu lernen, die ich noch immer nicht gesehen habe.“ (4. Decbr.) Weniger günstig gestaltete sich bei längerem Verkehr das Urtheil über die wissenschaftliche Bedeutung des Mannes. „Auffallend flach und ungründlich ist mir Cattaneo erschienen. Ich will nicht davon sprechen, dass er, Director eines der ausgezeichnetsten Münzkabinete in Europa, sowie einer gänzlich von ihm ressortirenden archäologisch-antiquarischen Bibliothek von 20,000 Bänden (die beneidenswertheste Stellung in der Welt!) so gut wie gar kein Griechisch versteht; das ist auch Labus' schwache Seite, der die griechischen Autoren nur in lateinischen und italiänischen Uebersetzungen liest; sondern davon, dass seine Meinung über fast alle streitigen Materien die ist, dass man darüber nichts wissen könne. Das ist aber nicht die Skepsis dessen, der sich durch das Material durchgearbeitet hat, und aller Gesichtspunkte Herr ist, sondern dessen, der aus Schwächlichkeit des Urtheils von vornherein an der Möglichkeit eines probablen Resultates verzweifelt, und alle Möglichkeiten in völlig gleicher Geltung lässt. ΤΟΝΑΘΕΝΕΘΕΝΑΘΛΟΝ auf den in Etrurien ausgegrabenen Vasen brauche ja gar nicht nothwendig Griechisch zu sein, da dasselbe Alphabet andern Völkern gemein gewesen sei, die in unvordenklicher Zeit einem grossen Stamme angehört hätten, von dem die Etrusker ein Zweig seien etc. etc.; und was solcher kindischen Dinge mehr war. Dazu ist er verbittert durch Raoul-Rochette's und anderer Franzosen rücksichtslose Polemik. Wie kann man aber auch so fabelhafte Sachen ausgehen lassen! Da hat er z. B. in Buda ein kleines Götzenbild gefunden, eine weibliche Figur

mit bloss halben Armen und der Inschrift EQVETAS, die jeder auf den ersten Blick richtig lesen wird. Er aber schreibt ein fingerdickes Buch *de dea Equejate* und will mit dieser nagelneuen Entdeckung die Kunde der antiken Culte bereichern. So geht's aber in der Welt her; Cattaneo's Name steht immer mit in erster Reihe unter denen der italiänischen Gelehrten und wird vielleicht bald unter den Mitgliedern der Pariser Akademie glänzen; man will doch für jedes Land einige Repräsentanten haben, und rangirt diese alle auf einer Linie trotz des unermesslich verschiedenen Massstabes der verschiedenen Länder. Solche wie C. hätten wir in Deutschland manches Dutzend aufzuweisen. Er mag weit mehr zu Hause sein in der Malerei, wie er denn mit einem grossen Werke über die Lombardische Malerschule umgeht, in dem er darzuthun gedenkt, dass diese den andern grossen italiänischen Schulen in keiner Art nachstehe. Bei meinem schon früher ausgesprochenen Lobe seiner Persönlichkeit verbleibe ich; mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit spricht er über sich und erkennt seine Schwächen. Labus behauptet aber, so zeige er sich allen Fremden, seine Landsleute kämen alle nicht mit ihm aus, da er sich gegen sie sehr auf's hohe Pferd setzt. — Wunderlich, dass sich die italiänischen Gelehrten die Unbefangenheit eines freien Blickes durch ihren engherzigen Patriotismus, durch die Eifersucht, schon der alten Römer, gegen Griechenland so verdunkeln lassen. Von Cattaneo ist es eine Lieblingsidee, dass die unteritalischen Colonien (also doch immer griechische!) viel früher eine höhere Stufe der bildenden Kunst erreicht hätten, als das Mutterland; und Poli will in seiner Geschichte der Philosophie (d. i. eine Uebersetzung des Tennemann mit Noten und Zusätzen) bewiesen haben „mit 13 Gründen“, wie er sagt, dass die Ionischen Philosophen nicht die ersten gewesen seien, sondern in Italien die Philosophie älter sei.“ (13. Decbr.)

Diese Beobachtungen wurden noch weiter bestätigt, wenn er die Richtung und Ausdehnung der antiquarischen Studien ins Auge fasste. „Von einer einigermassen in's Grosse gehenden Uebersicht über die Wissenschaft ist, so scheint mir, keine Rede; Particularitäten sind es, in denen sie sich mit Aufwand

aller zu Gebote stehenden Combinationen bewegen. Und was für Particularitäten? Meist aus der römischen Kaiserzeit, die uns im Grossen klar ist, und im Kleinen nicht halb so sehr interessirt, als hundert andere Dinge. Aber so ein Italiäner kann sich auf's lebhafteste dafür begeistern, in einem prächtig gedruckten Folianten grundgelehrt und unumstösslich aus einigen ausgegrabenen Inschriften darzuthun, aus welchen Mitgliedern im dritten oder vierten Jahrhundert diese oder jene angesehene Brescianische Familie bestanden, und was dergleichen mehr ist.“ In spätren Jahren würde er über die Zweckmässigkeit von Specialstudien über die römische Kaiserzeit wohl nicht ganz so wegwerfend geurtheilt haben.

Während er nun so, wesentlich auf sich selbst angewiesen, aber auch die volle Freiheit der Selbstbestimmung und die ungetrübte Harmonie eines beschaulich-verborgenen Gelehrtenlebens geniessend, als sein eigner Führer und Herr Tage und Wochen zwischen angestrengter Arbeit, stiller Meditation und unbefangener Beobachtung hinbrachte, gerieth er in eine Eremiten-Stimmung, welcher er im Folgenden Ausdruck gab. „Jetzt will ich nun noch eine ernsthafte Betrachtung anstellen, weil ich grade in die Stimmung hineingekommen bin. Ich habe so oft geschwankt, ob ich, wenn ich die Wahl hätte, ein der Wissenschaft und litterarischer Thätigkeit gewidmetes Privatleben oder einen praktischen Wirkungskreis vorziehen würde; habe, wie sich meine Freunde wohl erinnern, hundertmal, obgleich ich die Wahl in der Wirklichkeit nie hatte, die Gründe pro und contra abgewogen, ohne je zu einer Entscheidung kommen zu können. Das Letztere kann ich zwar auch jetzt noch nicht behaupten; aber nie sind mir doch die Süssigkeiten des unabhängigen und bis auf einen gewissen Grad isolirten Privatlebens so lebhaft und leibhaftig vor die Seele getreten, als jetzt auf dieser Reise. — — Ich will von allem Andern, was Jedem von selbst einfällt, nicht reden; aber in der That ein grosses und begehrenswerthes Gut ist doch die ungetrübte Seelenruhe und Gemüthsheiterkeit, die innere Befriedigung, die in jeder praktischen Sphäre, in jedem amtlichen und geschäftlichen Verhältniss durch hundert unvermeidliche Berührungen

unholder Art immer von Neuem gestört wird. So lange ich auch schon danach strebe, nach Göthe's etwas egoistischer Art mir alles Widerwärtige möglichst fern zu halten und mich möglichst wenig davon berühren zu lassen, so will es mir doch nicht immer gelingen; manche verstimmte Stunde kann Zeugniss dafür ablegen. Während meiner ganzen Reise kenne ich nun keine als heitere und in sich zufriedene Stimmung, die durch keine Ministerial- oder Curatoriallaune, durch keine Collegenmarotte oder -Chicane, durch keine Studentenwiderhaarigkeit aus ihrem stillen Frieden, aus ihrer harmonischen Behaglichkeit herausdecretirt, sollicitirt oder disputirt wird. Das ist doch unläugbar ein glücklicher Zustand! Und obwohl ich Alles das recht gut weiss, was auf und von der andern Seite anzuführen ist, so will ich doch wieder in die Lotterie setzen, um, wenn ich das grosse Loos gewinnen sollte — doch vielleicht Professor an der Königlichen Universität zu Breslau zu bleiben." (2. Decbr.)

In der vierten Woche seines Aufenthaltes fing aber dem Beschaulichen doch allmälig die Zeit an „länglich zu werden." Der grösste Nachtheil der Einsamkeit war der Mangel an Gelegenheit die fremde Sprache zu üben. „Ich bin daher so desperat gewesen," meldet er am 4. December, „dass ich beinahe Lust habe, auf den Vorschlag meines Barbiers und Haarschneiders einzugehen, und mich von ihm in eine Art von Casino, eine geschlossene Abend-Gesellschaft von Gott weiss welcher Extraction einführen zu lassen. Wer weiss, was ich thue." Dem freien mündlichen Verkehr mit dem Mailänder Volk oder dem häufigeren Besuch des Theaters stand schon die Eigenthümlichkeit des Dialektes entgegen, der noch schwieriger zu enträthseln schien als der Palimpsest. Von den Spässen des Menechino im teatro Carcano verstand R. das erste Mal kein Wort. Er gerieth in gelinde Verzweiflung, wenn er in einen Laden getreten war, um etwas zu kaufen, sein Begehren im besten Italiänisch vorgebracht hatte, und man ihm höflich erwiderte, wovon er keine Sylbe verstand: *che me la disa üin pò en piasü en meneghino (= me lo dica un poco in piacer in menechino).* Desto grösser war die Freude, als er im Teatro Rè (27. November)

das reinste Italiänisch vernahm und trotz der Volubilität, mit welcher der Dialog der Lustspiele gesprochen wurde, Alles bis auf zwei oder drei Spässe vollkommen verstand. Ein besonderes Interesse musste für ihn die italiänische Musik haben. Er sammelte Volkslieder. Die grossen Schattenseiten italiänischer Musikbehandlung traten ihm besonders beim Orgelspiel in den Kirchen und später bei einer Florentiner Aufführung des Don Giovanni entgegen. „Italiens musikalischer Ruf will cum grano salis verstanden sein. Ich wüsste nur zwei Dinge, durch die es uns den Rang abliefe. Erstens die unendlich glückliche Naturanlage; klangreiches Organ, feinster Sinn nicht nur für Anmuth der Melodie, sondern auch für die Intervallen- und Harmonieverhältnisse, und rhythmisches Gehör: das ist in der That allgemeines Erbtheil der ganzen Nation. Es ist zum Erstaunen, mit welcher Präcision acht- bis zehnjährige Kinder, Facchini's, Schnitterinnen auf dem Felde zwei-, drei-, auch vierstimmige Lieder ausführen, so zwar, dass oft nur einer eine Melodie vorsingt und sogleich das zweite Mal die andern die bestgesetzte Begleitung extemporiren. Das Zweite wäre nach meiner Meinung die sixtinische Kapelle. Denn die Vorzüge des italiänischen Kunstgesanges lassen sich ohne Weiteres aus dem ersten Punkte ableiten.“ (19. Mai.)

Nachdem er Mailand während eines fünfwöchentlichen Aufenthaltes gründlicher als Breslau kennen gelernt hatte, freute er sich nachgrade auf die Erlösung, welche der Schluss der Bibliothek vor Weihnachten herbeiführte. Am 22. December früh 4 Uhr reiste er mit der Diligence von Mailand ab und traf am 23. gegen Mittag in Genua ein. Als der Apennin überwunden war, eine linde Frühlingsluft von der See her wehte, die üppige Herrlichkeit südlicher Vegetation sich den schwelgenden Augen bot, vollblühende Rosenbüsche (in der Weihnachtszeit!) im Schutz der Bergwände prangten, die Pracht der Villen kein Ende nehmen wollte: schien unsrem Reisenden eine neue Welt aufgegangen zu sein. Auf die Fahrt an der riviera musste er des schlechten Wetters wegen leider verzichten. Nach mehrtägigem Aufenthalt ging er am 27. an Bord des Dampfschiffes, welches ihn nach Livorno

führen sollte. Von da fuhr er mit dem Vetturin nach Florenz. Die ersten Pinien unterwegs veranschaulichten ihm den ganzen Unterschied zwischen Deutschland und Italien, und die Barbarei seiner Schülerzeit, als er *pinus* bei Horaz und Virgil mit „Fichten“ übersetzt hatte. Das neue Jahr erlebte er in Florenz, aber das Frühlingswetter, auf das man ihn vertröstet hatte, fand er auch hier nicht. Die Berge waren vom Gipfel bis zum Fuss mit Schnee bedeckt. Täglich mehr sehnte er sich nach einem vertraulichen Gespräch mit verstehenden und seine Interessen theilenden Menschen. Da führte ein glücklicher Zufall in demselben Hôtel, in dem er logirte, den Philologen Dr. Dressel, gleichfalls einen Prussiano, mit ihm zusammen. Derselbe hatte bereits lange in Rom gelebt als Hauslehrer von Bunsen, dem damaligen preussischen Gesandten, und war eben wieder als Courier des Ancillonschen Ministeriums auf dem Rückwege dahin begriffen. In der Laurentiana bahnten unsrem Ritschl die gewichtigen Empfehlungen von Jacobs und Dindorf die Wege bei dem wohlwollenden Bibliothekar Furia. Er fand, dass er sich zwar in seinen Combinationen über die Plautushandschriften derselben der Hauptsache nach nicht getäuscht habe,[1]) aber doch wohl hier nicht so viel zu thun haben werde als er sich vorgestellt hatte. Er fing schon an allemal herzlich froh zu sein, wenn er entdeckte, dass ein Codex nichts werth sei. Dazu kam die grimmige Kälte des Saales, die nicht einmal wie auf der Magliabecchiana durch einen Kohlentopf zu mildern gestattet war.

Zum Beschluss war ihm aber doch noch eine Entdeckung vorbehalten, die er selbst erzählen mag. „Und doch habe ich noch etwas vergessen, was ich doch denen zu Gefallen, die sich für meine Studien interessiren, hier nachtragen muss: nämlich den Grund, warum ich mit der Laurentiana in Florenz für meine litterarischen Zwecke jetzt viel schneller fertig werde, als ich selbst noch in den ersten Tagen hier ahnen konnte. Unter einer Menge Plautushandschriften der schlechten Familie (an denen mir nichts liegen würde,

---

1) Vgl. opusc. II 7 f. Anm. 6; 9. Anm. 7.

selbst wenn ich sie geschenkt bekäme) fand ich allerdings auch eine der guten, von der bisher nur zwei bekannt waren, eine in Rom, die andre in Heidelberg. Nun gehe ich gestern zufällig bei einem Buchhändler und Antiquar vorbei, lese den Namen Molini auf dem Schilde, erinnere mich einer Witte'schen Adresse an ihn, gehe hinein, finde einen hübschen, artigen und freundlichen Mann, der mir allerhand Raritäten, darunter manches Handschriftliche zeigt, und auch — ein Manuscript des Plautus aus dem XV. Jahrh. Wenige Blicke belehren mich; es ist in der That ein wunderbarer Zufall, dass es nichts mehr und nichts weniger ist, als eine neuere Abschrift desselben guten Codex, den ich als den allein werthvollen in der Laurentiana gefunden hatte.[1]) Ich liess mir das natürlich nicht im Mindesten merken, fragte nur so verloren hin nach dem Preise: 240 paoli. Ein Spottgeld. Heute habe ich ihn nun, stets mit Bewahrung scheinbarer Gleichgültigkeit, für 188 paoli erhandelt, d. i. 5 Napoleoni, diese bezahlt, die Handschrift selbst aber bis zu meiner Rückkehr gegen Schein in Verwahrung gelassen. Für den Preis kann ich ihn in Deutschland an jede grössere Buchhandlung wieder losschlagen. Und ausserdem wird mir der Besitz dieser Handschrift die Vergleichung des Originals ganz oder fast ganz ersparen, also auch einige Wochen Aufenthalt in Florenz. Das war wieder Glück!“ (10. Januar.)

Die herrliche Stadt, zumal die unvergleichliche piazza del gran duca mit ihrem Statuenschmuck, der Frühlingszauber des Boboli-Gartens, die liebenswürdigen Manieren der Bevölkerung (wenn er verdammt wäre eine Italiänerin zu heirathen, würde er eine Florentinerin wählen); ihr zierliches Italiänisch, von dem er jedes Wort verstand, — Alles begeisterte den empfänglichen Sinn unsres Freundes. „Wäre man doch Argus, um mit hundert Augen hier zu sehen, und könnte ganze Frühlingsmonate in dem süssen Firenze lebend verträumen und träumend verleben. Die elf Tage, die ich jetzt hier sein werde, reichen gerade nur hin, um mit den äussersten Lippen von dem Toskanischen Honig zu kosten

---

1) Vgl. proleg. ad Trinummum p. XXXIII f. XLV f.

und einen leichten Vorschmack zu bekommen von der Fülle goldner Früchte, die dieser Hesperidengarten trägt. Was man nur sieht, hört, liest, drängt einen zu dem Ausrufe: Beglücktes Land! — — Und dazu die Preiswürdigkeit der Menschen; diese liebenswürdige Mischung von Ungezwungenheit und Feinheit, Masshaltung und Lebenslust! Diese wahrhafte Humanität, Humor und Gutmüthigkeit und unbeschreibliche Gefälligkeit gegen den Fremden!“ (5. Januar.)

Schon am 10. Jan. 1837 Abends reiste er mit dem theuren Corriere von Florenz ab. In der Morgendämmerung des 12. zeigte sich die Peterskuppel in der Ferne und um 8 Uhr hielt der Glückliche über ponte molle, an der villa Borghese vorbei durch die porta del popolo seinen Einzug in die ewige Stadt. Auch ihm ging es anfangs in Rom wie fast jedem Ankömmling, dass der erste Eindruck hinter den überschwänglichen Erwartungen zurückblieb, nach und nach aber eine desto intensivere, stetig wachsende, „bis zum Magischen und Zauberhaften steigende Anziehungskraft“ sich fühlbar machte. Die dem Hyperboreer ungewohnte Klarheit und Durchsichtigkeit der Luft rückt die Ferne in greifbar scheinende Nähe, lässt ungeheure Dimensionen wie der Peterskirche zusammenschwinden und bereitet dem ungeübten Auge Täuschungen, welche erst vor dem messenden Verstande schwinden. „In ähnlicher Weise, wie mit dem neuen Rom, dessen Umfang und Grossartigkeit man erst an trüben Tagen mit seinen durch die nordische Trübe verwöhnten Augen würdigen lernt, ist mir's Anfangs mit den antiken Ruinen und mit der Natur um Rom gegangen. Man bringt übertriebene Vorstellungen aus Deutschland mit und vergisst, dass man, wenn man in Rom einzieht, noch nicht in Pompeji ist. Man bildet sich halb und halb ein, in eine Art Ruinenstadt zu kommen, und findet sich getäuscht, wenn man zuerst nur ganz einzeln hie und da einige Reste des Alterthums findet, nach denen man erst suchen muss, und die dann auch nicht alles Neue rings herum überragen, sondern oft ganz dagegen verschwinden oder davon verdeckt werden. Das macht einen kleinlaut und bringt einen am Anfange auch um die Anerkennung des Grossen und Bedeutenden, was wirklich vor-

handen ist. Hat man die vorher erwähnte, optische Täuschung überwunden, die rechten Lokalitäten aufzufinden gelernt, und überhaupt Unbefangenheit und das rechte Gleichgewicht des Urtheils wiedergewonnen, so bietet sich des Erstaunenswürdigen noch genug und übergenug dar.“ „Von der Natur, dem Charakter der Gegend, war ich Anfangs ebenfalls wenig erbaut; aber auch dies findet sich bald, und ich habe schnell unbeschreiblich lieb gewonnen, was mir zuerst theils des Wetters, theils des Abstandes von dem bisher Gewohnten wegen nicht zusagte und selbst ein gewisses Unbehagen verursachte. Freilich muss man in Rom nicht die Natur von Florenz und Genua suchen, so wenig wie die Menschen von dort: zwischen Toscana und Rom ist in jeder Beziehung eine ewige Kluft. Hier entfaltet sich nicht eine üppige Vegetation in dichtgedrängter Fülle und unendlicher Schattirung, die Natur sucht oder giebt keine Prachteffecte; es ist aber darum nichts Aermeres, nur etwas ganz Andres. Aber was für bedeutsame, inhaltsvolle Umrisse! — — Die feinen Wellenlinien einer Gebirgskante in violetter Abendbeleuchtung, dicht unter einem tief, tiefblauen Himmel, in ätherischer Reinheit und wie durchsichtiger Nähe zu sehen, das ist wie etwas Ueberirdisches, als wäre einem ein Blick in selige Lichtregionen vergönnt, in denen die Engel wohnten. Die Natur giebt sich hier in ihrer nacktesten Grösse, und macht alles mit wenigen grossartigen Grundstrichen und — Licht.“ Den Unterschied zwischen italiänischer und deutscher Landschaft sucht er in folgenden Zügen klar zu machen. „Vergebens würde man hier das strotzende vollsaftige Grün, die starken Schlagschatten dunkeln Laubes als vorherrschende Färbung suchen, man könnte durch deutsche Eiche und italiänischen Oelbaum die Verschiedenheit kurz charakterisiren; wer sich von dem individuell gewohnten nicht einigermassen losmachen kann, mag leicht die italiänische Gegend matt und trocken finden; es ist aber vielmehr, um so zu sagen, eine wahrhaft künstlerische Masshaltung der Natur, die sich hier offenbart; es ist die unendlich harmonische Mischung eines zarten, milden Farbentones, der wie ein ätherischer Dufthauch auf der italiänischen Landschaft schwebt. Und zu

diesem Effect ist ausser dem lichtblauen Himmel grade die Olive ganz wesentlich. Deutsche Landschaft ist, wenn man will, kräftiger, materieller, möchte ich sagen, wie eine Malerei, die durch starke, etwas stoffartige Effecte wirkt; die Malerei der italiänischen Natur ist enthaltsamer, gewählter, sinnvoller in der Zeichnung, ausdrucksvoll in der Schärfe und Klarheit der Umrisse."

Die Wohnung hatte er so gewählt, dass er zum Vatican wie zum Capitol ungefähr gleich weit hatte und zugleich dem Corso nicht fern war, zunächst dem monte Pincio, wo die deutsche Künstlerwelt ihren Sitz aufgeschlagen hatte, mit der er indessen wenig verkehrte. Er blieb seiner heimischen Gewohnheit getreu und ass, wenn er von der Bibliothek kam, zwischen 1 und 3 Uhr im Fiano, der wohlbekannten trattoria delle belle arti auf dem Corso, und zwar mit bisher unerhörtem Appetit. Der römische Wein mundete ihm vortrefflich, den dolce zog er vor. Seine Lieblingsgerichte waren Maccaroni und Broccoli, ja er beschloss guten Broccolisamen nach Deutschland zu importiren und dort seine Cultur zu versuchen.

Wie ganz anders war ihm zu Muthe, als er hier, „mitten unter den Trümmern einer grossen Vergangenheit, mitten im Schoosse einer fremden Nationalität in heimisch-deutschem Kreise" leben durfte. Schon wenige Tage nach seiner Ankunft (am 17. Januar) konnte er berichten, dass er, inmitten einer deutschen Colonie lebend, sehr befriedigende Anknüpfungen gemacht habe, und auf täglichen Excursionen vom Lateran bis zum Vatican, von den Caracallathermen bis zum monte Pincio, von der Tiberinsel bis zu den Thermen des Diocletian sich umgesehen habe. Zwar gestaltete sich sein Umgang ganz anders als er und die Andren daheim erwartet hatten. Mit Bunsen und den übrigen Bewohnern des palazzo Caffarelli, z. B. dem Gesandtschaftsprediger Abeken, bildete sich kein näheres Verhältniss. Auch mit Kestner, „Werthers Leidens-Sohn", und Platner, dem Jugendfreund G. Hermanns, kam er wenig zusammen. Selbst Gerhard sah er nur selten. Die in Florenz mit Dressel angeknüpfte Bekanntschaft lockerte sich wieder. Von Theodor Heyse, den er gern mehr culti-

virt hätte, hielt ihn Zeitmangel fern. Sehr zurückgezogen, gedrückt und gebrochen lebte der frühere Dolmetscher der griechischen Regierung, Joh. Franz, dessen Virtuosität in praktischer Uebung der altgriechischen Sprache, schriftlich und mündlich, R.'s Interesse erregte. Anfangs schloss er sich, als an einen näheren Landsmann, einem Professor Schulze von der Ritterakademie in Liegnitz an, der für ein Corpus diplomaticum Polonicum des Grafen Raczinsky reiste und sich des Beinamens *pretone* erfreute, weil er beleibt war und häufig auf dem Capitol an Abekens Stelle predigte. Den persönlich innigsten und ergiebigsten Umgang fand er in der casa Tarpea des archäologischen Instituts: gemüthliche Ansprache bei dem Arzt des protestantischen Hospitals, dem Berliner Dr. Schulze und seiner Frau, einer Schwester von Steinhart in Pforta; den anregendsten geistigen Austausch dagegen bei zwei thüringischen Landsleuten, Emil Braun und Richard Lepsius, den beiden Secretären des archäologischen Instituts. Letzterer weihte ihn in die noch neuen Mysterien der ägyptischen Hieroglyphik ein. Ersteren hatte R. bereits in Deutschland flüchtig kennen gelernt, von den Aussichten des interessanten jungen Mannes auf eine Anstellung am archäologischen Institut vernommen und für den Fall ihrer Erfüllung vorläufige Abrede über die Besorgung von Handschriftcollationen mit ihm getroffen, endlich, wie oben berichtet, definitive Bestellungen bei ihm gemacht. In Rom zogen sich nun die beiden dämonischen Naturen durch wunderbare Wahlverwandtschaft in dem Grade an, dass Jeder im Andern sich selbst in höherer Potenz gefunden zu haben meinte. Gemeinsam war Beiden ein gewaltiger Drang nach weiteingreifenden wissenschaftlichen Unternehmungen, ausserordentliches Geschick und opferfreudige Energie in praktischer Durchführung derselben, eine diplomatische Ader, eine Mischung kühl berechnenden Verstandes mit beflügelter Phantasie und thüringischer Beweglichkeit des Gemüthes. Braun wurde für R. der Mystagog in die Geheimnisse des italiänischen Volkscharakters und der Interpret der römischen Kunstwelt. Wie sehr dieser den neuen Freund schätzte, vielleicht auch überschätzte, zeigt folgende begeisterte Schilderung.

„Classischer Archäolog dagegen, dabei aber auch classischer Philolog so viel als nöthig und zugleich homöopathischer Arzt, ist Dr. Braun, einer der bedeutendsten und merkwürdigsten Menschen, die mir vorgekommen sind. Eine unter dem Schein eines leichten, fast leichtsinnigen, formlosen Aeussern ganz tiefsinnige, poetische Natur von einem zuweilen fast mystischen Anschauungsvermögen, der Schelling und Rumohr lange Zeit sehr nahe gestanden hat, dennoch von grosser Klarheit und nüchternster Forschung, von vielseitigstem und dennoch gründlichem Interesse; zu dem allen aber von einer praktischen Thätigkeit und Gewandtheit, einer Kenntniss italiänischer, besonders römischer Verhältnisse, einer taktvollen Geschicklichkeit, italiänische Persönlichkeiten zu behandeln, die ihn ganz bewunderungswürdig machen. Er ist die Seele des archäologischen Instituts, zu dessen Forterhaltung ein eben so seltener Verein von Eigenschaften gehört, wie zu dem wahrhaft grossartigen Werke seiner Gründung, welche ein unverwelkliches Verdienst Gerhards bleiben wird. Nehmt nun bei Dr. Braun noch einen Grad uneigennütziger, selbstentäussernder, aufopferungsvoller Gesinnung hinzu, dass ich und Hunderte uns bei der Vergleichung mit ihm schämen müssten, so mögt Ihr ermessen, für welches Glück ich es achte, nicht nur in Beziehung, sondern in nahe Freundschaft mit ihm getreten zu sein. Unzählige Stunden, ja Tage hat der Vielbeschäftigte mir gewidmet, mich überall hin und überall eingeführt, wo ich es wünschte oder er es für mich wünschenswerth fand, das ganze Talent seiner praktischen Menschenkenntniss für mich und meine Zwecke in Bewegung gesetzt, — kurz, sich durch tausend Gefälligkeiten und Freundschaftsdienste unsterbliche Verdienste um mich und Anspruch auf meine lebenslängliche Dankbarkeit erworben. Doch davon kann jetzt im Grunde nicht mehr die Rede unter uns sein; schon unsre gemeinsamen Interessen mussten uns bald zusammenführen, dass wir einander nicht mehr entbehren konnten. Und so haben wir denn (wie viele!!) ganze Tage mit einander verluleit, in Gesprächen aller Art, in wissenschaftlichen Erörterungen, in gar mancherlei Plänen, und so schwand Woche um Woche hin, dergestalt, dass mir, der

ich ausserdem mit meinen Bibliotheken so beschäftigt war, oft lange Zeiten keine Stunde zur Fortsetzung dieser Blätter übrig blieb. Von jenen Plänen will ich nur den zunächst vorliegenden erwähnen, wonach er mit mir nach Mailand gehen, oder mich doch dort treffen will, um dort numismatische Studien zu machen."

In der Bibliothek des Vaticans erfreute den Arbeitenden zunächst die erträglichere Temperatur, bei der man sich die Finger nicht zu erfrieren brauchte. Auch die übrigen Umstände der Benutzung waren wenigstens keine ungünstigen, unendlich günstiger als unter Angelo Mai's Verwaltung. Bibliothekar war Mezzofanti. Die Empfehlung von Jacobs war freilich bei der grossen Zerstreutheit und Vergesslichkeit des Mannes zu nichts nütze. Die Besucher der Bibliothek dienten ihm wesentlich als animae viles, um seine Sprachfertigkeit an ihnen zu üben: in wissenschaftlichen Zwecken sie zu fördern fehlte ihm nicht nur der Wille, sondern auch die Fähigkeit. „Ich redete ihn italiänisch an: das nahm er beinah übel, denn es ist wahr: es mögen Fremde von 20 Nationen zugleich auf der Bibliothek sein, er redet mit jedem seine Landessprache, und redet jede gut, mit sehr wenig fremdartigem Accent und ohne alle Anstrengung. Kommt ein Fremder aus einer entlegenen Gegend, dann wehe ihm; Mezzofanti fällt über ihn her wie der Geier über das Aas, und lässt ihn nicht los, ehe er ihn ganz ausgesaugt hat; so begierig und leidenschaftlich erpicht ist er darauf, sein Sprachtalent zu üben. Mit mir fing er, als er hörte, ich käme aus Breslau in Schlesien, sogleich an Illyrisch zu sprechen, weil, wie er meinte, dieser Dialekt dort in der Nähe gesprochen würde. (Ein anderer Italiäner hielt mich für einen Landsmann des berühmten, hier berüchtigten Potter aus Brüssel, weil ich Silesia in Prussia als mein Vaterland angegeben hatte.) Als es mit dem Illyrischen nichts, und Mezzofanti über die geographische Lage Schlesiens einigermassen aufgeklärt war, begann er Polnisch. Da das auch nicht ging, verlor ich das Interesse für ihn und er suchte wieder Conversation bei seinen Chinesen, Armeniern, Syrern, Chaldäern, Neugriechen, Türken u. s. w. Es jammert einen recht, so ausserordent-

liche Gaben ohne alle Frucht für die Wissenschaft zu sehen. Was könnte der Mann für sprachvergleichende Grammatik leisten! Aber davon hat er gar keinen Begriff, auch sonst keinen Sinn für Wissenschaft oder Kenntniss davon; es ist lediglich die beispiellose Virtuosität einer fast nur mechanischen Fertigkeit, die ihn so merkwürdig macht; auf einen zusammenhängenden discorso einzugehen, hat er weder die Fähigkeit, denn er ist sehr confus und verfolgt nur die flachsten Dinge mit einiger Aufmerksamkeit, nie eine strenge Gedankenreihe; noch auch die Lust, denn er will im Grunde nur sich sprechen hören und hören lassen, am Gehalt liegt ihm gar nichts, er steht ganz unter der Herrschaft einer kindischen, sonst aber ziemlich unschuldigen Eitelkeit. Ich habe es mit ihm verdorben, seit ich den Ankauf einer neugriechischen Grammatik, die er in Commission hat und mir gern für drei Scudi anhängen wollte, mit so guter Manier als möglich ablehnte. Das war eigentlich nicht klug, indess wusste ich schon, dass ich ihn sehr gut entbehren konnte. Er legt Niemand ein Hinderniss in den Weg, hilft aber Keinem das Geringste; denn weder weiss er Bescheid um die Bibliothek noch bekümmert er sich darum.“ Das eigentliche Factotum war der Scrittore, Monsignore Laureani, Präsident der Arcadischen Akademie, ein liebenswürdiger und gefälliger Mann, dessen Gunst unser Freund bald zu gewinnen wusste. Schon am dritten Tage hatte jener die seltene Güte, ihm ein Verzeichniss aller 30—40 Plautinischen Handschriften aus allen fünf Abtheilungen der Bibliothek mit Hinzufügung der Signaturen aus den Katalogen auszuziehen und zu übergeben. So konnte sich R. die einzelnen Handschriften schnell hintereinander zur Durchsicht vorlegen lassen. Auch wurde ihm gestattet öfter bis 2 (statt bis 1) Uhr zu arbeiten, einmal sogar an einem Ferientage. „Nach dritthalbwöchentlichen geduldigsten Bestrebungen“, nachdem er 21 Handschriften des Plautus in der Vaticana durchgesehen, war er am 27. Januar so glücklich, die drei alten Codd. des Lipsius, und darunter (wie er combinirt hatte) den Originalcodex des Kardinal Orsini, in dem die zwölf letzten Comödien zuerst aus Deutschland nach Italien kamen, zu entdecken. Den alten

Palatinus *(vetus Camerarii)* verglich er vollständig zu allen 21 Stücken. Schon zu Anfang des März dachte er daran, über die Ausbeute des Mailänder Palimpsestes öffentlich Bericht zu erstatten, sei es als Beitrag für die acta societatis Graecae von G. Hermann, sei es als Breslauer Festprogramm für den August. „Ich glaube, die Leute werden sich doch verwundern über die Neuigkeiten, die ich ihnen zu sagen habe über den Inhalt des Palimpsest," schreibt er am 3. März an Stenzler. Aber die Fülle der übrigen Arbeiten liess ihn noch nicht dazu kommen.

Angesichts der Vaticanischen Handschriftenmassen wurde ihm klar, dass man die Kritik einer grossen Anzahl von alten Schriftstellern ganz von vorn anfangen und zu einem neuen Abschluss bringen könnte bloss mit Hülfe der Vaticana. Natürlich versäumte er nicht auch zu andren römischen Bibliotheken den Zugang zu suchen. Als ihm nun die erbetenen permessi alle zu gleicher Zeit über den Hals kamen, war er, um die günstigen Gelegenheiten nicht entschlüpfen zu lassen, viele Wochen lang wie ein gehetztes Wild, als wenn er in Breslau Collegien zu lesen, Seminar zu halten und alle zwei Tage einen Candidaten zu examiniren hätte. Die Combination der verschiedenen appuntamenti mit grösster Vorsicht und Delicatesse zu betreiben war nicht leicht. Er machte eine merkwürdige Schule der Diplomatie in den Verhandlungen mit den Hütern handschriftlicher Schätze durch, als gelehriger Zögling Em. Brauns. Das Ergebniss derselben fasst er in folgende Schilderung zusammen. „Illiberalität und Eifersucht gegen den Fremden, den Gelehrten, den Preussen; Bequemlichkeit und Scheu vor Consequenzen; Bigotterie gegen den Häretiker; diese und ähnliche Mächte waren fortwährend zu bekämpfen und zu überwinden, und natürlich nie durch eine andre Waffe, als durch Klugheit, Nachgiebigkeit, Demuth, Geduld und Beharrlichkeit. Ich habe in dieser Beziehung eine ganz merkwürdige Schule in Rom durchgemacht und in meiner kleinen Sphäre eine Art von diplomatischem Spiel gespielt, welchem ich zugleich eine Kenntniss römischer Verhältnisse, Persönlichkeiten, Ansichten verdanke, wie ich sie sonst nimmermehr

erlangt hätte. Von dieser Zähigkeit römischer Geistlichen (denn sie sind es doch meist, mit denen man zu thun hat, weltliche oder kirchliche) hat man keinen Begriff. Fast nichts ist auf dem einfachen, graden Weg offnen Vertrauens zu erreichen; fast alles durch Geduld und die rechte Behandlung. Geduld, dreimal Geduld ist freilich das alleroberste; die einfachsten Dinge, bei denen es bei uns nur auf Ja oder Nein ankommt, wollen dort erst gesäet, gewartet und gepflegt werden, müssen wachsen und reif werden, ehe sich Frucht ernten lässt. Eine einzige Uebereilung, eine einzige unzeitige Hast kann und wird in der Regel Alles verderben. Wer den Arm haben möchte, muss bei der äussersten Spitze des Nagels am kleinen Finger anfangen und keinen Blick darüber hinaus nach dem Arme thun. Nie darf man es zu einer directen abschlägigen Antwort kommen lassen, nie etwas so verlangen, dass sie darauf erfolgen kann. Das einmal abgeschlagene ist rettungslos verloren; weiss man vorzubeugen, auszuweichen, abzulenken und stellt die Sachen nie auf die Spitze, so kann man das, was sonst ohne Weitres gebrochen wäre, auf hundert andern Wegen, unter hundert andern Formen zum Biegen bringen. Aber auf der andern Seite würde man sich gewaltig irren, wenn man glaubte, mit einer noch so feinen, bloss klugen, aber heuchlerischen Politik gewonnenes Spiel zu haben. Die fühlt der römische Geistliche unfehlbar durch; bloss nach dem Munde reden und im Herzen lachen, hilft zu gar nichts. Es ist, als wenn sie einem die innersten Gedanken vom Gesicht abläsen; ich habe merkwürdige Beispiele davon erlebt. Bis auf einen gewissen Grad wollen, erwarten sie diplomatische Behandlung, aber im Grunde nur, um die Grundlage recht fest und sicher zu gewinnen, auf der ein Verhältniss, wie das des Patronats und der Clientel, bei ihnen allein gedeiht, das ist nämlich das persönliche Vertrauen. Es ist ganz unerlässlich, sich in die Individualität, von der man etwas erlangen will, hineinzufühlen, mit ihren Interessen, ihren Eigenheiten, ihrer Ansichtsweise, soweit das der menschlichen Natur und dem Gewissen möglich ist, sich zu identificiren, kurz eine gewisse Liebe für sie, selbst in ihrer Schwäche, zu gewinnen;

erst dann fallen die Riegel von ihren harten und zähen Herzen ab. So habe ich es unter anderm mit dem Padre maestro der Chiesa nuova erfahren, in deren Besitz die schöne Bibliotheca Vallicelliana ist. Vier Wochen habe ich bei dem operiren müssen, und gab schon die Hoffnung auf Erfolg auf, und jetzt habe ich schon seit geraumer Zeit die Erlaubniss, jeden Donnerstag, der für die Vaticana regelmässiger Ferientag ist, von 9—2 Uhr auf der Vallicelliana zu arbeiten, und der alte Mann ist so gut und wohlwollend und liebreich, wie ein Vater mit seinem Sohne. — — — Rom ist ganz eigentlich das Land der 'impegni', d. h. persönlicher Verbindlichkeiten. Jeder Dienst, jede Gefälligkeit erwartet Gegendienst und Vergeltung; wer ihn geleistet, kann mit Bestimmtheit auf Revanche rechnen; wer ihn erfahren, erkennt seine Verpflichtung unverbrüchlich an. Daraus hat sich unausgesprochen ein förmliches System gebildet, es wird gewissermassen gerechnet mit impegni, wie mit einer currenten Münze. Die erste Aufgabe, wenn man bei einem Unbekannten etwas durchsetzen will, ist, nachzudenken, wo die Reihe der Bekannten, die man selber hat, mit der Reihe seiner Bekannten einen Berührungspunkt hat; und wenn dann diese galvanische Kette auf jeder Seite zehn Glieder hätte, so ist man doch der gleichmässig fortgepflanzten Wirkung vom ersten bis zum zwanzigsten Gliede gewiss. Und dieses ganze Verfahren wird nichts weniger als geheim oder discret getrieben, sondern man verhehlt es so wenig, dass man schliesslich die gewünschte Vergünstigung unter der ausdrücklichen Form gewährt, z. B.: Da auf den Wunsch Ihres Freundes A., dessen Gönner B. sich bei Herrn C. dahin verwendet hat, dass dieser den D. veranlassen möge, bei meinem Collegen E. dahin zu wirken, dass Ihnen von mir die und die Erlaubniss ertheilt werde, so bin ich mit Vergnügen bereit, Ihnen zu dienen. Der F., wenn er mit dem D. gut bekannt ist, nimmt es ihm auch nicht im Geringsten übel, dass dieser sich, wenn er die Empfehlung des E. für noch wirksamer hält, dessen Vermittelung bedient, statt unmittelbar an den F. zu gehen. Im Grunde liegt auch hier wieder der Wunsch, eine Garantie für die Gesinnung des-

jenigen zu haben, den man nicht persönlich kennt. Namentlich im geistlichen Kreise ist ein heimliches Misstrauen durchgehend, zu dem sie auch Grund genug haben, da sie sich weder auf ihre Landsleute im Allgemeinen verlassen können, noch es an sehr schlimmen Erfahrungen fehlt, die sie mit Fremden gemacht haben. Sie verlangen ja auch von dem Fremden, namentlich dem Protestanten, gar nicht, dass er mit ihnen einverstanden sei, sondern nur, dass er ihre Sache mit einer gewissen Anerkennung gelten lasse, und — um es in ein Wort zusammenzufassen — dass er gegen sie ehrlich sei. Zu welchen Missbräuchen übrigens in der Staatsverwaltung und Regierung, in der Stellenbesetzung u. dgl. jenes System führen muss, da es dort ebenso gut gilt, als wenn ich den Zugang zu einer unschuldigen Bibliothek suche, kann sich jeder leicht vorstellen. Das Schlimme des an sich gar nicht üblen Zuges liegt in der Uebertreibung, dass die Erfüllung jeder persönlichen Verbindlichkeit wie eine moralisch gebotene Pflicht behandelt wird. Nun glaube man aber nicht, dass ich in jeder mir zugänglichen Bibliothek frei schalten und walten könne. Ueberall sind andere Beschränkungen. In der einen (z. B. in der Angelica, der Eremitenbibliothek bei S. Agostino) darf ich den Handschriftenkatalog selbst gebrauchen, bekomme aber nie mehr als eine Handschrift auf einmal; in einer andern bekomme ich deren zehn, aber den Katalog nie zu sehen; und so ist das überall verschieden, in der Chigiana, bei den Jesuiten, im Collegio greco etc. Die Furcht vor Publicationen gegen das Interesse der Kirche liegt wohl zu Grunde, nachher ist diese Zurückhaltung Gewohnheit geworden und gilt beinahe als Amtspflicht. Uebrigens habe ich bis jetzt zwar weder die Komödien des Menander, noch die untergegangenen Bücher des Livius entdeckt oder die Origines des Cato, aber doch nicht nur manche anderweitige interessante und brauchbare Kleinigkeit gefunden, sondern vor Allem meinen Hauptzweck erreicht und durch autoptische Untersuchung von 50—60 Handschriften des Plautus, darunter der allerältesten nach dem Palimpsest, solche Kenntniss und Uebersicht der dahineinschlagenden Verhältnisse bekommen, dass ich einen förmlichen genealogischen

Stammbaum über die Abstammung und Verwandtschaft aller Väter, Söhne, Brüder, Enkel und Neffen in der grossen Plautinischen Manuscriptenfamilie habe anfertigen können.“

Einer seiner geistlichen Gönner war der freisinnige Pater Theiner, ein Breslauer. Auch das theologische Interesse, welches der protestantische Pfarrersohn an dem Katholicismus nahm, die Anerkennung, welchen er manchen Institutionen der römischen Kirche von ihrem Standpunkte aus zollte und unbefangen aussprach, mag ihn hier und da empfohlen haben. Mit einem gelehrten Kanonisten, dem Advokaten Delicati, liess er sich in mehrere Disputationen ein. Sie wurden lateinisch geführt, denn im Italiänischen wäre ihm jener zu überlegen gewesen. Dass von Bekehrungsversuchen nie die Rede gewesen, hielt er doch nicht für überflüssig den Seinigen zur Beruhigung zu versichern.

Durch Verbindungen solcher Art gelang es manche Thüre zu öffnen, die Andren streng verschlossen blieb. So z. B. die Sakristei von St. Peter, zu deren Schätzen der nächst dem Bembinus wichtigste Terenzcodex (der Basilicanus) gehört. Als besonders fruchtbares Ergebniss seiner Durchforschung der massgebenden Terenzhandschriften meldet er Stenzler am 4. Juni: „Eine äusserst interessante Sache ist, dass ich glaube in den Stand gesetzt zu sein, für alle Terenzischen Stücke die genaue Vertheilung der verschiedenen Rollen an die einzelnen Schauspieler nachzuweisen: was auf eine durchaus andre Weise gemacht worden zu sein scheint als wir uns vorzustellen pflegen. Auch über die Didascalien der Terenzischen Stücke habe ich alles Material zu einer erschöpfenden Untersuchung gesammelt.“ Die vollständige Collation des Bembinus und des Basilicanus blieb Braun überlassen, der am 24. Juni ihren Abschluss meldete.

Besonders schwierig war der Jesuitengeneral, unter dessen Oberaufsicht die Bibliothek des collegio Romano stand, aber grade hier feierte der angehende Diplomat den grössten Triumph seiner Geschicklichkeit. War die Stimmung der römischen Geistlichkeit gegen Preussen in Folge des unzweckmässigen Verfahrens von Seiten des Gesandten Bunsen überhaupt eine gereizte, so waren insbesondere die Je-

suiten gegen die preussischen Gelehrten erbittert, nachdem der ältere Zumpt (in Italien wegen seiner Körperlänge *Zumptone* genannt) zwar den gesammten auf Cicero bezüglichen handschriftlichen Nachlass des gelehrten Jesuiten Lagomarsini hatte benutzen dürfen, von seiner hierdurch bereicherten Ausgabe der Verrinen aber kein Exemplar, selbst auf mehrmaliges Bitten, nach Rom gesandt, auch in der Vorrede des verdienstvollen Sammlers nicht gebührend gedacht und obenein die Naivetät gehabt hatte, dasselbe Jesuitencollegium zum Behuf neuer Publicationen um neue Mittheilungen aus jenem Schatze 'in maiorem dei gloriam' anzugehen. Dies hatte man als Hohn aufgefasst, und die ganze Schale berechtigten Grolls über jenen unschuldigen Prof. Schulze aus Liegnitz ausgeschüttet, der eine Herodothandschrift zu benutzen wünschte: sie wurde ihm rund und für alle Zeiten abgeschlagen unter heftigen Expectorationen über die Anmassungen der Prussiani, welche den Orden höhnten und steinigten und dann doch um Gefälligkeiten angingen. An demselben Tage aber, als dieses Gewitter sich entlud, durfte unser geschickter Freund unbehelligt die Bibliothek des collegio Romano untersuchen und erhielt fünf Tage später die definitive Erlaubniss regelmässig darin zu arbeiten. Hier war es, wo er in einem unscheinbaren Plautuscodex jenen merkwürdigen Artikel fand, dessen Anfang schon Osann (ohne Angabe der Quelle) publicirt hatte, — das sogenannte scholion Plautinum, welches der Ausgangspunkt für R.'s so überaus fruchtbare Forschungen über die Alexandrinischen Bibliotheken sowie über die Pisistrateische Redaction der Homerischen Gesänge geworden ist. Zuerst traute derselbe der Sache noch nicht recht, er liess durch Stenzler in Breslau Recherchen über Plautinische Scholien anstellen,[1]) die zwar mit exemplarischem Eifer geführt wurden, aber freilich zu keinem Resultat führten.[2]) Am 4. Juni ist ihm die Bedeutung des Fundes ganz klar. So wie er zurückkommt, will er das Ineditum drucken lassen, befürchtet nur, dass Osann als vermuthlicher Bearbeiter der Berliner Preisaufgabe ihm zuvorkommen werde.

---

1) An Stenzler 28. Januar. 2) An Stenzler 3. März 1837: „Schade, dass sie keiner bessern Sache gegolten haben."

In der Angelicana fand er das kleine griechische Lexicon,[1]) „zum Glück (oder Unglück?) nur 29 Quartblätter“. Dass es unedirt und „wenn auch nur in seiner eigenthümlichen Form gewinnbringend“ sei, erkannte der gewiegte Forscher griechischer Lexicographie auf den ersten Blick. Am 28. Januar war die Abschrift begonnen, am 3. März fertig. Auch die Handschriften epigraphischen Inhaltes liess er nicht unbeachtet. In einem codex des 16ten Jahrh. in der Vallicelliana[2]) fand er einige hundert lateinische Inschriften, zum Theil wenigstens unedirt, welche er abschrieb.[3])

Neben den Bibliotheksarbeiten gingen in zweiter Linie die archäologischen Studien her. In Rom wurde dem Autodidakten auf diesem Gebiete erst anschaulich, was dazu gehöre, Archäologie in wahrhaft wissenschaftlichem Sinne zu treiben. „Die unübersehbare Masse von antiken Monumenten, die schon Rom aufzuweisen hat (denn in Neapel quellen sie ja, so zu sagen, noch fortwährend aus dem unerschöpflichen Boden auf), hat mich übrigens von dem Wahne geheilt, als liesse sich Archäologie so beiläufig neben der Philologie her treiben, sowie sie mir auch die Augen erst geöffnet hat über das, was Monumentenkenntniss und Kunsterklärung eigentlich sagen will. Nur wer in der Fülle und täglichen Anschauung der Monumente drin sitzt, kann Archäologie in umfassendem Sinne und wahrhaft fruchtbarer Weise cultiviren; fast Alles, was in Deutschland darüber zu Tage gebracht wird, Müller in Göttingen nicht ausgenommen, erscheint dagegen äusserst dürftig und unlebendig. So ist mir denn auch die grosse Bedeutung des Zweiges der Archäologie, der durch die Vasendarstellung gebildet wird, erst hier allmälig aufgegangen, und begreife ich jetzt vollkommen die Leidenschaft, zu welcher sich die Beschäftigung damit steigern kann, da in der That bei dem jetzigen Standpunkte keine andre Monumentenklasse mit so mächtigen Schritten in die interessantesten Seitén des antiken Lebens hineinführt und auch eine mässige Bemühung mit so reicher Ernte belohnt.

---

1) Vgl. opuscula I 674 ff. 2) Vgl. opusc. IV p. 2 A. 3) An Stehzler Mailand 4. Juni 37.

Freilich kann ich auch die Meinung nicht bergen, dass es nur sehr wenig glückliche und gesunde Kunsterklärer giebt und gegeben hat.“

Am 21. April in der solennen adunanza, welche das archäologische Institut zum Andenken von Roms Gründung zu veranstalten pflegt, hielt der neue Adept einen brillanten discorso über eine in Cervetri gefundene Vase, die sogen. amphora Galassiana. In zwei schwarz auf rothem Grunde gemalten Bildern sind Scenen des täglichen Lebens (die Olivenernte und deren Erfolg) dargestellt, jedes derselben ist durch eine griechische Inschrift erläutert, deren noch nicht entzifferter Sinn dem Vortragenden zum ersten Mal Gelegenheit bot, seinen Scharfsinn an epigraphischen Problemen zu üben. Er entdeckte in der Hauptsache das Richtige, dass beide Sprüche sich wie Wunsch und Erfüllung zu einander verhalten; G. Hermann[1]) hat demnächst den Wortlaut zweier katalektischer Trimeter sichergestellt: ὦ Ζεῦ πάτερ, αἴθε πλούσιος γενοίμαν, d. h. „ach Vater Zeus, ich bitte, lass reich mich werden!“ und ἤδη μὲν, ἤδη πλέον· ἀπ᾽ ἄρα βέβακεν, d. h. „’s ist voll, ’s ist voll: in Erfüllung ist es gegangen!“ Die Abhandlung erschien bald gedruckt in den annali[2]) und trug dem Verfasser die Ernennung zum Mitgliede des Instituts ein.[3])

Auch der mündliche Vortrag war in lateinischer Sprache gehalten worden. Denn wenn in Oberitalien der Neuling sich anfangs auf sein fliessendes Italiänisch etwas zu gute gethan und ein höfliches Lob aus dem Munde seiner Mailänder Bekannten mit einer gewissen harmlosen Befriedigung vernommen hatte, wurde ihm doch schon dort klar, wie sehr ihm trotz aller Leichtigkeit der Conversation die eigentliche Herrschaft über die Sprache noch abgehe, um tiefergehende Gespräche zu führen. In Rom kam er auch zur Erkenntniss, wie schwer es sei, es zu einem echt italiänischen Stil im schrift-

1) Recension in Zimmermanns Zeitschrift für Alterthumswissensch. 1837 p. 847: vgl. Ritschl opusc. I 793 A. 2) De amphora Galassiana litterata: annali IX (1837) p. 183—189 = opusc. I 788—794. Unterschrieben: Ritschel. Ohne Datum. 3) Zum correspondirenden Mitgliede der K. K. società Aretina di scienze, lettere ed arti wurde er durch Diplom vom 20. Mai 1838 ernannt.

lichen Ausdruck zu bringen. „Was wir so in Deutschland etwa Italiänisch schreiben nennen, nun ja, das erfüllt am Ende seinen Zweck, wenn man's nur versteht; Gewächs, sieht aus wie Wein, ist's aber nicht! es braucht nichts Falsches drin zu sein, aber der Italiäner erkennt es an dem, was fehlt. Der italiänische Stil, wie er wenigstens jetzt grade cursirt, besteht aus einer ununterbrochenen Reihe von Italianismen, die man in den Grammatiken grossentheils gar nicht findet. Ihrer Herr zu werden, halte ich mit Allen, die ich darüber wohl gelegentlich gesprochen, für bei Weitem schwerer, als der entsprechenden Idiotismen des Französischen. Uebrigens ist das Italiänische eine mächtige Sprache, von enthusiasmirender Wirkung im Munde dessen, der ihrer ganz mächtig ist; ferner von ausserordentlicher Anschliessungsfähigkeit an das Griechische, in dessen wortgetreuer Wiedergebung sie mit dem Deutschen wetteifert, während sie dem mütterlichen Latein sich nicht anzuschmiegen weiss. Natürlich: da dies eine reine Verstandessprache, Griechisch und Italiänisch dagegen, wiewohl in verschiedener Beziehung, sinnliche Sprachen sind. Euphonie ist in solchem Grad das Princip des Italiänischen, dass selbst ihre syntaktischen Feinheiten und Eigenthümlichkeiten, Constructionen und Redebau, ganz darauf zurückgehen und keineswegs durch ein Bedürfniss des Gedankens hervorgerufen sind. Das heutige Italiänisch ist übrigens von dem allgemeinen europäischen Sprachentaumel, den in der neuen französischen und deutschen Litteratur Niemand verkennen kann, und der bei uns jetzt seinen hauptsächlichen Sitz in Berlin hat, ebenfalls angesteckt; mehr noch war vor 5—6 Jahren die ausdrucksvolle Gesuchtheit des Stils in ihrer ungesunden Blüthe, die einem indess auch jetzt noch das Lesen italiänischer Zeitschriften ebenso verleidet, als wenn man Varnhagen's oder Theod. Mundt's gespreizte Weisheit verdauen soll.“ Uebrigens schrieb er in Rom ein paar italiänische „Sächelchen“ für das Institut, die von den dortigen Herren mit wenigen Modificationen approbirt und so gedruckt wurden.[1]) Als er sie freilich später in Mailand einem

1) Dieselben finden sich jedoch weder im Bullettino noch in den Annali der Jahre 1837 und 38.

Venezianer zeigte, der ein gründlicher Kenner seiner Muttersprache war, musste er über die Menge von Ausstellungen, welche dieser machte, staunen, sie aber doch alle als wohlbegründet anerkennen. Der mündliche Ausdruck floss ihm nachgrade so leicht, dass er erklärte, wenn er den Schnupfen habe oder sonst unlustig und träge sei, lieber die honigmilden Laute Italiens über die Zunge gehen zu lassen als die zackig rauhen der Muttersprache. Ja einige Male hatte er die Satisfaction, von einem Italiäner für einen Landsmann, wenn auch aus einer andren Provinz, angesehen zu werden!

Ueberwältigend war der Eindruck, welchen zunächst die blosse Masse der im Vatican gesammelten antiken Sculpturen auf den noch wenig geübten Beschauer machte. „Mit dem kapitolinischen Antikenmuseum, so sehr bedeutend es auch ist, kann man doch noch allenfalls fertig werden; aber in dem Vaticanischen, von einer Ausdehnung, dass man sich wie in einem Labyrinth darin verirren kann und, wie ich Zeuge bin, verirrt hat, vergeht einem förmlich Hören und Sehen; man weiss nicht, wo anfangen oder aufhören, und kann zwei-, dreimal dort gewesen sein, ohne noch viel mehr, als den allgemeinen Eindruck mit herauszunehmen, ohne von Einzelheiten ein klares Bild zu haben und sich darüber Rechenschaft geben zu können. Man hat es sich nicht im Traum einfallen lassen, dass eine solche Masse grossentheils wohlerhaltener und bedeutsamer bildlicher Reste des Alterthums überhaupt vorhanden, geschweige denn, dass sie an Einem Ort der Welt vereinigt zu finden seien! Alles je Gesehene verschwindet dagegen, und wenn man sich gar, wie ich, früher an Orten wie Dresden und Berlin die gewissenhafte Mühe gegeben hat, jedes noch so unbedeutende antike Monument gleichsam als ein Individuum aufzufassen, zu studieren und dem Gedächtniss einzuprägen, so kömmt einem dies jetzt complet lächerlich, ja ich möchte sagen abgeschmackt vor, hier, wo so viel Tausende, als dort Dutzende sind, wo man hundert und abermals hundert Statuen oder Reliefs oder Inschriften gar keines Blickes würdigt noch würdigen kann.“

Indem er die hergebrachten Entscheidungen über topo-

graphische Fragen, welche ihn schon in Breslau beschäftigt hatten, Angesichts der Monumente prüfte, fand er, „dass unzählige Dinge, die in den deutschen Büchern als unumstössliche Wahrheiten paradiren, auf dem unsichersten Grunde beruhen und hypothetisch sind.“ Das glückliche Anschauungsvermögen der Italiäner, ihren angebornen Tact „für das was hat sein oder nicht sein können,“ ihre feine Auffassungsgabe für alles Technische und Künstlerische erkannte er als das Erbtheil ihrer Nation, gepflegt durch die tägliche Gewöhnung des Auges und Sinnes, freudig an, und sprach ihnen hiermit von Hause aus einen unberechenbaren Vorsprung zu vor dem Nordländer, als praktische Künstler, als Kunstkritiker, als Archäologen. „Auf manche Dinge, die sich ein deutscher Archäolog in seiner Studierstube ausdenkt, kann ein Italiäner gar nicht verfallen, sondern nur darüber lachen. Wir Deutsche sind nur gar zu gewohnt, uns mit unsrer Wissenschaftlichkeit, mit dem Vorrange, den wir im geistigen Leben vor den Nachbarvölkern zu behaupten meinen, viel zu wissen. Wir mögen damit auch in mehr als einer Beziehung Recht haben; der Italiäner wird es weder an speculativem Sinne, noch in historischer Detailforschung und Kritik mit uns aufnehmen; aber wir sollten nicht die Anerkennung dessen so versäumen, worin er uns — auch abgesehen vom eigentlichen Kunstgebiete — bei Weitem überlegen ist: das ist die unendlich lebendige Anschauung, die er an jedes Object des menschlichen Wissens heranbringt, und die ihm, oft genug bei ungründlicher Behandlung des Einzelnen, immer doch von grossartigen Gesichtspunkten, das Ganze in's Auge fassen lässt.“

Weniger günstig als über die natürliche Begabung fiel das Urtheil über den Charakter der römischen Gelehrten aus. Den Schlüssel zu demselben fand er im allgemeinen Volkscharakter, den er nun mit rechtem Behagen aus dem Vollen und im Centrum studierte, den Eifer belächelnd, mit dem er einst in Mailand nach jedem Stückchen italiänischer Volksthümlichkeit Jagd gemacht hatte. Im Vergleich zu den Florentinern, die er als die Sachsen Italiens bezeichnet („fein, höflich, von einem gewissen Gleichmass allgemeiner

Bildung"), fiel ihm das Selbstgefühl der Römer auf, aus dem er auch die minder liebenswürdigen Seiten, als Birbonerie, Illiberalität, Eitelkeit herleitete. Als grosse Kinder erschienen ihm aber nicht allein die gemeinen Leute, sondern vor Allem auch die römischen Gelehrten. „Kindisch aber ist vor allem der römische Gelehrte als Mensch; unfähig aus dem Cocon, in dem er sich eingesponnen, mit freiem Blick herauszuschauen und fremde Standpunkte zu würdigen; unfähig, Widerspruch zu ertragen; unfähig, seiner Eifersucht gegen den Fremden, obenan gegen den Deutschen, Herr zu werden; unfähig endlich, in der Regel, seine Stellung in der Gesellschaft von dem Gelehrten zu trennen."

Der Winter des Jahres 1836/7 war leider einer der unfreundlichsten und härtesten, welche Italien und insbesondre Rom seit Generationen gesehen hatte. Vier Monate hindurch fast ununterbrochen Regen Hagel Schnee Frost Sturm, so dass zwei oder gar drei hintereinander folgende heitere und trockene Tage zu den Seltenheiten gehörten. „Unzählige Male wünschte man sich Glück, dass nun endlich die schöne Jahreszeit gekommen zu sein scheine, und unzählige Male täuschte man sich darin." Noch zu Anfang März stellte sich Schnee ein, wie sich Niemand erinnern wollte jemals um diese Zeit erlebt zu haben. Als der eifrige Hyperboreer dennoch auf der Vaticana erschien, wunderte man sich, dass er nicht wie alle Welt bei solchem Prodigium Ferien gemacht habe. So ging es den März hindurch mit Unwetter aller Art, Nebel auf den Bergen, rauhem, nasskaltem Wind, dass die Römer glaubten, die Weltordnung habe sich umgekehrt. „Und am letzten Januar waren wir in Tivoli und assen im Freien!" (23. März.) Auf den Winter folgte sogleich der Sommer, und zwar — erst mit dem 30. Mai! Noch am 15. Mai war der Apennin schneebedeckt und schneite es in der Chiana zwischen Arezzo und Florenz. Auch in Rom vereitelte der unablässige Regen fast jeden Ausflug in die Umgegend. Dessenungeachtet befand sich R. verhältnissmässig wohl, besonders behaglich, zur Verwunderung seiner Bekannten, bei Scirocco.

Indessen war der Urlaub für das Semester abgelaufen. Der ministerielle Bescheid auf die vom 12. Februar datirte Eingabe um Verlängerung desselben bis zum Herbst liess lange auf sich warten. Noch am 1. Mai schwebte der Petent in der peinlichsten Ungewissheit über sein Schicksal. Endlich am Himmelfahrtstage, noch in Rom, erhielt er das Rescript vom 13. April, welches neuen Urlaub und neues Geld (200 Thlr.) bewilligte. Am 9. Mai in der Frühe eines trüben Tages schlug die lange gefürchtete Scheidestunde von der unvergesslichen Stadt. Durch dieselbe porta del popolo, durch die er vor etwa vier Monaten eingezogen, führte ihn der Vetturin wieder auf die via Flaminia zurück, denn auf Neapel und Campaniens ganze Herrlichkeit verzichtete er diesmal, nicht ahnend, dass es für immer sein sollte. Von seiner Serpa aus weidete er das Auge an der unermesslichen Campagna, die von dem andauernden Regen mit frischem Grün überzogen und mit den goldenen Blüthen zahlloser Ginsterbüsche übersäet war.

Die Empfehlungen, welche der 'collega ed amico' des archäologischen Instituts durch Braun bekommen hatte, öffneten ihm auf der Rückreise überall Thüren und Herzen, fast mehr als für ruhigen Genuss und Besinnen zuträglich war. Um ein Stück Apennin zu sehen, wählte er den Weg über Perugia, wo er überdiess einige bibliothekarische Nachforschungen anzustellen hatte. In zweimal drei Stunden erarbeitete er sich in der Stadtbibliothek die Beruhigung, dass nichts für ihn da zu holen sei. Blume hatte nämlich in seinem 'Iter Italicum' eine Menge Peruginer Handschriften als aus Saec. XI. XII. XIII. und dergleichen bezeichnet. Diese vielverheissenden Angaben lösten sich aber in Dunst auf, da sich bei näherer Prüfung ergab, dass jener Gelehrte bei dem Abdruck eines dort vorgefundenen Kataloges die Signaturen desselben irrthümlich als *Saec.* interpretirt hatte, während sie nur *Scansía*, d. h. Schrank, Repositorium bedeuten sollten. Empfohlen war er an den alten Etruskologen Vermiglioli, Professor an der Universität. Er fand „ein heiteres, munteres Männchen. Auch einer, der sein Leben damit verbracht hat, römische resp. etruscische Inschriften

zu Tode zu reiten, federfertig wie alle diese Leute, bei wenig solider Durchbildung, mit topographisch antiquarischen Beschäftigungen einige historische Studien über Geschichte der italiänischen Malerei verbindend, — eitel wie ein Kind, das versteht sich von selbst.“

Zwei Tage lang führte ihn Dr. Speroni, Herausgeber eines ‘giornale di scienze, lettere ed arti’, mit unermüdlicher Gefälligkeit zu allen Sehenswürdigkeiten Perugia's. Mit ihm verhandelte er am letzten Abend die Gründung eines in Rom zu druckenden, von Deutschen zu redigirenden Journals (‘Giornale enciclopedico Tedesco’ oder ‘Rivista Germanica’), welches für Italien die Bekanntschaft mit deutscher Wissenschaft und Litteratur mit Ausschluss der Theologie und grosser Beschränkung der Politik vermitteln sollte.[1])

Am 15. Mai traf er in Florenz ein. Nach der antiken Simplicität und Ungenirtheit des römischen Lebens empfand er hier die Nothwendigkeit, der Eleganz einer glänzenden modernen Hauptstadt gewisse Concessionen zu machen. Während er in Rom oft in gar unansehnlicher Garderobe „einhergestiefelt“ war, beeilte er sich hier — „einen neuen Regenschirm zu acquiriren (in diesem Jahr das wichtigste Reisemeuble) und einen weissen Filzhut mit breiter Krempe“, der ihm nach eigner Aussage zu dem braunen Schnurrbarte, den er sich hatte wachsen lassen, ganz gut stand. Ein blauer Frack mit blanken Knöpfen war wohl das Prachtstück seiner Toilette.

In dem berühmten gabinetto litterario von Vieusseux, dem Stelldichein aller Litteraten des In- und Auslandes, machte er Auszüge für das bullettino des archäologischen Instituts in Rom, und an den geselligen Donnerstag-Abenden knüpfte er Verbindungen vorzugsweise mit italiänischen Gelehrten an. So lernte er Repetti kennen, den Verfasser des geographischen Lexicons über Toscana, den Geschichtsforscher Marchese Capponi, der als der geistreichste und gediegendste der damals lebenden Florentiner Gelehrten gerühmt wurde. Im vertraulicheren Gespräche klang ihm der

---

1) An Braun 13. Mai 1837.

tiefe Gram der edleren Geister über die damalige Verkommenheit der Nation herzbewegend entgegen. Einige zeigten doch auch etwas mehr Kenntniss von deutscher Litteratur und Wissenschaft als die letterati des übrigen Italiens (die Lombardei ausgenommen). „Uebrigens ist es immer nur eine kleine Zahl dieser Erleuchteten. Die Mehrzahl ist auch in Florenz gänzlich unbekannt mit unserm Standpunkt; um sie gelegentlich zum Respect zu nöthigen, muss man förmlich einige bestimmte Namen als stehende Stichwörter gebrauchen, die einmal alte Tradition geniessen. Sie kennen keinen Dichter als Schiller, keinen Historiker als Joh. v. Müller, und bloss dessen Universalgeschichte, keinen Philosophen als Leibnitz; (spricht man z. B. von Kant, dessen Namen sie wohl auch gehört haben, so heisst's gleich: *va in aria*); keinen Mediciner als — als — Hufeland, wegen der Macrobiotik! Diese gelten ihnen aber auch nicht bloss für Repräsentanten deutscher Wissenschaft, sondern als unfehlbare Autoritäten."

Die Bibliotheksgeschäfte behandelte er bei diesem zweiten Aufenthalt als Nebensache. Auch wurde ihm über die Ueberflüssigkeit seiner Untersuchungen ein überraschendes Licht aufgesteckt. „Des alten Furia Sohn fragte mich, ob ich viel Ausbeute fände; ich sagte ihm, das gerade nicht, indess läge mir daran, die Familien der Handschriften ausfindig zu machen. Er meinte, das stände ja Alles schon im Bandini; ich leugnete das; da belehrte er mich, sie seien alle *di una sola famiglia ossia provenienza.* Ich fragte, von welcher: 'von der Mediceischen.'" Dem Vater Furia verdachte er mit Recht, dass er seine angebliche Lebensaufgabe, die Katalogisirung der seit 1780 angesammelten, bedeutenden Handschriften der Laurentiana, die noch kein Mensch kenne, — noch gar nicht angefangen habe. Ausserdem lernte er Ciampi, der sich durch Uebersetzung des Pausanias mit Hülfe einer lateinischen Version berühmt gemacht hatte, kennen und erwarb sich Migliarini's Gunst. Zu Inghirami, der in Fiesole wohnte, kletterte er an einem heissen Mainachmittag zu Fuss hinauf, ohne durch die Unterhaltung mit dem trocknen Antiquar belohnt zu werden.

Das bedeutendste Resultat dieses zweiten Florentiner Aufenthaltes für unseren Reisenden war, dass auf einmal, wie durch Offenbarung, und doch vollkommen natürlich vorbereitet, Sinn und Verständniss für Malerei in ihm hervorbrach. Wenn man erwägt, dass Studium der Kunstgeschichte, welches jetzt von Berufenen und Unberufenen als Modefach gepflegt wird, vor 40 Jahren selbst dem gelehrten Bildungsgange noch ganz fern lag, dass es noch keine brauchbaren Hand- und Reisebücher gab, wie sie jetzt auch dem unwissenden Touristen und jedem Backfisch zu bequemer Anleitung dienen, so wird man sich kaum wundern, dass ein Gelehrter wie R. ziemlich unvorbereitet in dieser Beziehung nach Italien kam. Bei lebhaftester Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, deren Erscheinungen in Formen und Farben er beredt und anschaulich zu schildern wusste, war sein Auge den Gebilden darstellender Kunst gegenüber noch wenig geübt. Zur Sculptur und Architectur hatte er durch seine archäologischen Studien ein Verhältniss gewonnen, doch bekennt er im Anfang seiner Breslauer Zeit, dass ihn bis jetzt immer noch das Interessante mehr zu fesseln vermöge als das einfach Schöne.[1]) Von Gemäldegallerien hatte er zwar die Berliner und die Dresdener gesehen, aber ohne rechten Erfolg, weil er auf sein eignes Laienurtheil angewiesen war. So verhielt er sich in Mailand der Brera gegenüber durchaus gleichgültig. „Was mir einzig zusagt, ist, mir in einer grösseren Sammlung eine sehr kleine Zahl von Stücken, die mich ansprechen, auszusuchen, und diese, aber auch nur diese, täglich aufs Neue zu besuchen uud zu besehen, wie ich's in Dresden gemacht habe und in Berlin machen würde, wenn ich da mehr für meinen Geschmack fände, cioè für einen beschränkten Geschmack. Das geht aber hier nicht an; denn die öffentliche Gemäldesammlung der Brera ist nur Donnerstags und in den Stunden geöffnet, die ich für das brauche, was mir — ehrlich gesprochen — weit mehr am Herzen liegt, als alle Gallerien der Welt. Da habt ihr nun den Pedanten in seiner ganzen Nacktheit! den Bücherwurm,

1) An Niese 28. December 1833.

den Barbaren!“ (8. Decbr.) In Begleitung von Cattaneo durchlief er die kalten Säle in einer halben Stunde, natürlich ohne jeden Genuss, schon wegen der Hetzjagd, die den Neuling nur verwirren konnte. „Und dann ist es recht unausstehlich, wenn so ein Kenner immer so redet, dass er die gleiche Bekanntschaft mit Geschichte und Chronik der Malerei bei einem voraussetzt; man getraut sich dann gar nicht, in aller Unschuld seine harmlosen Fragen anzubringen. Ich weiss eigentlich gar nicht, was ich sagen soll, wenn so ein hoher Kenner in Enthusiasmus über ein Gemälde ausbricht; stimme ich nicht ein, so erscheine ich ein Fühlloser, oder, wenn ich Bedenken haben sollte, lächerlich; stimmte ich auf der Stelle ein, so würde ich mir selbst lächerlich, da ich nicht so schnell damit bei mir fertig werden kann. Als ich nun gar gestern in einer Kirche mit meinem Stillschweigen die Bewunderung des mich herumführenden Kirchendieners nicht zu theilen schien, sagte dieser ganz gutmüthig: *ah, Lei sarà un eretico*, und meinte darin den Schlüssel zu meiner Unempfänglichkeit gefunden zu haben.“ Auch in Florenz kam er das erste Mal noch nicht weit. „Ich habe eben nicht mehr gekonnt und gewollt, als mich äusserlich orientiren, und fast eben so trocken, wie hier auf dem Papier, sieht's noch in meinem Inwendigen aus. Am weitesten bin ich noch verhältnissmässig mit der Plastik gekommen, wenigstens so weit, um Anknüpfungspunkte für Rom zu haben. In Betreff der Malerei — je nun, da bin ich nach den Raffaels und Tizians gelaufen und habe die Correggio's bei Seite gelassen, aber alsbald eingesehen, dass man hier vernünftigerweise alles frühere vergessen, unreife Urtheile, wie vielleicht das eben über Correggio angedeutete, cassiren und ganz und gar von vorn anfangen muss. Und das habe ich mir vorgenommen bei meinem zweiten Aufenthalte redlich zu versuchen, sollte ich es auch nicht weiter bringen, als zu historischer Kenntniss und Unterscheidungsfähigkeit der Hauptepochen und Meister, woran ich gar nicht verzweifle, da es mir weder an Formen- noch an Farbensinn zu fehlen scheint. Ob tiefer in das Allerheiligste zu dringen mir vergönnt sei, muss ich abwarten; vielleicht habe ich

dazu nicht genug Christenthum.“ (5. Januar.) Selbst in Rom besuchte er Gallerien und Palläste noch mehr aus Pflichtgefühl als des Genusses wegen. Was nach den Bibliotheksarbeiten seine Sinne am meisten erfrischte, war und blieb ein Spaziergang im Freien, die Landschaft, die Aussicht auf die herrlichen Bergformen. Seine aufrichtigen Bekenntnisse über frühere Ketzerei und allmälige Bekehrung mögen Manchem, der in ähnlichem Falle war, sympathisch und lehrreich sein; jedenfalls charakterisiren sie die ehrliche Empfindungs- und Anschauungsweise unsres Freundes aufs vollständigste, und zeigen, wie sein methodischer Geist aus eignen Erfahrungen die Genesis des Kunstverständnisses abzuleiten wusste. „Es wird den Lesern dieser Blätter erinnerlich sein, wie wenig Ordentliches ich früherhin mit Gemälden für meinen innern Sinn anzufangen wusste, wie — ehrlich gestanden — die ganze Malerei eine verschlossene Welt für mich war. So muss ich auch von Rom noch sagen, dass ich mich dort mehr von Bekannten hinschleppen liess zu den Gallerien, auch aus Pflichtgefühl mich selbst hinschleppte, dass aber doch diese Bemühungen immer eine Art Strapaze für mich waren, und einen recht freudigen Genuss mir nicht gaben. Aber das ist doch ganz gut und nothwendig gewesen, wie ich jetzt einsehe; es waren Opfer, die durchaus gebracht werden mussten und in ähnlichem Falle wohl immer müssen, deren aber auch der einstige Lohn werth ist. Das erste Unerlässliche ist, eine Kunst zu lernen, zu der wir in Deutschland allzuwenig angeübt werden, die Kunst zu sehen. Sie lernt sich — ausser bei besonders Begabten — natürlich nur dadurch, dass man viel sieht, so viel als nur möglich, und nicht müde wird darin, gleichviel ob es mit Freude geschieht und zu augenblicklicher Klarheit führt, oder ob man sich zwingt und ganz wüst und dumm im Kopfe wird. So gestaltet sich unvermerkt ganz von selbst auch eine Art Uebersicht über die Grenzen, den Umfang, die Gegenstände, die Entwicklungsperioden der Kunst: wenn man sich dieser Anhaltspunkte auch erst späterhin bewusst wird, wenn ungeahnt einmal die gute Stunde kommt, da das verwirrte Chaos, wie durch den Zauber plötzlicher Schlaglichter auf einmal

aufgehellt und geklärt wird. Dann ist natürlich nöthig, von vornherein zu glauben, dass das gross und schön und bedeutend ist, was dafür gilt, und sich viel eher allen Zwang anzuthun, um durch stets wiederholte Versuche sich in dieselbe Ansicht hineinzufühlen und einzuleben, als dem Scepticismus Raum zu geben; man muss, kurz gesagt, schlechterdings mit der Liebe, und nicht mit der Kritik anfangen, die zu ihrer Zeit, wenn sie erst das Recht dazu hat, sich schon von selbst einstellen wird; ein Verfahren, welches mir um so leichter geworden ist, je inniger es auch mit meiner Ueberzeugung auch für andre Sphären zusammenhängt. So habe ich denn auch nicht leicht ein mündliches Urtheil von solchen, die mehr in der Sache darin waren als ich, ungenutzt fallen lassen, ohne es irgendwie in mich aufzunehmen. Mancherlei Umstände haben mich in Rom, ohne dass ich mir das damals so anzurechnen im Stande gewesen wäre, wo ich nur einem dunklen Instinct folgte, begünstigt. Einen ersten Anstoss erhielt ich durch Betrachtung ausgesuchter Genrebilder, die ich jetzt für vorzüglich geeignet halten muss, um den Sinn für die Kunstwelt der Malerei zu erschliessen. Es waren die im Privatbesitz von Thorwaldsen, für mich doppelt bedeutend durch dessen mündliche Erläuterungen, die ebenso anspruchslos gegeben als fruchtbar waren. Manches zu sehen, besonders aus den Anfängen der Kunst aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert, hatte ich bei Kestner Gelegenheit. Vor Allem hat mich aber der Umgang mit Braun gefördert, der in der neuen Kunst nicht weniger als in der alten zu Hause ist. Auch Platners Abriss der Geschichte der Malerei in der Beschreibung Roms, so hausbacken er in Form und Gedanken ist, hat mich doch bedeutend weiter geführt. Indessen waren doch das alles nur Keime, noch umschlossen von fester Hülle, die sie erst noch sprengen sollten, um dem klaren Tagesschein sich zu erschliessen. Ich verliess Rom, ohne zu ahnen, dass mir diese ganze Region noch einmal wahrhafte Bedeutung bringen sollte. So kam ich nach Perugia, und war hier genöthigt, von Speroni mich so herumhetzen zu lassen, wie ich es neulich angedeutet. Nichts desto weniger haben diese zwei Tage den wirklichen

Durchbruch unmittelbar bewirkt, denn als ich nun das allererste Mal wieder in die Gallerie von Florenz trat, da war es, als wenn ein grosser Vorhang zwischen mir und den Bildern, oder zwischen meinem Auge und meinem Innern gefallen wäre; die Bilder der Tribune namentlich, die mir äusserlich so sehr wohl bekannt waren, sahen mich mit ganz andern Augen, ordentlich wie mit Menschenaugen an, und hielten Gespräche mit meinem Herzen, grüssten mich wie alte, lange verkannte, liebe Freunde! Ich war ihnen gegenüber wie neugeboren und in einer neuen Welt. Von nun an hatte ich eine wahre Leidenschaft nach der Gallerie zu eilen, und liess, um nichts zu versäumen, die Bibliothek täglich eine halbe Stunde früher im Stich. Es liess mir zugleich keine Ruhe noch Rast, von dem plötzlichen Lichtstrahl und von der Florentiner Lichtregion überhaupt zu profitiren, was nur möglich war. Ein Buch über die Geschichte der Malerei konnte ich nicht auftreiben, ich nahm also einen italiänischen und einen französischen Katalog her, und schrieb mir ausserdem von den Täfelchen, die in der Gallerie unter jedem Bilde befestigt sind, die Geburts- und Todesjahre aller Maler ab; und mit diesen dürftigen Hülfsmitteln war ich — fast kann ich sagen Tag und Nacht beschäftigt, mir auf meine Weise und für mein Bedürfniss, unter verschiednen Gesichtspunkten, Tabellen und systematische und chronologische Uebersichten zu entwerfen; und so täglich mit neuer materieller Kenntniss zu den Bildern kommend fand ich mich täglich durch ihre Beschauung weiter gefördert.“

In seinen kunstgeschichtlichen Bemühungen war ihm besonders förderlich Dr. Johannes Gaye, ein Holsteiner, Schüler Hegels und glühender Verehrer Leo's, der seit sieben Jahren in Italien mit Geschichts- und Kunststudien beschäftigt ihn mit der von Rumohr so meisterhaft geübten Methode urkundlicher Forschung bekannt machte, „der zweite, im vollen Sinne des Wortes bedeutende Mensch, den ich auf meiner ganzen Reise so kennen gelernt, dass ich ihm zugleich persönlich näher getreten wäre“. Der gemeinsame deutsche Standpunkt des wissenschaftlichen Interesses brachte

sie schnell einander näher, und R. bekannte in ähnlicher Weise, wie Braun für Rom, so ihm für Kenntniss des geistigen und moralischen Lebens in Toscana das Meiste zu verdanken.[1]) Ausser Raffael, den er neben Phidias als das höchste Ideal eines Künstlers verehrte, und Perugino, den er in Perugia studiert hatte, lernte er nun besonders Andrea del Sarto und Fra Bartolomeo lieben; von seiner früheren Neigung zu interessanten Talenten der sinkenden Kunst wie Domenichino, Guercino, Carlo Dolci u. A. war er auf einmal curirt. Die einheitliche Künstlernatur eines wahrhaft grossen Meisters zu verstehen, sich in sie zu vertiefen war ihm jetzt ein eben so hoher Genuss als das Studium Goethe'scher Poesie. Nicht schärfer aber und individueller lässt sich das tiefere Interesse, welches er nunmehr für die Malerei gewonnen hatte, illustriren als durch die Thatsache, dass ihm Aufgaben und Mittel zur methodischen Förderung kunsthistorischer Forschungen einfielen. „Ich denke mir, es müsste äusserst instructiv sein, einmal aus dem reichen Kreise der wiederholten Darstellungen der Malerei eine auszuwählen, die von möglichst vielen Meistern möglichst vieler Epochen und Schulen behandelt wäre, wie z. B. die cena, oder Auferstehung, oder Himmelfahrt, oder irgend ein Act der Madonnenlegende, um all diese einzelnen Bilder einfach zusammenzustellen. So müsste durch die Vergleichung das Charakteristische, das Tiefgedachte, das Verfehlte mit einer Klarheit hervortreten, wie sie keine noch so ausführliche Schilderung mit Worten gewähren könnte."

Am 26. Mai musste Abschied von der blumenfreudigen Arnostadt genommen werden. Gaye führte den Freund zu guter Letzt auf die entzückende Höhe von S. Miniato, denselben Punkt, den dieser, wie er jetzt erst in seiner Ueberraschung erkannte, bereits im Januar auf eigne Hand entdeckt und dann als seinen Lieblingsplatz geschildert hatte. „Zu Allem, was mich damals entzückt hatte, kam noch jetzt die frische Frühlingspracht der Landschaft hinzu. Es ging mir wirklich

---

1) Ueber Gaye, geb. 8. Nov. 1804 in Tönningen, gest. 26. August 1840 in Florenz, siehe Alfred v. Reumont: Biographische Denkblätter (1878.) S. 209—230.

nahe an's Herz, einen der Blicke, mit denen ich alle Schönheiten des ebenso reizenden als gesegneten Thales, der majestätischen und doch lieblichen Bergketten, und der in duftigem Abendglanz feierlich ruhenden, gastlichen Stadt mit einem Male einzusaugen suchte, den letzten sein zu lassen!"

Langsam ging es dann über Bologna und Parma wieder nach Mailand, wo er am 31. Mai eintraf. Schon am ersten Tage nach seiner Ankunft absolvirte er vier Blätter des Palimpsestes. Ueber ein wirksames Reagensmittel verfügte er durch Stenzlers Vermittelung. Am 4. schrieb er diesem: „ich bin jetzt wieder tapfer über den Palimpsest her und mache erstaunliche Ausbeute. Wenn nur das Aufsuchen, um erst den Inhalt jedes Blattes zu finden, nicht so unglaubliche Zeit raubte." Gleich in den ersten Tagen machte er die wichtige Entdeckung, dass die von Mai als Didascalie der Terenzischen Adelphi aus dem Ambrosianus herausgegebene Didascalie vielmehr zu einem der Plautinischen Stücke gehöre. Zunächst dachte er an die Captivi; am 20. hatte er das richtige, den Stichus, gefunden. „Der Versuch, alle 473 übrigen Blätter in ihre ursprünglichen Lagen, und diese in die alte Ordnung zusammenzufügen, hat das neue Resultat gegeben und zugleich die Möglichkeit des alten Irrthums motivirt. Es ergiebt sich nämlich eine von der jetzigen verschiedene Reihenfolge der Stücke im Palatinus, die freilich nicht ganz zu ermitteln ist."[1]) Die Lesung gelang immer besser. Am 20. Juni berichtet er: „ich habe seit ein paar Tagen Hoffnung, mit meinem Palimpsest schneller zum Ziele zu kommen, als ich bisher glauben konnte; die Uebung thut so viel, dass ich ihn jetzt stellenweise wie ein gedrucktes Buch lese, und vier, fünf, auch sechs, und gestern sogar sieben Blätter in Einem Tage vergleiche." Am 11. Juli wurde er mit dem Ganzen fertig. Nunmehr ging er daran, die Hauptresultate seiner Ausbeute, wie er schon in Rom gewollt, in einer vorläufigen Publication zusammenzufassen. Er wählte die Form eines offenen Briefes an G. Hermann, als den grössten lebenden Kenner Plautinischer Kritik und

---

1) Vgl. Prolegom. ad Trinummum p. XXXIX f.

Metrik. Am 23. Juli konnte er an Freund Braun melden: „meine sehr lang und zu meiner Befriedigung gerathene Epistel an G. Hermann habe fertig und werde in diesen Tagen abschicken. Das Manifest wird wohl einige Sensation machen.“ Es war zum Druck bestimmt und sollte zugleich eine indirecte Antwort auf die inzwischen in Deutschland gegen ihn gerichteten Angriffe der Herren Weise[1]) und Lindemann[2]) sein, von denen ihm Freunde geschrieben hatten. „Ich bin sogar entschlossen, das Zeug nach meiner Zurückkunft durchaus nicht zu lesen, wenigstens erst nach ein paar Jahren, wenn, wie gar nicht fehlen kann, das auf den Palimpsest gegründete Verfahren durchgedrungen ist. Das glaubt einem freilich Niemand, dass man eine gegen sich gerichtete Recension ungelesen lasse!“ Am 25. ging die Epistel an Freund Kiessling in Hildburghausen zu geheimem Vorschmack und weiterer Expedition an den Adressaten.

Uebrigens vergingen die ersten anderthalb Wochen wieder in der früheren Zurückgezogenheit, so dass der Einsame zum Zeitvertreib auf Theater und andre öffentliche divertimenti angewiesen war, wobei er denn doch anfing dem Meneghino einiges Verständniss, besonders auch sprachvergleichendes und historisches Interesse abzugewinnen. Auf der Ambrosiana traf er später als Mitstudierende den Frankfurter Historiker Böhmer und den Böhmen Palazki. Beide leisteten ihm einige Tage interessante Gesellschaft, reisten aber bald wieder ab. In dauernde und nahe Verbindung dagegen kam er mit dem Venezianer Menini, Professor der deutschen Sprache an einem Mailänder Gymnasium, welcher ihm einen gebornen Strassburger, den österreichischen Appellationsrath Tournier zuführte, Uebersetzer des Aristodem von Monti. Mit Beiden verbrachte er täglich seine Mussestunden. Dem Professor der deutschen Sprache, einem übrigens liebenswürdigen und gescheuten Mann, der sonst eine breite encyclopädische Bildung besass, waren denn freilich Namen wie W. v. Humboldt, Becker u. a. kaum vom Hörensagen bekannt; sein

---

1) Plautus und seine neuesten Diorthoten. 1836. 2) Rec. der R.'schen Bacchides in den Jahn'schen Jahrb. XIX 1837 S. 128 ff.

Ideal war Herders „Ursprung der Sprache“, er litt an naturalistischer Vergleichungssucht, und auch mit seiner praktischen Herrschaft über die Sprache, die er zu lehren hatte, stand es kläglich genug. Mit dem Conte Carlo Baudi, der gegen den Willen seiner hochgräflichen Familie seit seiner Mündigkeit unter Peyron's Leitung sich zu einem tüchtigen, juristisch-philologischen Litteraten uud Palimpsestenuntersucher herangebildet hatte, sowie mit Bentivoglio wurden Verbindungen für die Zukunft angeknüpft. Bedeutend imponirte ihm Rumohr. „Was ist das aber für eine merkwürdige Persönlichkeit, dieser Rumohr! Sein ganzes Wesen ist unmittelbar gross, gewaltig und voll dämonischer Kräfte aller Art. Hierzu hinzugenommen die drei Verhaltungsregeln, die mir mein Freund Braun zugleich mit dem Einführungsbrief an ihn überschickte: 'Im Ganzen liebt er den Widerspruch nicht sehr, weiss Artigkeiten zu würdigen und belehrt gern, wenn man zuhören will,' so kann das Euch, die Ihr ihn nicht kennt, schon allenfalls eine Art Bild von ihm geben.“

Für manche selbst auferlegte oder nothgedrungene Entbehrung entschädigte eine sehr gelungene, am Johannistage unternommene Excursion nach dem Comersee bei schönstem Wetter. Freilich musste man damals um 3 Uhr Morgens mit der Eilpost aufbrechen, um nach 7 Uhr in Como zu sein. In der villa Sommariva begrüsste den Ueberraschten (es gab noch keinen Bädeker) das Original des aus Abgüssen wohlbekannten Thorwaldsenschen Alexanderzuges. Am 25. Juli, grade einen Monat später, folgte eine Fahrt nach dem Lago maggiore. Sie ging durch blühende Maisfelder, den gefürchteten Versteck der damals in der Lombardei arg hausenden ladri, welche indessen durch die begleitenden carabinieri in Respect gehalten wurden. Auf isola bella übernachtete der Glückliche, setzte in feierlicher Morgenstille nach isola madre über und schwelgte im Anblick der über diesem Paradiese aufgehenden Sonne. Er sah die „königlichen Magnolien“ in voller Blüthenpracht und begriff in der Begeisterung darüber, wie Xerxes seiner Platane göttliche Verehrung hatte widmen können.

Am zweiten August trennte er sich von der Stadt, in welcher er einen Schatz gehoben hatte, dessen Ausbeutung, was er damals noch nicht ahnte, mehr als ein volles Leben in Anspruch nehmen sollte. Er hatte sich in Mailand so eingelebt, dass er beim Abschiede von den Menschen, mit denen er in Berührung gestanden, das Gefühl hatte, lauter Freunde zurückzulassen. Zunächst ging es nach Mantua. Dorthin führte ihn ein Märchen, dem er selbst, so wenig er ihm Glauben schenkte, doch auf den Grund zu kommen für seine Pflicht hielt. Von Rumohr, wie es scheint, hatte nämlich Braun die mysteriöse Kunde, dass sich in Mantua die Handschrift eines noch unedirten römischen Komikers befinde. Freilich hegte R. starke Zweifel, doch hatte er sich schon vor Jahren (16. Aug. 33) von Braun, falls dieser dorthin komme, vorläufig eine Probe ausgebeten. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Mailand liess er sich von Rumohr selbst das Nähere berichten, und das geschah mit so vielem Detail, dass R. „obschon ungläubig es doch für Unrecht hielt, der Geschichte nicht näher auf den Zahn zu fühlen.[1]) Rumohr wollte in der That auf der Mantuaner Bibliothek einen Palimpsest gesehen haben, der einen noch ungedruckten römischen Komiker enthalte. „Die Sache war so unwahrscheinlich wie möglich; dennoch hielt ich es für Pflicht, mich über den Thatbestand zu vergewissern: sonst hätte ich wohl Mantua nur im Durchfluge gesehen. Es war ein vorgebundenes Blatt; nicht rescribirt, sondern bloss ausgekratzt; kein Komiker, sondern eine mittelalterliche Bearbeitung des Amphitruo in Hexametern und Pentametern; nicht ungedruckt, sondern von Mai schon publicirt,[2]) wahrscheinlich aus derselben Handschrift des Vatican, in der auch ich sie gefunden, aber ihrer Werthlosigkeit wegen gar nicht weiter beachtet hatte.“[3])

Für dieses Quid pro Quo wurde er entschädigt durch den Genuss, welchen die Fresken Giulio Romano's im palazzo vecchio und im palazzo del Te dem Besucher von Mantua gewähren. Sie machten eine ausserordentliche Wir-

---

1) An Braun 23. Juli. 2) A. Mai auct. class. V (1833) p. 463 ff.: de Amphitryone et Alcmena poema. 3) An Braun 5. August, Mantova.

kung auf ihn. Nach so vielen Madonnenbildern und Heiligengeschichten einmal wieder den heiteren Olymp und die Zeit, 'als ihr noch die schöne Welt regiertet', in solcher Verklärung zur Erde herabsteigen zu sehen war dem classischen Philologen eine Erquickung. Uebrigens lud ihn (eine grosse Seltenheit in Italien) Professor Gregiati zu Tisch und erkundigte sich theilnehmend, ob die Lehrer auf den preussischen Universitäten sich bei ihren Vorlesungen der deutschen oder der preussischen Sprache bedienten.

Er war froh aus der fatalen Sumpffestung heraus zu sein und in dem anmuthigen, vornehm heiteren Verona freieren Athem zu schöpfen (6. Aug.). Auch fand er hier bei dem agente generale des römischen Instituts, dem jungen, wissenschaftlich eifrigen Grafen Orti den glänzendsten Empfang. Er beabsichtigte den Virgilpalimpsest der Capitularbibliothek einer genauen Durchsicht zu unterziehen, wenn nicht etwa die Domherren ihren Groll gegen die Prussiani, die ihnen ihren Gaius verdorben, auf ihn übertrügen.[1]) Aber dieser Vorsatz kam nicht zur Ausführung. Denn am 7. traf er in Padua nach alter Verabredung mit dem lang entbehrten Freund Emil Braun zusammen, der ihm nun auf italischem Boden nicht mehr von der Seite ging. Sie besuchten zusammen Venedig (8.—17. August), den „einzigsten Ersatz für Neapel",[2]) gingen dann über Padua und Vicenza nach Verona zurück, wo Graf Orti sie „mit wahrhaft antiker Gastfreundschaft" aufnahm und „gewissermassen zu Gefangenen seines Willens machte." Ja er belegte als podestà der Stadt ihre Pässe mit Beschlag und liess durch seinen Freund, den Generalinspector der k. k. Posten, v. Jäger, den Postbeamten verbieten, ihnen vor Ablauf von acht Tagen Billets zur Schnellpost zu verabfolgen. So endete die erfolg- und genussreiche italiänische Episode mit einem dreiwöchentlichen, Herz und Geist erquickenden dolce far niente.

Mit Braun hatte R. in jugendlich gigantischer Phantasie

---

1) An Braun 28. Juli, 5. August. 2) An Stenzler 11. August: „Grade über Venedig möchte ich noch einmal recht ausführlich sein können in meinen Tagebüchern; aber wer weiss, wann und wie ich dazu komme."

eine Art wissenschaftlicher Allianz geschlossen, welche durch die Vereinigung archäologischer und philologischer Arbeit, durch die gemeinsame Verwerthung des Rohmaterials, welches Italiens Boden und Bibliotheken bieten, diese ganze Provinz gleichsam beherrschen sollte. Besonders die Gondelfahrten in dem zauberischen Venedig begeisterten die Schaffenslust der Freunde zu weitgreifenden Plänen. Beide wollten ein Compendium sei es der Archäologie, sei es der gesammten Philologie (unter Herbeiziehung anderer Kräfte) herausgeben.[1]) Eine gemeinsame Ausgabe des Terenz mit dem Commentar des Donat, desgleichen eine Ausgabe des Livius wurde geplant. Eine grosse philologisch-archäologische Zeitschrift sollte als Organ der neuen kritischen Richtung gegründet und ausser den fähigsten Zöglingen der Reisigschen Schule eine Auswahl der tüchtigsten Gesinnungsgenossen (wie Schneidewin, Sauppe, Bergk, Theodor Heyse, womöglich auch G. Hermann) herangezogen werden.[2]) Ueberhaupt sollte Brauns als des an der Quelle Sitzenden Aufgabe sein, auf ungehobene Schätze zu vigiliren und sofort die Hand darauf zu legen; das geistige Rangverhältniss aber zwischen beiden Alliirten drückt sich in den scherzhaften Titulaturen aus, womit Braun consequent seine Briefe zu verzieren liebte, R. als Se. Excellenz den Admiral honorirend, sich selbst unterschreibend als Rittmeister.

Alle jene Luftschlösser freilich blieben unausgeführt, aber sie bezeichnen die Stimmung, welche den Scheidenden über die Alpen begleitete. Wie von mächtigeren Schwingen gehoben, wie mit verschärftem Blick und in weiteren Kreisen nahm der Genius Ritschl's nach der letzten Schule, die er in Italien erfahren hatte, seinen Flug.

---

1) Braun an R. 13. Sept. R. an Braun 24. Sept. 1837. 2) An Braun 10. November.

Zweite Breslauer Periode

1837 — 1839.

1. Rückkehr.

Auf der Heimfahrt gingen dem Thatendurstigen „die gigantesken Producte der täglichen Planmacherei“ mit Braun und „hunderterlei Dinge“ durch den Kopf. „Wo soll ich anfangen? wo aufhören?“ schreibt er von München aus am 3. September. Er sah u. A. Schmeller, Spengel, Thiersch, aber das abscheuliche Wetter trieb ihn nach kurzem Aufenthalt früher als er gewollt hatte, schon am 6. September fort. Es ging über Nürnberg, Hildburghausen, Gotha, von da in Gemeinschaft mit Thiersch, Göttling und Rost zur Feier des Jubiläums nach Göttingen.[1]) Der beste Ertrag des übrigens nicht sehr gelungenen Festes (Otfried Müller kümmerte sich um die philologischen Gäste nicht sonderlich) waren die hier angeknüpften persönlichen Beziehungen und Freundschaftsbande. Hier lernte er Thiersch lieben und schätzen. Er „ist ein Mann des Volks im vollsten Sinn des Wortes und uns Allen persönlich sehr lieb und werth geworden.“ „Der Mann redet sehr gut und verkehrte mit uns in liebenswürdigster Anspruchslosigkeit.“ „Auch Welcker konnte durch persönliche Bekanntschaft nur gewinnen und hat uns ohne Ausnahme für sich eingenommen. Der Schneidewin ist ein tüchtiger und braver, sehr angenehmer Mann.“[2])

Nach der seligen Unbekümmertheit des Schwelgens in italischer Luft regte die bewegte Strömung des geistigen Lebens in Deutschland den Heimkehrenden gewaltig auf. „So stürmt es und treibt von allen Seiten auf einen ein und über einem

---

1) Er logirte in einem Zimmer zusammen mit Göttling, der sich noch am 13. Juni 1838 mit Vergnügen an R.'s „kraftvolles Schnarchen“ erinnerte. Es fiel ihm dabei der Riese Skrymir aus der Edda ein, dessen gewaltiges Schnarchen sein Reisegefährte Thor für ein Erdbeben hielt. 2) An Braun 24. Septbr. 1837.

zusammen, dass man Noth hat sich oben zu halten.“ In Göttingen geschah es, dass sämmtliche Philologen, die grade anwesend waren, verabredeten im nächsten Jahr nach dem Muster der bereits bestehenden Naturforscherversammlungen eine Philologenversammlung abzuhalten. „Die definitiven Beschlüsse kenne ich wegen früherer Abreise noch nicht. Thierschen haben wir an die Spitze gestellt.“[1]) Das Gedenkbuch verzeichnet unter dem 20. September „Gründung des Philologenvereins.“

Von Göttingen begab sich R. nach Erfurt, um die Eltern zu begrüssen, von da nach Weimar, wo Riemer besucht und bei Schorn ein angenehmer Abend mit Leopold Ranke und dem älteren Froriep zugebracht wurde; nach Halle, wo er Bergk, dessen Talent für Conjecturalkritik er ausserordentlich hoch anschlug, sehr nahe trat. Derselbe schrieb am 5. Febr. 1838: „Wir Beide haben zwar nur wenige Tage auf drei Universitäten im vorigen Herbst verlebt, und dennoch ist es mir als hätten wir eben so viele Jahre an jenen Orten zugebracht, als wären wir alte Jugendfreunde.“ Mit ihm zusammen begab sich R. nach Leipzig, wo er sich des herzlichsten Empfangs von G. Hermann zu erfreuen hatte[2]) (der Plautusbrief war bereits im Druck); endlich nach Berlin. Mit Johannes Schulze verhandelte er nicht sowohl eigne Angelegenheiten als die geeignetsten Mittel, um den Grācisten Joh. Franz aus seiner kümmerlichen Situation zu befreien, eine anständige Wirksamkeit an einer preussischen Universität für ihn anzubahnen und sein Unternehmen, eine Ausgabe der griechischen Musiker, wofür sich R. lebhaft interessirte, zu fördern.[3]) Zwar gelang es ihm nicht, Parthey für den Verlag dieses Werkes zu gewinnen,[4]) dafür brachte er aber das „Handbuch der griechischen Epigraphik“

---

1) An Braun 24. Septbr. 1837. 2) Die Inschrift der amphora Galassiana wurde besprochen und Hermann enträthselte den Vers der Rückseite, wie oben S. 204 angegeben ist: R. an Braun 10. Nov. 37. 3) An Braun 10. Nov. 37. 4) Parthey 21. Nov. 37: „Es ist leider eine traurige Erfahrung in der Buchhändlerwelt, dass grade die am sorgfältigsten ausgearbeiteten Werke philologischen Inhalts den Hoffnungen des Verlegers am wenigsten entsprechen.“

bei demselben unter.[1]) Mitte Octobers traf unser Freund nach einjähriger Abwesenheit in Breslau wieder ein. Unmittelbar darauf erfolgte die öffentliche Verlobung mit der Braut.

2. Publicationen.

Die Verarbeitung der italiänischen Ernte begann unverzüglich. Das Erste war die Publication[2]) der Zuschrift an G. Hermann. Derselbe hatte die in der Bacchidesausgabe durchgeführten prosodisch-metrischen Grundsätze, insofern sie von der Bentley'schen Norm abwichen, nicht gebilligt und seine Ueberzeugung mit gewohnter Offenheit in einem Briefe an R. vom 16. März 1837 ausgesprochen,[3]) ohne zu ahnen, welche Bekehrung mit demselben unterdessen durch das neue Licht des Ambrosianus vorgegangen war. Wenige Monate später brachte nun die grosse Plautusepistel dem Meister die glänzendste Anerkennung seines divinatorischen Blickes, der gelehrten Welt die erste Mittheilung über Umfang und Bedeutung des gehobenen Schatzes. Man erfuhr nun zuerst den eigentlichen Bestand der rescribirten Blätter, und bekam durch die drastische Schilderung des Berichterstatters[4]) eine anschauliche Vorstellung von der unglaublichen Verwüstung der Handschrift, von der unsäglich mühevollen Aufgabe, die Züge der ersten Hand zu entziffern oder aus geringfügigen Spuren zu errathen, einer Aufgabe, deren Gelingen vor Allem von den Zufälligkeiten des Lichtes abhängt und, wie offen zugestanden wurde, genau genommen nie zum völligem Abschluss gebracht werden kann. Nachdem nun eine Reihe folgenreicher Ergebnisse (wie die Entdeckung der ursprünglichen Lagensignaturen, die hierdurch

---

1) Zusage von Parthey 29. Novbr. 1837. 2) Im Augustheft der Darmstädter Zeitschrift für Alterthumswissensch. von Zimmermann 1837 n. 93 = opusc. II 166—197. Uebrigens ist dies der erste und einzige Beitrag, welchen R. in jene Zeitschrift geliefert hat. Zu der lange versprochenen Rec. der Jacob'schen Epidicus-Ausgabe kam es nicht, eben so wenig als zu den selbständigen Aufsätzen, die er dem Drängenden in Aussicht gestellt hatte (Zimmermann an R. 1. Mai 1838). Der Brief ist datirt: „Mailand, Ende Juni 1837." 3) Vgl. oben S. 155. 4) Vgl. S. 175 f.

gewonnene Einsicht in die Zusammensetzung des Codex, die Aufeinanderfolge der Stücke, die urkundliche Anordnung der Mostellariascenen u. A.) in kurzen Andeutungen berührt ist, tritt der Verfasser näher an die Kernfrage der Plautinischen Textkritik heran, und bestimmt nach beiläufiger Abfertigung der „ungespornten Vulgatenritter", welche nicht begreifen, „dass zweimal Null Null bleibt," das Verhältniss des Ambrosianus zu der andren durch die beiden Pfälzer und die Orsinische Handschrift vertretenen Recension (des Calliopius, wie er gefunden zu haben meinte).[1]) Eine kleine Auswahl der überraschendsten Lesungen, auf die kein menschlicher Scharfsinn hätte verfallen können, beweist den unschätzbaren relativen Werth jener ältesten Texturkunde, neben der jedoch die Wichtigkeit der älteren, nur durch jüngere Hände uns überlieferten Recension nicht verkannt wird. Was aber das Wichtigste ist, aus der Summe zahlreicher Abweichungen im Kleinen (Auslassungen, Umstellungen, Vertauschungen, Zusätzen) wird für die Beurtheilung Plautinischer Sprache, d. h. der damals herrschenden Umgangssprache, und seiner Verstechnik eine feste Norm, eine sichre Grundlage gewonnen. In Ermangelung einer solchen hatte R. aus den bisher bekannten handschriftlichen Zeugnissen dem Komiker eine gewisse Mittelstellung zwischen der „Rohheit des Saturnischen Versbaues" und der „durchgebildeten Reife der grăcisirenden Blüthezeit" zugewiesen, und für diese „Periode des Ringens" „ein recht wohl zusammengehendes System" prosodisch-metrischer Regeln zu entwerfen versucht, welches „ohne gradezu Unglaubliches zu vertheidigen, doch nicht in offenem und feindseligem Widerspruch mit den Handschriften stand." Nur zufällige Umstände persönlicher Art hatten den Druck dieses den bisherigen Zuhörern R.'s wohlbekannten Leitfadens, welcher in der nach ganz andrem Plane gearbeiteten Ausgabe der Bacchides nicht zu klarer Darstellung hatte gelangen können, verzögert. Freimüthig bekennt nun der ehemalige Anhänger dieses „relativen" Standpunktes, dass er durch die Offenbarungen des Palimpsestes „sein Spiel verloren" habe

1) Vgl. Proleg. ad Trin. p. XL f.: dagegen Studemund Festgruss an die Würzburger Philol. Vers. S. 39 f.

gegenüber dem Triumph, welchen Bentley's und Hermann's geniale Divinationsgabe davon getragen habe. „Ohne Selbstvorwurf also, aber mit freudiger Bewunderung“ erkennt er an, dass jene Beiden „die einzigen gewesen sind, deren durchdringender Blick unter dem entstellenden Schmutz der Jahrhunderte die harmonische Gesetzmässigkeit Plautinischen Versbaus erkannt“ hat. Erst jetzt vermag er sich für die Aufgabe, den Plautinischen Text zu emendiren, zu begeistern, „nachdem ein Absolutes, nämlich die durch alle übrigen Denkmale der antiken Poesie durchgehende Schönheit und Gesetzmässigkeit des Rhythmus als Ziel des Strebens vorliegt.“ Für die Durchführung dieser Aufgabe aber nimmt er das Recht der Induction in Anspruch. „Wenn die Hälfte oder mehr als die Hälfte der Verse, die bisher dazu dienen mussten, Gesetzlosigkeiten der Plautinischen Metrik zu beweisen, in ihrer durch den Palimpsest erhaltenen Gestalt grade die entgegengesetzte Kraft hat, so wird sich jetzt auch die andre Hälfte, eingedenk ihrer gleichen Schicksale im Mittelalter, nicht mehr zu solchem Beweise hergeben.“[1])

Dieses Manifest hat eine neue Aera nicht nur in der Plautuskritik, sondern für die wissenschaftliche Betrachtung der gesammten altrömischen Verstechnik eingeleitet. Noch am 13. Januar desselben Jahres hatte Adolf Becker in Leipzig bei seiner Habilitation als Professor der Archäologie in einer langen Disputation den alten Standpunkt durch die Autorität der Palatini zu vertheidigen gesucht, unter energischem Widerspruch freilich seines officiellen Opponenten, der kein Andrer als Hermann selbst war. „Mit grosser Aufmerksamkeit,“ schreibt Köchly,[2]) „waren wir (Studenten und Mitglieder der societas Graeca) dem gewaltigen Kampfe gefolgt, mit Spannung erwarteten wir die Entscheidung Ritschl's ... Und diese Entscheidung, sie kam denn; es war jener Brief, welcher dem Schreiber wie dem Empfänger gleich viel Ehre macht ...

1) Episodisch setzt sich der Verf. auch mit seinen beiden unebenbürtigen Widersachern Weise und Lindemann auseinander. 2) Gottfried Hermann. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage. S. 47; vgl. S. 185—191.

Welche Freude von unserer, welches verlegene Schweigen von der andren Seite!“ In der That hatten alle Urtheilsfähigen den Eindruck, dass nunmehr endlich ein fester Boden gewonnen und die vulgäre Ansicht von der Regellosigkeit des Plautinischen Versbaues ein für allemal abgethan sei.[1])

Gleich im Wintersemester 1837/8 wurden auch die Breslauer Studenten in die neue Erkenntniss eingeführt. Zum ersten Mal wählte R. für seine Plautusvorlesungen die Interpretation des Trinummus, an dessen Text Hermann dereinst seinen divinatorischen Scharfblick bewährt hatte. Es war von besondrem Interesse, Schritt für Schritt zu verfolgen, wie weit jene prophetische Leistung durch die nunmehr erschlossenen Quellen der Ueberlieferung und die Consequenzen, welche sich daraus ziehen liessen, bestätigt werde. Gestützt auf diese Vorarbeit glaubte R. in der That am Schluss des Semesters die meisten Schäden glücklich geheilt zu haben, so dass ihm nur eine mässige Zahl von Stellen übrig blieb, mit denen er noch nicht aufs Reine gekommen war. Schon damals war dieses Stück ausersehen, an die Spitze der geplanten Plautusausgabe zu treten, und schon im Sommer hoffte der kühn Vordringende seinem Leipziger Meister eine Probe der neuen Bearbeitung vorlegen zu können.[2]) Als Prodromus war eine besondre Schrift „Plautinische Studien“ ins Auge gefasst.[3])

Die erste Probe der zu erwartenden Textesrecension brachte das letzte Breslauer Prooemium vom 11. März 1839,

---

1) Selbst Bernhardy lobte ausnahmsweise aus freien Stücken den Brief und fand nur den Preisgesang auf Hermann zu extravagant: Pernice an R. 7. Decbr. 1837. 2) R. an Hermann April 1838. An Lehrs 14. April 38: „Die Vulgatenreiter und Urkundengläubigen werden zwar ein grosses Aergerniss an meiner künftigen Bearbeitung (zunächst des Trinummus) nehmen; indess dies verhallende Geschrei muss man sich schon gefallen lassen, so gut wie sie mich früher wegen einer missverstandenen Vorarbeit selbst ihrer berittenen Schaar zugezählt haben.“ 3) Wohl identisch mit dem Zukunftstitel: ‘F. Ritschelii Emendationum Plautinarum libri tres. 1. aus diplomatischem Gesichtspunkte; 2. aus metrischem; 3. aus sprachlichem. *sive de codd. et edd., de metr. et pros., de ling. Plaut.*’, das Gerippe der späteren Prolegomena.

eine Scene aus dem Miles gloriosus (II 4) mit kritischem Apparat. Die Conceptblätter hatte der Verfasser am 10. Februar an G. Hermann „mit der Bitte um gütige Belehrung und Hülfeleistung“ eingesandt. „Gar Manches,“ schrieb er, „habe ich noch nicht herausgebracht bei einmaligem Ueberlegen; Einiges ergäbe sich vielleicht noch; aber an Andrem verzweifle ich.“ Er hatte die Freude, nicht nur eine Reihe interessanter, wenn auch nicht sämmtlich abschliessender Verbesserungsvorschläge des Meisters, sondern, was mehr sagen wollte, in allem Uebrigen seine Zustimmung zu erhalten.[1])

Im Herbst 1838 wurden Verhandlungen mit der Reimerschen Buchhandlung in Berlin über den Verlag einer ganzen Serie kritischer Ausgaben gepflogen, des Plautus, des Terenz, des Dionysius. Die Reihenfolge wurde dem Verleger anheimgestellt: derselbe wünschte (übereinstimmend mit Hermann, aber aus andrem Grunde), dass der Terenz dem Plautus vorangehen möchte; das „etwas schwere Unternehmen“, den Dionysius, schob er in das Hintertreffen. Umgekehrt dachte Ritschl den letzteren als die leichtere Aufgabe zunächst zu erledigen, während er die abschliessende Bearbeitung des Plautus bereits einer Zeit grösserer Musse und Sorgenfreiheit vorbehielt.[2]) So lieferte bereits das Königsprogramm zum 3. August 1838 die erste Probe der Dionysiusausgabe (die ersten acht Capitel mit kritischem Apparat und der lateinischen Uebersetzung des Lapus) nebst einer Darlegung der für die Textrecension massgebenden Grundsätze.[3]) Vor Allem

---

1) *Quem si de reliquis omnibus, ubi quidem eius dissensum nullum notaverim, mecum consentire narravero, non vereor profecto ne hoc vano nescio cuius gloriolae studio dixisse videar: a quo vos quidem probe scitis quam sim alienus: sed memoro hoc ut pernoscatis, quanta sit in hac ipsa critica arte, quae incertissima videri stultis hominibus solet, certitudo et tamquam necessitas. Plurimas enim corruptelas prorsus nostris rationibus convenienter pridem sustulerat Hermannus, et sustulerat sine talis libri ope, qualem nunc repertum et excussum Ambrosianum laetamur.* Uebrigens hält sich jene Textprobe im Ganzen genauer an die handschriftliche Ueberlieferung als die spätere Ausgabe, und auf mehrere in letzterer verworfene Lesarten, welche dort gebilligt waren, ist die Kritik später mit Recht zurückgekommen. 2) An Hermann 7. August 1838. Die Verhandlungen mit Reimer zerschlugen sich. 3) In zweiter Ausgabe theilweise abgedruckt und verarbeitet opusc. I 472 ff.

galt es auch hier die unbestimmten Angaben der Vorgänger über ihre Hülfsmittel zu klären und den wirklich vorhandenen Vorrath beachtenswerther Handschriften zu sichten; demnächst aber den relativen Werth der beiden wichtigsten, des Urbinas und des Chisianus, zu bestimmen. Letzterem gab der Verfasser damals den Vorzug, ohne doch die Brauchbarkeit des ersteren in Ausnahmefällen zu verwerfen: Jeder von beiden stellte sich ihm als Repräsentant einer aus gemeinsamer Quelle abgeleiteten besonderen Recension dar.

Der Komödie, wenn auch nicht dem Plautus, wandte sich das Prooemium zu den Wintervorlesungen 1838/9 wieder zu. Es handelte de emendatione fabularum Terentianarum.[1]) Die eben erschienene Terenzausgabe von Klotz genügte wissenschaftlichen Anforderungen durchaus nicht, da sie sich begnügte, die Lesarten des Bembinus nach Faernus anzugeben und von Bentley zur alten Vulgata zurückzukehren. Kurz und schlagend wies jene Abhandlung nach, dass die Ueberlieferung des Terenzischen Textes auf zwei Classen von Handschriften zurückgehe, deren entscheidende Repräsentanten der Bembinus und der Basilicanus seien. Hiermit war der Weg für die diplomatische Kritik auch dieses Dichters ein für allemal gewiesen.

Auch ein spicilegium epigraphicum I brachte das Prooemium zum Sommer 1838, eine erste Probe aus jenem Inschriftencodex der Vallicelliana, den R. in Rom entdeckt und ausgebeutet hatte. Das Studium der lateinischen Inschriften, von den Italiänern, die an der Quelle sitzen, in einer Unzahl localer und ephemerer Publicationen eifrig gepflegt, lag damals bei uns in Deutschland, wie auch in der Einleitung hervorgehoben wird, noch fast völlig brach. Die Hoffnung auf ein Corpus inscriptionum Latinarum, welches ebenbürtig der Böckh'schen Sammlung griechischer Inschriften zur Seite träte, war durch den Tod des jungen Dänen Olaf Kellermann wieder vereitelt worden. Einstweilen gab es nur einen Mann in der gelehrten Welt, welcher die Masse der lateinischen Inschriften beherrschte: den Grafen Bartholomeo Borghesi. Er war der nie versagende promus

1) Wieder abgedruckt in opusc. III 281 ff.

condus, das viel angesprochene Orakel in allen Fragen dieser Disciplin. Ihm hatte auch R. durch Brauns Vermittelung seinen Fund vorgelegt, und bei Veröffentlichung der getroffenen Auswahl seine Mittheilungen verwerthet.[1])

Die umfangreichste der neu entdeckten Inschriften, selbst von Borghesi noch nicht gekannt, hochwichtig für das römische Privatrecht, hatte eigentlich nach Brauns Wunsch durch R., vielleicht im Verein mit Borghesi, im bullettino des archäologichen Instituts publicirt werden sollen.[2]) Aber im Drange seiner übrigen Arbeiten überliess jener das schwierige Document seinem juristischen Collegen Huschke,[3]) der noch in demselben Jahre das κειμήλιον in lithographirtem Facsimile nach der sorgfältigen Copie des Finders mit Commentar herausgab.[4]) Die genauere Beschreibung des codex verschob dieser bis die Fundgrube erschöpft und alle inedita bekannt gemacht sein würden: doch hat es bei dieser ersten „Aehrenlese“ sein Bewenden gehabt, sei es dass die Armuth der Breslauer Bibliothek auf diesem Gebiet[5]) von weiterer Bearbeitung abschreckte, sei es dass durch die Fülle andrer Aufgaben jene den centralen Studien R.'s damals noch ferner liegenden Dinge zurückgedrängt wurden. Indessen beweist schon dieser erste Versuch, dass der Verfasser sich in die Methode und Litteratur der lateinischen Epigraphik mit bestem Erfolge hineingearbeitet hatte. Den kritisch-combinatorischen Scharfsinn des Herausgebers beschäftigten diesmal als „gelehrte Spielerei“,[6]) wie er es bescheiden nannte, besonders die Notizen

1) *Quamquam quae nunc expromere animum induximus, de iis nostrum iudicium longe gravissima eius viri sententia confirmavit, cui primas in epigraphicis litteris communi omnes consensu deferunt, nobilissimi eiusdemque humanissimi Comitis Bartholomaei Borghesi: cuius quod aureolis quibusdam observationibus uti licet, insigne harum quas nunc incohamus commentationum decus deputandum est.* 2) An R. 25. Januar 1838. 3) Spicileg. epigr. p. 4 = opusc. IV 3. 4) *T. Flavii Syntrophi instrumentum donationis ineditum . . . edidit et illustravit Ph. Ed. Huschke.* Gratulationsschrift der Breslauer Juristenfacultät zum Jubiläum von Hugo. 1838. 4. Ueber Ritschl S. 1 f. Vorläufige Anzeige des Fundes durch Huschke in E. L. Richter's krit. Annalen der deutschen Rechtswissensch. 1838 p. 193—195. Vgl. CIL vol. VI 1. p. LVIII und Wachsmuth zu R.'s opusc. IV p. 15. 5) Worüber eine Andeutung p. 4. 6) An G. Hermann, April 1838.

„über Leben und Sterben der Sullier und Ambivier“, eine verstümmelte Grabinschrift der Familie Sullius, von der ihm eine sehr abweichende zweite Fassung aus andrer Quelle vorlag, und eine zweifache Dedicationsinschrift der Familie Ambivius.

Neben jenen grossen textkritischen Unternehmungen wurde der alte Plan einer Geschichte der griechischen Grammatiker noch immer, freilich in etwas modificirter Form, festgehalten. Seinem Hauptgenossen auf diesem Felde, Lehrs, der sich warm für die Ausführung der „schönsten und fruchtbarsten Leistung, welche jetzt auf dem Gebiete der Philologie erstehen“ könne, interessirte,[1]) theilt der Freund seine Gedanken darüber mit:[2]) „Ein rechtes Encouragement ist es mir gewesen, zu sehen, dass Sie sich für die projectirte Geschichtschreibung der griechischen Grammatik interessiren. Ich war schon halb und halb irre geworden, ob die Sache an der Zeit sein möchte; Niemand schien eben Antheil daran zu nehmen. Aber nun hoffe ich doch binnen drei bis vier Jahren ein tüchtiges Stück der Arbeit fertig zu bekommen, und zwar nach folgendem Plane. In Rom habe ich ein unedirtes griechisches Etymologicum von mässigem Umfange, aber manches Neue enthaltend, und besonders reich an Citaten aus Grammatikern, abgeschrieben. Das will ich ediren,[3]) und als zweiten Theil einen alphabetischen Catalogus grammaticorum Graecorum anhängen, wobei mir Meineke's Quaestiones scenicae einigermassen vorschweben. Nur werde ich allerdings etwas ausführlicher sein müssen. Ich weiss nun zwar sehr wohl, dass solch ein kritischer Katalog der Grammatiker noch keine Geschichte der Grammatik ist, allein ohne jenen ist auch diese nicht möglich; im Umriss lässt sich diese vielleicht sogleich beigeben, oder später nachliefern; auf keinen Fall dürfte es räthlich sein, beide Zwecke gleich von vornherein vereinigen zu wollen, da das Material selbst noch so gar wenig gesichtet ist.“ Leider ist dieser Plan

---

1) Lehrs an R. 5. Juni 1837, Begleitschreiben zu den ‘quaestiones epicae’. 2) An Lehrs 14. April 1838. 3) Geschehen in den Jahren 1846 und 47: opusc. I 674 ff.

weder von seinem Urheber noch von einem Andren im Sinne desselben ausgeführt.

Indessen war jener aureolus libellus,[1]) die Schrift über die Alexandrinischen Bibliotheken erschienen.[2]) Anfangs zu einem Beitrage für die Acta societatis Graecae von Hermann bestimmt und nur auf wenige Bogen berechnet, war die Abhandlung dem Verfasser unter der Hand zu einem Buche geworden.[3]) Osann hatte vor einigen Jahren in einer Plautushandschrift des Collegio Romano eine Notiz von einem angeblichen Caecius entdeckt, welche zuerst Welcker zu glänzenden, wenn auch etwas phantasiereichen Combinationen über die Geschichte des epischen Cyclus und seiner Ueberlieferung benutzt hatte. Bei der Durchmusterung sämmtlicher Plautushandschriften in Rom musste R. auch diese in die Hände fallen. Beim ersten Blick sah er mit Ueberraschung, dass der von Osann mitgetheilte Anfang „nur ein kleiner Theil eines in Mitte und Ende gleich reichhaltigen und interessanten Scholions sei.“ Aus besondrer Gefälligkeit gestattete Padre Marchi die Lectüre: die Aufzeichnung des wegen zahlreicher Abkürzungen schwer zu entziffernden Textes musste verstohlen, in fliegender Eile, im Halbdunkel der Abenddämmerung gemacht werden.[4]) Dieser kostbare Fund, nicht die Berliner Preisconcurrenz[5]) bewog R. zu der Abfassung jener köstlichen Abhandlung, welche „seinen lieben Getreuen“, Lancizolle, Graffunder und Niese gewidmet ist.[6]) Wie der Eingang besagt, stammt die Nachricht aus einem Commentar zum Plutos des Aristophanes, als dessen Verfasser schon Dindorf den Byzantiner Tzetzes erkannt hatte. Das Scholion aber, welches in lateinischer Uebertragung eines italiänischen Gelehrten in jener Handschrift an beliebiger Stelle, wo sich grade Platz fand, ein-

---

1) So genannt von Lehrs in der Abhandlung ‘de vocabulis φιλόλογος’ u. s. w. (1838) = Herodiani scripta tria p. 394 A. 2) An Pernice gesandt 17. April 1838, an Graffunder 22. April. 3) An G. Hermann April 1838. 4) Vgl. opusc. I 171. Erst bei der zweiten Herausgabe im ersten Bande der opuscula (1866) konnte eine grade vor Thorschluss noch eingetroffene Nachcollation von Aug. Wilmanns nachträglich mitgetheilt werden. 5) Vgl. opusc. I 123. 6) Die Dedication ist datirt: den 6. April 1838, vom Geburtstage des Verfassers.

geschaltet ist, berichtet von der Dreimännercommission, welche König Ptolemaeus Philadelphus zur Ordnung der Bücherschätze in den neugegründeten Bibliotheken zu Alexandria eingesetzt hatte, von der Büchermenge und der Einrichtung beider Bibliotheken, von ihren Vorstehern, auch von der Sorge des Pisistratus für Sammlung der Homerischen Poesie, — lauter Thatsachen vom höchsten Interesse für kritische Litteraturgeschichte, obwohl nach Scholiastenart ziemlich wüst durcheinander geworfen und zum Theil unklar ausgedrückt. Diesen vollen Inhalt erfuhr man erst durch R.'s Veröffentlichung, und was man daraus zu lernen, in welchen Zusammenhängen man diese werthvolle Belehrung zu betrachten habe, zeigte die kritische Analyse, welche für jene weittragenden Fragen, die sich an den Namen des Alexandrinischen Museums knüpfen, viel anregendere Gesichtspunkte eröffnete als Parthey's schwächliche, von der Berliner Akademie freilich gekrönte Schrift, welche über die Negationen eines bequemen, aber unfruchtbaren Skepticismus nicht hinausgekommen war. Besonders anziehend ist die Frische lebendiger Anschauung und schlagfertiger Discussion, welche der rasch hingeworfenen Schrift den Reiz einer Improvisation[1]) oder eines mündlichen Vortrags (vgl. S. 117) giebt. Gegen Prellers schwache Verdächtigungen und Bernhardy's verächtlichen Seitenblick[2]) nahm R. zunächst im Allgemeinen die Glaubwürdigkeit des Scholions in Schutz. Er gewann die Reihenfolge der fünf ersten Alexandrinischen Bibliothekare (Zenodotus, Callimachus, Eratosthenes, Apollonius, Aristophanes); und verstand die authentischen Angaben des Callimachus über die Bändezahl der Bücherschätze des Museums besonders durch die ansprechende, wenn auch nicht über allen Zweifel erhabene[3]) Erklärung der Ausdrücke *commixta* und *simplicia volumina*

1) Ein ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα nennt es der Verf. in einem Brief an Lehrs vom 22. April 1865. 2) Recension der Parthey'schen Preisschrift über das Alexandrinische Museum, in den Berliner Jahrbüchern für wissensch. Kritik, 1838 April Nr. 67 S. 530 f. Am Schluss wird der weise Rath ertheilt, das Museum nun für einige Zeit ruhen zu lassen. 3) Gegen Bernhardy wurde sie vertheidigt im Corollarium des Jahres 1840 S. 34 ff. = opusc. I 152 ff. Vgl. Keil Rhein. Mus. VI 246 = Ritschl opusc. I 226.

(d. h. insgesammt, und nach Ausscheidung der Doubletten) zu klarerem Verständniss zu bringen.

Zu weiter tragenden Erwägungen aber führte der locker angeknüpfte zweite Theil des Scholions über Pisistratus und die Irrthümer eines gewissen Heliodorus. Jene Nachricht über die Commission der vier Orphiker und die ihnen übertragene Sammlung und Anordnung der bis dahin zerstreuten Homerischen Poesie, eine Leistung, die der Uebersetzer des Tzetzes als 'opus divinum' rühmt, wurde als im Einklang stehend mit der „Stimme des ganzen Alterthums" gegen unfruchtbare Zweifel geschützt. „Man wetteifert den Bericht des Alterthums zu verdächtigen und auf den möglichst geringen Gehalt herabzudrücken, als wenn es von vornherein die Aufgabe gälte, sich eines widerstrebenden Zeugnisses um jeden Preis zu entledigen; während doch alle Grundsätze historischer Kritik die Sache gradezu umzukehren und eine vielverbürgte Ueberlieferung festzuhalten gebieten, sobald sie erstens in sich selbst vernünftig zusammenhängt, und zweitens durch anderweitige Bedenken und Gegengründe nicht erschüttert wird."[1]) R. fasste in beschränkterem Sinne als Wolf jene Leistung auf als „Wiederherstellung einer Ordnung, welche durch rhapsodische Vereinzelung sich allmählich gelöst hatte," in genauem Anschluss an die Worte des Scholiasten: *nam carptim prius Homerus et non nisi difficillime legebatur*, und in Uebereinstimmung mit seinen schon in Vorlesungen entwickelten Anschauungen. Er brachte sie in Zusammenhang mit den Zwecken der von Pisistratus gegründeten Athenischen Bibliothek, denen auch die damals unternommene Redaction der Hesiodeischen Gedichte diente; erkannte in jener ersten Recension im grossen Stil die Grundlage der bis zur Alexandrinischen Zeit gültigen Vulgata oder der κοιναί, wie sie in den Homerscholien bezeichnet zu werden pflegen; und fand in der Wiederherstellung des im Original damals nicht mehr bekannten Pisistrateischen Textes das eigentliche Ziel der Alexandrinischen Homerkritik. Durch Combination mit den Nachrichten über die Anordnungen des

1) S. 51 = opusc. I 43.

Solon und des Hipparchus, betreffend den Vortrag Homerischer Gedichte (ἐξ ὑποβολῆς, ἐξ ὑπολήψεως), deckte er einen stetigen Fortschritt der in Athen für Homer getroffenen Fürsorge auf. Als Ergänzung dieser im Einzelnen sorgfältig begründeten Anschauungen fasste er zum Schluss[1]) noch in einigen kurzen Thesen als „hinlänglich vorbereitet durch die siegreiche Kraft rastloser Anstrengungen deutscher Wissenschaft“ seine eigenthümlichen Ansichten über Entstehung und Schicksale der Homerischen Poesie zusammen, welche mit den oben (S. 129) mitgetheilten Sätzen in bestem Einklange standen.[2])

Nicht weniger bedeutend waren die Beigaben des Anhanges: erstens Chronologie der ersten Alexandrinischen Bibliothekare. Das nur Approximative und Problematische mancher Bestimmungen verhehlte sich der Verfasser schon damals nicht; auch hat er bei wiederholter Herausgabe (opusc. I 73 A.) die Berechtigung des Widerspruchs besonders in einem wichtigen Punkte (Aristophanes) anerkannt. War ihm doch selbst gegenwärtig, „wie schritt- und stufenweise historisch-philologische Wissenschaft im Kleinen wie im Grossen vorwärts kömmt“ (S. 75 = 61), und einen erheblichen Schritt weiter hat schon dieser erste Anlauf auf der schlüpfrigen Bahn geführt.[3])

Die Angaben des Scholions über die Bändezahl der beiden Alexandrinischen Bibliotheken führten durch das Bedürfniss, zu einer klaren Schätzung der alten Litteraturmassen und

---

1) S. 70 f. = opusc. I 59 f. 2) E. v. Leutsch erzählt im Philol. Anzeiger VIII S. 4, als Ritschl, eben heimgekehrt aus Italien, in Göttingen während des Jubelfestes unter den Collegen plaudernd gesessen habe, sei die Rede unter Andrem auch „auf die in jener Zeit fast alle philologischen Gemüther beherrschenden Homerfragen“ gekommen. „Ich weiss, wer den Homer gemacht hat,“ rief Ritschl dazwischen, und auf das nun folgende Fragen und Lachen „wer denn?“ gab er zur Antwort: „das sage ich nicht!“ 3) Eine besondre Untersuchung über die Lebenszeit des Aristarch kündigte R. im Corollarium p. 52 = opusc. I 168 für das nächstfolgende Programm (*Disputationis de stichometria deque Heliodoro supplementum* 1840/1 = opusc. I 173 ff.) an: sie fiel aber wegen Raummangels fort (opusc. I 189) und ist nie erschienen.

der Productivität der einzelnen Schriftsteller zu gelangen, auf die Erforschung eines Gebrauches, welcher bisher nur beiläufig und einseitig, vorzugsweise von Theologen berührt, von den Juristen ganz ausser Acht gelassen war, die Stichometrie der Alten, welcher der zweite Excurs des Anhanges gewidmet ist. Aus einer kritischen Zusammenstellung sämmtlicher damals bekannter Beispiele gewann der Verfasser, in seiner Weise von sichren Ausgangspunkten umsichtig vorrückend, das Resultat, dass die aus alten Handschriften stammenden Zählungen von Zeilen (στίχοι), angewendet von Griechen und Römern sowohl zur Bestimmung des Umfangs bald einer einzelnen Schrift bald sämmtlicher Werke eines Autors, als auch zum Citiren einzelner Stellen,[1]) auf die πίνακες des Callimachus und seiner bibliothekarischen Nachfolger zurückzuführen seien. Siegreich weist er nach, dass unter diesen στίχοι einfache Raumzeilen, nicht etwa Sinneszeilen (wie die dem praktischen Bedürfniss der Recitation in den Rhetorschulen dienenden cola und commata in den Handschriften der Redner und die vom Diakonus Euthalius im V. Jahrh. in das neue Testament eingeführte Versabtheilung) zu verstehen seien, wofür er als schlagenden Beweis u. A. die Herculanischen Papyrusrollen herbeizieht. Und wenn auch jene Zeilenzählung der Originalhandschrift, ursprünglich zur Controle des überlieferten Bestandes bestimmt, bei der veränderlichen Form der Copien nur einen ungefähren Anhalt zur Schätzung bot, so ergab sich doch, wie wichtig für uns der relative Massstab sei, der sich aus solchen Angaben für die richtige Messung des oft überschätzten Umfanges von Schriften und Schriftstellerei des Alterthums entnehmen lasse. Das Material zu dieser Frage wurde später noch wiederholt[2]) in bedeutendem Masse vermehrt und daraus Anlass zu neuen Gesichtspunkten, z. B. über die Kolometrie der Sophokleischen Tragödien gewonnen.

In dem Plautinischen Scholion werden sehr verkehrte

1) Diesen zweiten Punkt widerlegt Wachsmuth Rhein. Mus. XXXIV 38 ff. 2) Im Bonner Prooemium 1840/1 = opusc. I 173 ff. 181 f. und im Rhein. Mus. XIII (1858) S. 309 ff. = opusc. I 190 ff., ferner opusc. I 830 ff.

und verworrene Fabeleien eines gewissen Heliodorus über eine von Zenodot und Aristarch nach Auftrag des Pisistratus besorgte Homerausgabe erwähnt und widerlegt, gegen welche Tzetzes ausführlich polemisirt habe. Zur Ermittelung dieser Persönlichkeit war eine kritische Untersuchung über Lebensverhältnisse und Studien von vier Gelehrten dieses Namens erforderlich: ihr ist der dritte Excurs gewidmet, ein Beitrag zur Geschichte der griechischen Grammatik, dem Ziele, welches dem Verfasser damals immer noch „als ein schönes, aber noch nicht ganz nahes“ (S. 137 = 113) vorschwebte. Unter jenen Grammatikern ragt an wissenschaftlicher Bedeutung der Metriker Heliodorus, möglicherweise mit dem Homerischen Glossographen identisch, hervor, mit dessen Lebenszeit und Leistungen sich die neuere Forschung seit der durch R. gegebenen Anregung vielfach und mit steigendem Erfolge beschäftigt hat.[1])

Die ergebnissreiche, überaus anregende Schrift fand lebhaften Beifall. Kenner wie G. Hermann[2]) und Lehrs[3]) drückten ihr Wohlgefallen aus; selbst Bernhardy, der früher jenes Tzetzes-Scholion so verächtlich angesehen hatte, schlug einen andren Ton an,[4]), obwohl er nach seiner Art nicht viel Positives gelten liess. Wilken als Bibliothekar fand, dass der Punkt der Zeilenzählung zu vollständiger Evidenz gebracht sei;[5]) den alten Hugo in Göttingen interessirte insbesondre der Abschnitt über die Stichometrie der Pandekten: er lud in etwas verschleierter Weise den Verfasser zu fernerer wissenschaftlicher Correspondenz, gleichsam zur Nachfolge in der Stellung des verstorbenen Unterholzner, ein.[6]) Auch der

---

1) Vgl. opusc. I 189 Anm. Ritschl kam auf den Gegenstand zurück am Schluss des Prooemiums zum Lectionsverzeichniss 1840/1 = opusc. I 186 ff., indem er auf das Zeugniss des Marius Victorinus über die Abhängigkeit des lateinischen Metrikers Juba von der Autorität des Heliodor hinwies und daraus einen Beweis für seine Ansicht entnahm, dass Heliodor vor Augustus gelebt haben müsse. 2) An R. 4. Juni 1838. 3) An R. 13. Jan. 39. 4) Recension in den Jahrbüchern für wissenschaftl. Kritik 1838 Dec. S. 821 ff., gegen deren Wunderlichkeiten die siegreiche Polemik des Corollarium's vom Jahre 1840 gerichtet ist. 5) An R. 14. Juni 1838. 6) An R. 14. Juni 1838. Eine Stelle aus seinem Brief, über den Begriff der *digesta volumina* handelnd, abgedruckt bei Ritschl opusc. I 157 A.

ehemalige Lehrer Nitzsch konnte der 'singularis sollertia' der Darstellung seine Anerkennung nicht versagen, obwohl er gegen die Pisistrateische Redaction der Homerischen Gedichte entschiedenen Widerspruch erhob.[1])

3. Akademische Wirksamkeit. Persönliches. Versetzung.

Auch den Studenten erschien (nach der Aussage von Brix) der aus Italien heimgekehrte Lehrer „begeisterter und begeisternder als je.“ Den Seminarübungen (Interpretation des Dionysius und der Adelphi des Terenz) wurden die neu gewonnenen handschriftlichen Hülfsmittel zu Grunde gelegt und durch die oben besprochenen beiden Programme der Weg gewiesen. Nach der schon erwähnten Trinummus-Vorlesung im Winter 1837/8 erklärte er im Sommer 1838 Aeschylus' Sieben und behandelte in der Einleitung besonders genau die dramatische Composition des Stückes sowie die Trilogienfrage. Zugleich nahm er die Vorträge über Encyclopädie wieder auf, aber mit bedeutend erweitertem Zuschnitt, so dass allein dem allgemeinen Theil vier wöchentliche Stunden gewidmet wurden. Als Einleitung trug er einen grossartigen Plan vor, in einer Reihe einen Cursus sämmtlicher philologischer Disciplinen encyclopädisch zu behandeln. Die hierüber erhaltenen Blätter von seiner Hand enthalten folgende Andeutungen. Die Philologie sei, was sie ehemals nicht gewesen, Berufsstudium geworden. Als solches habe sie ihren geschlossenen Kreis von Disciplinen, welcher in der akademischen Vorbereitung durch Vorlesungen erschöpft werden müsse, wie es in andren Wissenschaften der Fall sei, aber noch nicht in der Philologie, wo die Kräfte nicht überall ausreichen. Mehr aber als den Studierenden irgend eines andren Faches fehle den Philologen eine Gesammtübersicht ihrer Wissenschaft eben wegen ihrer späten Entwicklung zur Selbständigkeit. Hierauf beruhe sein Plan, im Laufe weniger Semester einen Cursus sämmtlicher philologischer Disciplinen unter dem Namen Encyclopädie zu bieten. Er wolle nicht nur eine allgemeine Uebersicht,

1) Meletematum de historia Homeri fasc. II. comm. IV. Kiel 1839: vgl. Sagenpoesie der Griechen. S. 310 ff.

sondern das Material selbst geben, „ein mittleres Mass haltend zwischen blossem Grundriss, Gerüste ohne Fleisch, und ausführlicher Darstellung eíner Wissenschaft. Also: Umfang, Grenzen, Eintheilung, jetziger Standpunkt, Hauptgesichtspunkte für Behandlung, Hülfsmittel (was bei Mangel an Litteraturkenntniss hier besonders wichtig); aber ausserdem den Stoff selbst, soweit dies zuträglich und möglich," nach Massgabe des praktischen Bedürfnisses. Der gesammte Stoff solle sich auf die einzelnen Semester in folgender Weise vertheilen: 1. Allgemeiner Theil. 2. Hermeneutik, Kritik, Grammatik,[1]) letztere a) historische Einleitung, Geschichte der griechischen und lateinischen Sprache in ihrer lebendigen Entwickelung; b) Geschichte der klassischen Sprachwissenschaft, also Charakterisirung der Leistungen vielmehr als Aufzählung der Bücher und Hülfsmittel; c) Gliederung und Grundlegung der grammatischen Systeme; d) Durchgehung der einzelnen Theile, überall die Gesichtspunkte angebend, die wichtigsten der speciellen Untersuchungen nennend, und beispielsweise einige Theile wirklich ausführend. 3. Griechische und römische Litteraturgeschichte. 4. Mythologie und Antiquitäten (Archäologie nur kurz). Jede Abtheilung solle ein geschlossenes Ganzes bilden, so dass jeder Zuhörer eintreten könne wo er wolle. Die Nothwendigkeit eines solchen Cursus wurde dargelegt unter nachdrücklicher Bekämpfung der banausischen Anschauung, als ob bei der Ausbildung des Philologen nur das praktische Ziel, die Schule, ins Auge zu fassen sei. „Jammervolle Ansicht des blossen Bedürfnisses für die Schule. Für die, so nichts treiben zu müssen glauben, als was für die Schule nöthig, rede ich nicht. Sie bedenken nicht, wie tief sie sich durch dergleichen gemeine Ansicht unter Theologen etc. stellen. Dogmengeschichte: — was hat die wohl mit der Kanzel zu thun? Freilich: man kann nicht Alles zusammen wissen und treiben. Das wird auch nicht verlangt. Man soll aber von Allem wissen; im rechten Sinne. Auf die Einzelheiten kömmt's gar nicht an; aber des Zusammenhanges mit dem Ganzen soll sich Jeder bei seinen

---

1) Später hinzugesetzt: 'Metrik.'

besondern Hauptbestrebungen, auf die er sich freilich zu concentriren hat, bewusst bleiben: allgemeine Kenntniss des Wesens der Wissenschaft, des Standpunktes der Gegenwart, der Richtungen der Zeit ist nothwendig, so: dass die grossartigen Erscheinungen der Zeit, der Fortschritt der Wissenschaft verfolgt werden kann, dass man ein sicheres Fachwerk im Kopfe hat, wo man Jegliches unterzubringen und zurecht zu legen wisse. Schon von dem Gebildeten überhaupt wird verlangt, dass er der Entwickelung und Weiterbildung allgemein menschlicher Interessen, geistiger Tendenzen zu folgen im Stande sei; um wie viel mehr von dem Fachgelehrten innerhalb seines eigenen Kreises."

Getreu dem entworfenen Plan folgte im Winter 1838/9 als zweiter Theil der Encyclopädie in dreistündigen Vorlesungen: Hermeneutik und Kritik (zur Grammatik kam es nicht). „Niemals hat mir eine reale Disciplin so viel Noth gemacht," schrieb er an Pernice (8. Nov. 1838): desto reichere Belehrung und Anregung erhielten die Zuhörer.[1]) In der Einleitung wurde die Sprache wegen ihrer doppelten Stellung im System der Philologie (Object und Organon) als Kern und Mittelpunkt derselben bezeichnet, die Hermeneutik als die Kunst des Auslegens zum Behuf des Verstehens, die Kritik als die des Urtheilens zum Behuf der Berichtigung definirt. Auch für bildliche Denkmäler wurden beide Künste (als archäologische Hermeneutik und Kritik im Gegensatz zur sprachlichen) in Anspruch genommen, aber für den vorliegenden Zweck bei Seite gelassen; ausgeschlossen dagegen historische und philosophische Kritik, weil darin eine Begriffsverwirrung herrsche (nicht ausgeführt). Beide Disciplinen werden eingetheilt in niedere und höhere; zur niederen Hermeneutik wird die grammatisch-logische (verbale) und die reale oder historische gerechnet. Die Hermeneutik wird geübt nach den vier Gesichtspunkten des Nationalen, Temporalen, Generischen, Individuellen. In der niederen Kritik unterschied der Vor-

1) Leider finden wir nur ein verhältnissmässig blasses Bild in einem Schülerheft, geschrieben von Fr. Wilh. Beisert, nach der Dedication *(Praeceptori amplissimo memoriae monumentum esse voluit)* zu schliessen, dem scheidenden Lehrer zum Andenken verehrt.

tragende die äussere (objective, diplomatische) und die innere (subjective). — Am lehrreichsten in dem Abschnitt über Hermeneutik war wohl die Gruppirung und Beurtheilung der verschiedenen Erklärungsmethoden und der vorhandenen philologischen Commentare. Bedeutend ergiebiger war das Capitel über Kritik. Eigenhändig findet sich nur Weniges aphoristisch auf fliegenden Zetteln hingeworfen. „Allgemeine Methodik: 1) Vorkenntnisse haben, 2) der Früheren Meinungen kennen, 3) ohne Voraussetzungen dran gehen, 4) den Zweck scharf im Auge haben, 5) nicht mit schiefen halben Gedanken ohne eindringliche Interpretation sich begnügen, 6) nicht über Unverstandnes fortzuschlüpfen, 6) nicht mehreres neben einander gleich richtig, 7) scharfe Scheidung zwischen Möglichem und Unmöglichem, 8) Wahrheitsgefühl (Bentley), 9) nicht ermüden im Wegeversuchen.“ „Nicht Alles erklären wollen! Nicht eher zu kritisiren, bis alle Interpretationswege versucht. Beim Kritisiren richtige Mitte zwischen Verwegenheit und Feigheit. — Immer eine Möglichkeit nachzuweisen für die Annahme, die man macht. — Oft ist das Verderbniss so verwickelt, so desperat, so schwer zu übersehen, dass nur Eins hilft: scharfe Erwägung dessen was nothwendig stehen muss, oder — wo mehrere Gedanken möglich — stehen kann; Vergleichung mit Vorhergehendem und Nachfolgendem. Dieser Satz führt unglaublich weit. Das so Gefundene zusammenzuhalten mit den überlieferten Spuren: und nun herüber- und hinübergeschlossen.“

Wenn aber die Schüler mit dem Lehrer zufrieden waren und auch ihre Zahl sich mehrte, so waren die Eindrücke, welche der Heimkehrende empfing, ziemlich entgegengesetzter Art. Er fand, dass er während seiner Abwesenheit viel Terrain verloren habe. „Ein ungünstiges Geschick hatte eine Reihe sehr wackerer Mitglieder des Seminars auf einmal austreten lassen; dadurch war der Zusammenhang der Tradition, durch die sich guter Geist und Methode forterbt, abgebrochen, und ein neuer Aufbau musste ganz von Frischem beginnen.“[1]) Eben deshalb wohl jener Plan eines umfassenden encyclo-

1) Seminarbericht 10. Januar 1839.

pädischen Cursus. Den Anfängern musste vor Allem wieder Strenge gegen sich selbst beigebracht, sie mussten in den Anfangsgründen gesunder Hermeneutik befestigt werden. Aber die Macht des Hergebrachten, die schlechte Vorbereitung der Schulen, die sich immer aufs Neue geltend machte, erschwerte das Gelingen. Dabei das „mattherzige Provinzialschulcollegium, der geschworene Protector aller Mittelmässigkeit und flachen Popularität“, und ein Oberpräsident (v. Merkel), der in bornirtem Provinzialpatriotismus mit jedem Jahr engherziger wurde.[1])

Auch die alte Geldnoth ging wieder von Neuem an: eine Fluth von Forderungen stürzte über den Armen her.[2]) Auf welchen Boden sollte der junge Hausstand gegründet werden? Er sandte (am 3. März 1838) eine etwas desperate Vorstellung an das Ministerium, wofern in Breslau keine Mittel sein schmales Einkommen zu erhöhen vorhanden wären, ihn zu versetzen, nach Greifswald an Walch's Stelle oder nach Bonn, wo am 20. Februar Heinrich gestorben war. Trotz der „unmassgeblichen Bemerkung“, welche der Curator hinzufügte, „dass eine Versetzung des Bittstellers ein für die Universität und insbesondere für das philologische Seminar höchst fühlbarer Verlust seyn würde“ (7. März), erfolgte am 18. Juli der stereotype Bescheid, dass man „für jetzt ausser Stande“ sei, die nachgesuchte Gehaltszulage zu bewilligen, da es dazu dermalen an geeigneten Fonds fehle,“ so dass der sonst immer so Hoffnungsvolle begann, fast kleinlaut zu werden, und seinem unsichern Schicksal mit wachsender Verstimmung entgegensah. Ein schwache Labung, von der sich nicht leben liess, waren die sehr freundlichen und anerkennenden Zeilen, womit Nicolovius am 21. Mai und Joh. Schulze am 23. Juni für die Schrift über die Alexandrinischen Bibliotheken dankten. Als einziger „Trost und Hort“ blieb ihm noch der letztere, als der einzige, „dem es um die Sache zu thun ist, oder besser ausgedrückt, der der Begeisterung für eine Idee fähig ist, aber zweitens auch der einzige, der sich menschlicher Weise näher treten lässt, während kein anderer den Menschen, sondern immer nur den vornehmen Mann,

1) An Graffunder 22. April 1838. 2) An Pernice Februar 1838.

den hohen Vorgesetzten, den geschäftsführenden Beamten oder Staatsmann zeigt.“ „Meine Hingebung an ihn,“ schreibt er,[1]) „ist unwandelbar, auch wenn er mich ausschilt,“ (denn wirklich hatte er jene Eingabe etwas übel genommen) „sollt' ichs auch einmal nicht verdient haben. Fallen lässt er glaub' ich einen honetten Kerl niemals.“

Eine Gelegenheit zu einiger Verbesserung seiner ökonomischen Lage schien dem Bedrängten durch die Erledigung zweier Stellen an der Universitätsbibliothek in Folge von Wachlers und Unterholzners Tod geboten zu sein. Für das Oberbibliothekariat wurde u. A. zunächst an Jakob Grimm gedacht, der durch den Göttinger Conflict um seine dortige Professur gekommen war. Auf Zureden seiner Freunde bewarb sich R. um die zweite Bibliothekarstelle, erklärte sogar, wenn es nicht anders sein könne, sich mit einer Custodenstelle begnügen zu wollen.[2]) Doch blieb dieses Gesuch aus guten Gründen unberücksichtigt.

Unter solchen Auspicien schloss das Brautpaar an Göthe's Geburtstag (28. August) 1838 seinen Ehebund: die Trauung wurde in dem anmuthigen Trebnitz bei Breslau vollzogen. Der Gemahl führte seine junge, schöne und geistvolle Frau über Dresden in die sächsische Schweiz, zu den Freunden in Leipzig, Halle, Schulpforta, Jena, in das Erfurter Elternhaus, zu den Verwandten in Berlin, Stettin, Frankfurt a/O., wo sein einziger Bruder als Kaufmann lebte. In Leipzig verhandelte er mit G. Hermann, der ihn mit gewohnter Güte aufnahm, über die Plautusausgabe.[3]) Leider trübte bald nach der Heimkehr ein schwerer Schlag den Himmel des jungen Paares, da R.'s geliebte Schwester, die er so blühend verlassen hatte, am 16. November im Wochenbett starb. Er schrieb an den Schwager:[4]) „Selbst jedem Troste unzugänglich bin ich gestern und vorgestern halbe Tage lang im Felde herumgegangen, weil mir das Herz springen wollte zu Hause.“

Indessen bereitete sich die wichtigste Wendung in dem Schicksal unsres Freundes vor. Am 12. September starb

---

1) An Graffunder 28. Mai 1838. 2) Eingabe vom 11. Juli 1838. 3) An Stenzler 12. September, 7. October 1838. An Hermann 10. Februar 1839. 4) Brief ohne Datum, erhalten den 25. November.

Ferdinand Naeke in Bonn. Die Wiederbesetzung seines Lehrstuhles wurde von der Regierung mit Recht als eine Lebensfrage betrachtet, weil auf dem Bonner Philologen das ganze Rheinische Schulwesen beruhte und von ihm zugleich eine gewisse Vermittelung der katholisch-protestantischen Reibungen in Beziehung auf Schulverhältnisse erwartet wurde. Der einflussreiche Referent für Universitätsangelegenheiten, Geh. Rath Johannes Schulze, hatte die Ueberzeugung, dass Niemand besser nach Bonn passe als R. Seinem Andenken gebührt die offne und nachdrückliche Anerkennung, dass es nicht die Einsicht der Facultäten oder Universitätsbehörden gewesen ist, welche eine Kraft, die zum Lehren wie Wenige geschaffen war, in die ihr gebührenden Bahnen rief, sondern dass der gesunde sachliche Blick jenes Mannes, welcher in mehr als vierzigjähriger Wirksamkeit mit hingebender Begeisterung für echte Wissenschaft und umfassendem Verständniss der Menschen wie der Verhältnisse die Blüthe der preussischen Hochschulen und durch sie der Gymnasien, so viel an ihm lag, gefördert und aufrecht erhalten hat, der eigentliche Begründer und bis zuletzt der verständnissvollste Pfleger von Ritschl's ruhm- und segensreicher Lehrthätigkeit geworden ist. Zweimal hat er denselben gegen die Wünsche der akademischen Körperschaften an Stellen gesetzt, welche vorzugsweise geeignet waren, seine eigenthümlichen Gaben voll zu entwickeln: der Erfolg hat sein Vertrauen nicht nur auf das glänzendste gerechtfertigt, sondern in ungeahnter Weise überflügelt. Aus dem fast väterlichen Verhältniss des hochstehenden Gönners zum aufstrebenden jungen Schützling (wie oft wird er nach seiner Art ihn „liebes Kind“ genannt haben), erblühte mehr und mehr eine auf wachsender Bewunderung der grossartigen Leistungen desselben und gegenseitigem Verständniss der Naturen beruhende Freundschaft, die bis zum Tode des Aelteren auch in vertraulichem Briefverkehr gepflegt ist.[1])

---

1) R. an Joh. Schulze 31. Juli 1858: „Dem leiblichen Vater, der mich gezeugt, und dem geistigen, der mich zum Philologen gemacht, hat meine Empfindung seit drei Jahrzehnten Sie als den dritten Wohlthäter meines Lebens gesellt.“

Von allen Seiten stiess die Absicht des einsichtigen Gönners auf Widerstand. Im Ministerium dachten Andre in erster Linie an C. Fr. Hermann, der damals in Marburg eine sehr geschätzte Wirksamkeit ausübte, in zweiter u. A. an Lehrs. Die Facultät schlug ausser dem erstgenannten unter Andren (wie Madvig, Haase) Reinhold Klotz vor. Der Curator Rehfuss setzte sich mit Hartnäckigkeit auf den katholischen extraordinarius Franz Ritter. Namentlich auch in Berlin fehlte es nicht an solchen, welche R.'s Berufung nach Bonn weder wünschten noch billigten. Dem Minister, so grosse Stücke er sonst auf ihn hielt, war er noch zu jung. Andre machten den eben so bequemen als wohlklingenden Grundsatz geltend, „man dürfe nicht eine inländische Universität zu Gunsten einer andern berauben“: da R. einmal in Breslau an seiner Stelle sei, so solle er auch in Breslau bleiben. Selbst Welcker hatte dieses Princip, dessen Durchführung nur die Verknöcherung der akademischen Lehrkörper zur Folge haben würde, in seinen Anträgen geltend gemacht. Dass der Breslauer Curator ihn für unentbehrlich erklärte, war ganz in der Ordnung. Noch im October war R. ganz desperater Stimmung: nach den Erfahrungen des Sommers hatte er, wie er schreibt,[1]) ein Gelübde gethan, „nie wieder in das Bettelhorn zu stossen“ und abzuwarten, ob man ihm etwas anbiete.

Wirklich erging im December ein Ruf zunächst an C. Fr. Hermann, aber in einer Form, welche denselben zu sofortiger Ablehnung bewog. Trotzdem hegte R. noch um Weihnachten nur geringe Hoffnung, hatte sich vielmehr in Gedanken schon auf sein Verbleiben in Breslau eingerichtet, als am 3. Januar 1839 das vom 24. December datirte Berufungsschreiben eintraf, ein köstliches Weihnachtsgeschenk. „In Rücksicht auf“ seine „bisherige erfolgreiche und verdienstliche Wirksamkeit“ erklärte sich das Ministerium geneigt, ihm die Naeke'sche Professur zu übertragen. In der Eigenschaft eines ordentlichen Professors der classischen Philologie und der Beredsamkeit wurde ihm eine jährliche Besoldung von 1100 Thlrn., für die Mitdirection des philologischen Seminars die etatsmässige jährliche Remuneration von 75 Thlrn.

1) An Stenzler 7. October 1838.

geboten. Für den Fall der Annahme, über die er sich „bald“ zu erklären hatte, sollte er sich so einrichten, dass er unmittelbar nach dem Schlusse des Wintersemesters abgehen könne. Unter so überraschend günstigen Bedingungen erschien ihm die Zusage selbstverständlich. Auch sah er in dem Wechsel eine Erfrischung, die zugleich für seine wissenschaftliche Förderung wohlthuend sein werde. Schon am 8. Januar erklärte er dem Minister die Annahme des Rufs, zugleich machte er dem Decan Anzeige von seinem Entschluss. Die Breslauer Facultät und der Curator thaten zwar sofort energische Schritte, das Verbleiben des hochgeschätzten Collegen in Breslau unter gleichen Bedingungen vom Minister zu erbitten. Eine von Schneider entworfene, am selben Tage einstimmig beschlossene Vorstellung ging, vom Curator befürwortet, am 18. nach Berlin ab, hatte aber, wie auch wohl erwartet wurde, keinen Erfolg.

Auch meldete R. selbst am 19. Januar 1839 seine bereits von den Zeitungen angekündigte Berufung an Welcker, ohne jedoch die Sache als bereits völlig entschieden hinzustellen. Gewiss war es aufrichtig gemeint, wenn dieser am 30. desselben Monats den neuen Collegen versicherte, dass er unerachtet der verschiedenartigen Anträge sehr willkommen sein werde. Schon mancherlei freundliche Berührungen in Briefen waren seit 1833 vorausgegangen. Mit Grund durfte Welcker auf ein entgegenkommendes Verständniss seiner Richtung hoffen. Als R. sein Interesse an den Arbeiten des sinnigen Forschers über den epischen Cyclus warm geäussert hatte, erwiderte derselbe: „Wenn etwas ausser der Sache selbst mich zur Vollendung mancher, in sich zusammenhängender Arbeiten nach derselben Richtung hin, ermuntern kann, so ist es das Eingehen von Kritikern und Alterthumsfreunden Ihrer Art, von Männern, die historische und sprachliche Gelehrsamkeit ehren und besitzen ohne das ideelle Gepräge der edleren Producte des Alterthums zu versäumen und unterzuordnen.“[1]) Als dann die italiänische Reise näher rückte, sprach er aus, wie grosse Hoffnungen er auf die wissenschaftliche Ernte setze, welche R. heimbringen werde. „Es ist ein seltenes Glück für Sie,

1) 3. Februar 1836.

dass Sie in dem Alter, wo man überhaupt am liebsten und am erspriesslichsten Italien kennen lernt, mit den allgemeinen Zwecken einen so bedeutenden, so viel versprechenden und so wohl vorbereiteten besondren verbinden können, und für den Dichter (Plautus) ist das Zusammentreffen Ihrer Reise und Ihrer Vorbereitungen nicht minder günstig.“[1]) In Göttingen (1837) hatten sich dann beide zuerst persönlich kennen gelernt.

Den glücklichen Abschluss der Verhandlungen mit dem Ministerium bezeichnet ein Schreiben Joh. Schulze's vom 25. Januar mit der Meldung, dass er „nach sorgfältiger Berücksichtigung aller betreffenden Verhältnisse für räthlich erachtet“ habe, R.'s Versetzung nach Bonn in Antrag zu bringen. Er hoffe, dass es demselben gelingen werde, „die von den Herren Heinrich und Naeke gegründete philologische Schule nicht nur zu erhalten, sondern auch noch zu einer höheren Blüthe zu führen.“ Zugleich wird er aufgefordert „vertraulich zu sagen“, was er „für nöthig erachte, um das philologische Studium auf der Breslauer Universität in seinem bisherigen Flor zu erhalten.“[2])

So hatte denn der Dreiunddreissigjährige doch noch verhältnissmässig früh genug eine akademische Stellung errungen, welche nicht nur versprach, ihn der kleinlichen Sorgen um das tägliche Brod zu entheben, sondern seinem Genius eine Bahn eröffnete, auf der er sich voll entwickeln und die gereifte Kraft entfesseln konnte. Aus diesem Gefühle quoll sein überfliessender Dank an das Ministerium. Auch Moritz Haupt, damals Docent in Leipzig, welcher in warmen Worten seine Freude aussprach, dass die Regierung lieber an R. gedacht habe, „als an den hiesigen“, war der Meinung, „ein Thüringer müsse sich am Rhein besser befinden als in Halbpolen“.[3]) Etwas skeptisch und mehrdeutig dagegen klang des archäologischen Onkels Panofka frommer Wunsch,[4]) Eirene, welche sich an der rheinischen Grenze wieder

---

1) 19. April 1836. 2) Es war eine ungewöhnliche und unerwartete Gunst, dass eine k. Cabinetsordre vom 29. Januar eine Umzugsentschädigung von 300 Thlrn. gewährte. Das officielle Versetzungsdecret datirt vom 14. Februar. 3) An R. 21. Januar 1839. 4) 22. Januar 1839.

eingestellt, möge das junge Paar mit Plutos im Arme in Bonn empfangen.

Wir übergehen die kleinen Misshelligkeiten, welche sich an die Verhandlungen über den Nachfolger in Breslau knüpften. Ritschl war im Interesse der Sache und im Einverständniss mit Schneider der Meinung, dass ein tüchtiger junger Philologe an seiner Statt für die Leitung des Seminars von aussen zu berufen sei.[1]) Er dachte an Sintenis (der aber erklärte bei der Schule bleiben zu wollen), an Sauppe, Bergk, Schneidewin, Lehrs. An keinen der Vorgeschlagenen gelangte ein Ruf. In seinem letzten sehr eingehenden Seminarbericht[2]) fasste der Scheidende noch einmal die Summe seiner Erfahrungen, Anschauungen und Ueberzeugungen mit offenem und lebhaftem Ausdruck zusammen. Dieses Actenstück ist vorzüglich geeignet, unsre Kenntniss von der Methode und den Grundsätzen des jungen Breslauer Seminardirectors zu ergänzen. Namentlich über den unersetzlichen Werth persönlicher Einwirkung auf den Einzelnen als frei gesuchter und gern gewährter Ergänzung der amtlichen Unterweisung dachte der Schüler Reisigs, welcher dem Umgange mit seinem Meister so viel verdankte, bereits damals ganz ebenso, wie er in der Folge auf empfänglicherem Boden so glänzend durch die That bewährt hat. Es war ihm „zur immer bestimmteren Erfahrung und Ueberzeugung geworden, dass, wie überhaupt der persönlich-moralische Einfluss auch auf die Betreibung der Wissenschaft der entschiedenste und bedeutendste ist, so insonderheit die Anregung des Privatverkehrs noch wirksamer und fruchtbarer für die jungen Leute sei, als die öffentlichen und amtlichen Seminarübungen selbst, ohne die jene Anregung freilich gar nicht gedacht werden kann, und wodurch sie erst Mass, Form und Regel erhält. Aber jene Privatannäherung ist nie zu erzwingen, sondern muss Sache des freien Vertrauens sein; gewaltsame Herbeiführung — wenn selbst Neigung zu solcher Aufdrängung sich herabzulassen, vorhanden wäre — gäbe leicht zu Missdeutung und Misstrauen Anlass, erscheint dem in

1) An Pernice 4. Februar, an G. Hermann 10. Februar, an Lehrs 7. September 1839. 2) 10. Januar 1839.

diesem Punkte ziemlich empfindlichen Studierenden leicht als Beschränkung seiner Freiheit und Selbständigkeit.“ Er berichtet, dass er zur Ergänzung der Seminardisputationen jedesmal, wenn ein Gegenstand in der bestimmten Zeit nicht hatte erschöpft werden können, noch besondre Privatbesprechung eintreten liess, die sich ihm mehr und mehr als fruchtbar erwiesen hätten, „indem schon der Gebrauch der lateinischen Sprache im Seminarium den Ungeübten ein klares Verständniss erschwere, ausserdem auch Irrthümer und Missgriffe in Gegenwart andrer Commilitonen weniger willig zugegeben werden.“ Denn dort lasse er den Gebrauch der deutschen Sprache nur ausnahmsweise eintreten, wenn es darauf ankomme, „in Fällen besondrer Unfähigkeit, Schwerfälligkeit, Verkehrtheit einen einzelnen Seminaristen durch Beschämung zu strafen“: was noch immer gute Wirkung gethan habe. Indem er jeden Zögling seines Seminars mit meisterhaftem Griffel charakterisirt,[1]) auch was von der Zukunft des Einzelnen zu erwarten sei, unter Umständen andeutet, nimmt er Gelegenheit, auch über die Gefahren der Selbstüberschätzung, welche zu leichtsinnigem Betreten der akademischen Laufbahn führe, ein kräftiges (freilich vergebliches) Wort an das Ohr der Regierung gelangen zu lassen. „Ein Unglück aber ist es, wenn Leute von so mittelmässigem Standpunkte ihre Talente und Kräfte dergestalt überschätzen, dass sie sich der akademischen Laufbahn widmen zu können vermeinen ... Es kann ein junger Mann durch angestrengteste Arbeit ... zu einem gewissen Grade philologischer Routine, zu Litteraturkenntniss und einer äusseren Geschicklichkeit gelangen, dass eine Facultät, ohne hart zu sein, ihrerseits ihm die Genehmigung seiner Habilitation nicht wohl versagen kann; und dennoch kann die Kenntniss der Seminardirectoren von ihm

---

1) Zum Beispiel: „H. ist ein leichtfüssiger Franzos, ein heiteres und gewandtes Gesellschaftsmännchen, eine helläugige Kinderseele, die mit grosser Unschuld und Unbefangenheit in die Welt hineinguckt. In der innigsten Uebereinstimmung mit dieser Persönlichkeit steht sein wissenschaftliches Treiben; er ist zwar nicht ohne Lernbegierde, aber die Oberfläche der Dinge genügt ihm, strenge Anforderungen an sich selbst zu machen ist ihm nie eingefallen.“

einen sichern Massstab dafür gewähren, dass es nie gelingen werde, angebornen Mangel an Klarheit der Gedanken und an gründlicher Sprachkenntniss zu überwinden. Der Universität können solche schon im Voraus als verunglückt zu bezeichnende Versuche nur zur drückenden Last werden, und im eigensten Interesse derer, die sie beginnen, wäre ihre Unterlassung dringend zu wünschen. Der einzige der seit sechs Jahren durch das hiesige Seminar gegangenen jungen Männer, der nach des unterzeichneten Ueberzeugung bei fortgesetzter Entwickelung sich zu dem Standpunkte hinaufarbeiten konnte, um einmal das Fach der classischen Philologie an einer Universität zu vertreten, wäre Markscheffel gewesen; allein er begehrte gar nichts Andres, als ein tüchtiger Schulmann zu werden, und der Unterzeichnete war weit entfernt, ihn darin irre zu machen, da den Schulen heutigen Tages mehr als je Männer von gründlicher classischer Bildung noth thun."

Der Hauptaccent dieses Breslauer Schwanengesanges war aber auf einen oft beklagten Uebelstand gelegt, welcher das Gedeihen der philologischen Studien in Breslau und die befriedigende Ausbildung insbesondre der gegenwärtigen jungen Generation des Seminars hindere, dass nämlich „die neu eintretenden das Schicksal fast aller jetzigen Abiturienten schlesischer Gymnasien theilten, eine mangelhafte, oder doch sehr mittelmässige Schulbildung, namentlich in den classischen Sprachen, zur Universität mitzubringen," daher eine Erhebung aus eigener Kraft nicht wohl von ihnen zu erwarten sei. Diese Bemerkung machte auf den Minister solchen Eindruck, dass er sie dem Breslauer Provinzial-Schulcollegium mittheilte und demselben aufgab, im Fall der Uebereinstimmung „wohlmotivirte Vorschläge" zur Besserung des berührten Uebelstandes zu machen.[1]) Jene höchst empfindliche Behörde schüttete dann freilich in einem langen, aus der Feder Menzel's geflossenen Bericht[2]) die volle Schale ihres wohl schon lange genährten Missvergnügens nicht über, sondern hinter den bereits aus der Provinz geschiedenen Ankläger aus. Indem sie seine Aeusserung als eine „übereilte" bezeichnete, beschwerte sie sich nachträglich, dass „die Forderungen des p. p. Ritschl zu

1) Erlass vom 31. März 1839. 2) 11. Juni 1839.

weit in das dem Gymnasialzweck entfernte Gebiet der philologischen Literatur und wissenschaftlichen Metrik, nach der stricten Observanz einer neueren Schule, sich erstreckt hätten.“ Die neueste Metrik habe kein andres Ergebniss für die Schulen gewährt, als dass die Eingeweiheten zwar viel von der Basis und Anakrusis, von der Thesis und Arsis, von proceleusmatischen, dochmischen und andren Versarten zu sagen wissen, aber die Kunst Verse zu machen, die sonst vermittelst der alten einfachen Metrik auch wohl schon Schülern beigebracht wurde, selbst nicht ausüben.“ Hierauf eine hitzige Philippica über die neue philologische Lehrmethode, welche die Mehrzahl der Schüler nur mit Ekel und Widerwillen gegen die alten Sprachen erfülle, das leichte Verständniss und die geläufige Anwendung des lebendigen Wortes ungemein erschwere, mit dem schlagenden Hinweis, „dass weder die Römer das Griechische, noch die Germanen und Slaven des Mittelalters das Lateinische verstehen, sprechen und schreiben gelernt haben würden, wenn in ihren Schulen diese Methode geherrscht hätte.“ Nur wenn auch die alten Sprachen wieder „in der natürlichen Weise, wie von jeher Sprachen erlernt worden sind“, „ohne die Spitzfindigkeiten und Künsteleien“ des „modernen Alexandrinismus“ mit der Jugend geübt würden, sei eine Besserung zu hoffen. Und dieser Hoffnungsblick ist auf den Nachfolger, Ambrosch, gerichtet, welcher gleiche Wünsche hege und gewiss bemüht sein werde, die Verwirklichung derselben bei Anleitung der künftigen Gymnasiallehrer nach seinem Theile zu befördern. Man sieht, die Bestrebungen der eben verflossenen Periode, den Lehrerstand Schlesiens und Posens auf die Höhe der Wissenschaft zu heben, hatten sich bei den Leitern der Praxis keines Beifalls zu erfreuen gehabt. Mit der Genügsamkeit eines bequemen Banausenthums sahen sie in handwerksmässiger Zurichtung des Schulmeisters das einzige Heil, und in der Wallung gekränkter Eitelkeit machten sie den Vertreter der Wissenschaft, welcher ihr einen weiten Horizont und freie Bahnen öffnete, welcher in hingebendem Idealismus die Geister zu wecken und die Gewissen zu schärfen bemüht war, verantwortlich für das Unheil, welches von jeher durch Pedan-

tismus und Einseitigkeit ungeschickter Pädagogen auf Schulen erzeugt worden ist.

Auch liess sich der einsichtige Joh. Schulze durch solcherlei Declamationen nicht irre machen, und beruhigte seinen Schützling, der von dem hinter seinem Rücken ausgebrochenen Sturm gehört hatte, mit folgenden Zeilen:[1]) „Wegen Ihres Seminarberichts lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen; das Ministerium wusste und weiss ihn zu ehren und die Mittheilung desselben an das königliche Provinzial-Schulcollegium in Breslau, welche mir im Interesse der Sache nöthig schien, wird gewiss gute Früchte tragen. Ist die Vorliebe der Schlesier für Alles, was in Schlesien ist, durch den Inhalt Ihres Berichtes in etwas verletzt worden, so darf Sie dies nicht weiter bekümmern: *minima non curat praetor*.“

Besser als das Schulcollegium wussten die Schüler das Verdienst ihres Lehrers zu schätzen. Dies bewies einleuchtender als der solenne Fackelzug, welchen die Studenten dem Scheidenden brachten, die Widmung einer gediegenen lateinischen Abhandlung über die Responsionen bei Aristophanes, verfasst von Robert Enger, dargebracht von 34 Seminarmitgliedern, sowohl gegenwärtigen als früheren seit Beginn der Breslauer Periode. Mit dem zutraulichen Ausdruck der Freude, dass der verehrte Lehrer nunmehr in bessere Umstände komme, verbindet die vorausgeschickte Ansprache das Bedauern, dass es den Unterzeichneten umgekehrt ergehe, indem sie eines Leiters und Freundes beraubt würden, wie er nur Wenigen gegönnt sei. Sie rühmt in kurzen schlichten Worten, wie er verstanden habe, Jedem den richtigen Weg zu zeigen, Anlage und Neigungen der Einzelnen zu durchschauen, die Strebsamen zu unterstützen, mit welcher Güte er die Rathsuchenden jederzeit aufgenommen, belehrt, in jeder Weise gefördert habe.

Freilich die bedeutendste Frucht hatten die sechs Breslauer Jahre mit ihrer italiänischen Episode ihm selbst eingetragen. Sie hatten seine allseitige Ausbildung in

---

1) An R. 31. October 1839.

der Wissenschaft wie im Verständniss der Kunst, in der Kenntniss des Lebens und der Welt zur vollen Reife gebracht. Auf sprödem Arbeitsfelde hatte er in durchgreifender Thätigkeit seine Kraft gestählt, Ziel und Methode seiner Lehre festgestellt, und die Bedürfnisse der Universität sowie der Schule gründlich beobachtet. Endlich hatte er sich einer grossen wissenschaftlichen Lebensaufgabe und einer Quelle der Forschung bemächtigt, welcher ungeahnte Schätze zu entheben ihm vorbehalten war.

Beilagen.

Zu S. 3. Das Adelsdiplom ist abgedruckt in dem Buche „der so nöthig als nützlichen Buchdruckerkunst und Schriftgiesserey zweyter Theil“ (Leipzig 1740) S. 27—33, eine vom Comes Palatinus Maximilian Joseph von Minzenried zu Wien 1717 ausgefertigte Confirmation und Erneuerung des adligen Standes und Wappens für die Gebrüder Theodoricus Rudolf (Stadthauptmann in Erfurt) und Hieronymus Philipp Ritschel von Hartenbach, sowie für des ersteren drei Söhne Emanuel Rudolph, Johann Rudolph und Johann Wilhelm. Schon der Grossvater von Theod. Rudolph, Namens Georg, war wegen kriegerischer Verdienste in den adligen und Freiherrnstand erhoben worden; der Sohn desselben, Christoph, ist in 14 Hauptschlachten und Treffen gewesen, und hat sich in Kriegsdiensten des Kaisers wie andrer Potentaten viel „meritiret gemacht“. Eine Adelsbestätigung für letzteren, vom Kaiser Rudolph II., de dato Prag 1581, worin dessen Wappen mit einer Krone über dem Helm vermehrt wird, soll sich im Kais. Reichs-Hofarchiv zu Wien befinden. Obengenannter Johann Wilhelm (1705—1761), Buchdrucker in Erfurt, verheirathet mit Friderike Tennemann, Tochter des Diaconus und Gymnasialprofessors T. in Erfurt, war unsres Helden Urgrossvater. Dessen Sohn, Georg Wilhelm, wird noch auf seinem Leichencarmen mit vollem Namen genannt. Das in obengenanntem Buche (Tab. IV zu p. 27) abgebildete und S. 30 beschriebene Wappen stimmt mit demjenigen überein, welches die Familie noch gegenwärtig führt.

Zu S. 11. Den Geburtstag Spitzners, den 31. Oct. 1824, feierten gedruckte lateinische Distichen, nicht ohne Fehler, welche R. später in seinem Handexemplar verbesserte und mit der subscriptio versah: *Vellem me hoc carmen non fecisse!* Der Titel lautet:

Diem natalem Francisci Spitzneri praeceptoris plurimum venerandi pio gratoque animo celebraturi obtulerunt

Frid. Guil. Ritschl — *Eduardus Brauer*
Constantinus Schmalfuss — *Thancmar Seyferth*
Leopoldus Weber — *Franciscus Otto*
Mauritius Niese — *Alexander Schmalfuss*
Henricus Schoenefeld.

Vitebergae d. XXXI. Octobr. CIↃIↃCCCIV (so!) *corrigirt XXIV.*

Dem Amtsantritt des Subrectors Joh. Görlitz gilt ein andres carmen, gleichfalls in lateinischen Distichen: *Viro amplissimo doctissimo Ioanni Goerlitz subconrectoris et doctoris superioris munus in inclyto Lyceo Wittenbergensi rite auspicato d. d. d. obvia studiosae iuventutis pietas interprete Frid. Guil. Ritschl, Thuringo. Wittenbergae, d. XIV. Januar. 1825.* Als „Noth- und Zwangsgedicht bei Matthey's Abgange von FWR, 1824" ist von dem Verf. ein Abschiedsgedicht an vier Wittenberger Abiturienten bezeichnet, gereimte Strophen in deutscher Sprache, nüchtern und etwas bombastisch. Erhalten ist auch ein Geburtstagscarmen für den Vater: *Patri desideratissimo diem natalem LIII. pio gratoque animo gratulatur Fridericus Guilielmus Ritschl, studiosus philologiae Halensis. Halae Saxonum, a. d. VIII. Cal. Iul. a. CIↃIↃCCCXXVI.*

Da das im Text erwähnte griechische Epyllion auf die Schlacht bei Breitenfeld und die lateinischen Distichen für Görlitz im fünften Bande der opuscula ihren Platz gefunden haben, so gebe ich hier als Proben dieser jugendlichen Muse 1) die Abschiedsworte der Antigone in griechischen Distichen (1822: vgl. S. 11); 2) initia musices et poeseos apud Graecos (vgl. S. 17); 3) das oben erwähnte Geburtstagscarmen für den Vater.

Τῷ βίῳ χαίρειν λέγει Ἀντιγόνη (σοφοκλ. ἀντιγ. στ. 883 sq.).

Ὦ τύμβος στυγερός, καὶ νέρτερα κεύθεα γαίης,
Οἶκος ἀείφρουρος, τὸν ζόφος ἀμφὶς ἔχει·
Οἷ νεάτην ὁδὸν εἶμ', ὁράαν πηούς τε φίλους τε,
Οὓς πλείστους δέχεται Περσεφόνεια δόμοις.
Πρῶτα πατὴρ γὰρ ἐμός, μάλ' ἀπεχθὴς πᾶσι θεοῖσιν,
Ὤλετ', ἐπ' ἀμπλακίῃς ὄμματ' ἀραξάμενος.
Αὐτὰρ ἔπειτ' ἄλοχος, μήτηρ θ' ἅμα, μαινάδι λύσσῃ
Ἣν ἄτην στυγερὴν πόλλ' ὀλοφυραμένη
Λευγαλέον βρόχον ἥψατ' ἀφ' ὑψηλοῖο μελάθρου·
Ψυχὴ δ' εἰς Ἀΐδην ᾤχετ' ἀποπταμένη.
Οὐ δηρὸν μετέπειτα κασίγνητοι καὶ ὄπατροι,
Οὓς μία μοι μήτηρ γείνατο τηλυγέτους,
Ἀλλήλοις ξιφέεσσι φόνον καὶ Κῆρα τιθέντες,
Ἐξαίφνης κατέβαν δῶμ' Ἀΐδαο μέλαν.
Νῦν δ' ἐγὼ ἐσχάτη εἶμι, μόρον πείσουσα κάκιστον
(Πρὶν γ' ἐρατοῦ βιότου μέτρον ἂν ἐξικόμην),
Λεύσσουσ' ἀκαμάτου νέατον φάος Ἠελίοιο,
Δειλή! τὴν αὐτὴν ὀκρυόεσσαν ὁδόν·
Οὐκέτ' ἐφυμνηθεῖσ' ἐπινυμφιδίοις ὑμεναίοις,
Οὔτε τροφῆς παίδων, οὔτε τυχοῦσα γάμου.
Ἀλλά μοι ἐλθούσῃ μάλα ἔλπεται ἄλκιμον ἦτορ
(Οὐδ' ἐλπὶς κενεὴ θέλξει ἐμὴν κραδίην)

Ἀσπασίη μὲν πατρὶ, φίλη δέ τε μητέρι κεδνῇ
Ἥξειν, σοί δ᾽ αὐτῷ, δύσμορ᾽ ἀδελφὲ, φίλη,
Ὑμεας οἰκτρὰ θανόντας ἐπεὶ χείρεσσι λόεσσα,
Καί τ᾽ ἐπὶ σῷ καθαρὰς τύμβῳ ἔδωκα χοάς.
Ἀνθ᾽ ὧν νῦν, Πολύνεικες, ἐμοὶ κρατέρ᾽ ἄλγε᾽ ὀπίσσω,
Ἰναχίης κούρης πένθει ὁμοιότατα·
Εἰ καὶ ἐΰφρονες ἄνδρες ἐπαινοῦσιν τάδε ἔργα,
Οἷς τίμης᾽ ἄταφον σὸν δέμας αἰνοπαθής.
Οὐδὲ γὰρ, οὐδέ κεν εἰ τέκνων μήτηρ ποτ᾽ ἐτύχθην,
Οὐδ᾽, εἰ ἐμοίγε πόσις τήκετο, λυγρὰ θανὼν,
Ἴστω Ζεὺς, ἀέκητι πολιτῶν μόχθον ὑπέστην
Τοιόνδ᾽, ἀντὶ βίου πότμον ἑλοῦσα κακόν.
Ἠμὲν ἀνὴρ κέ μοι ἄλλος ἔην, προτέροιο θανόντος,
Ἠδὲ καὶ ἐξ αὐτοῦ τέκνα φυτευόμενα.
Μητρὸς δ᾽ εἰν Ἀΐδαο κεκευθυίης ἰδὲ πατρός,
Τίς, πόθεν ἂν βλαστοῖ κεδνὸς ἀδελφὸς ἐμοί;
Τοίῳ δή ῥα νόμῳ σε σεβασσαμένη μέγ᾽ ἁμαρτεῖν
Τούτοις, καὶ τολμᾶν τόλματα δεῖν᾽ ἐδόκουν·
Τῶν θ᾽ ἕνεκ᾽ ἀρχὸς ἀνὴρ, ὢ ἀδελφειοῦ μένος ἠΰ,
Οὕτω ἀεικείῃ νῦν περίεσπεν ἐμέ·
Ὑβριστής, ἀσεβής, ἀθεμίστια δεινά τε εἰδώς,
Οὔτε βροτῶν δείδων, οὔτε θεῶν γε νόμους·
Ὅς με φίλων πάντων μάλ᾽ ἐρήμην Ἄϊδος εἴσω
Ζῶσαν πρὸς νεκροὺς ἠδ᾽ Ἀχέροντ᾽ ἀπάγει.
Καὶ τίνα δὴ παραβᾶσα θεῶν αἰειγενετάων
Ἀφροσύνῃ σεμνὴν, αἰτίη εἰμὶ, δίκην;
Ἀλλὰ τίν᾽ εἰσέτι χρή μ᾽ ἐσιδεῖν μακάρων ἀλεωρήν;
Ἢ τίν᾽ ἑταιρείην ξυμμαχίην τε καλεῖν;
Δυσσεβίην γὰρ ἔχω, τὴν εὐσεβίην σεβίσασα,
Ἀνδρῶν πρὸς τοίων τοῖα παθοῦσα κακά.
Ἀλλ᾽ εἰ μὲν τάδε ἔργα θεοῖσιν ἐήνδανεν αὐτοῖς,
Συγγνώμην ἐχθροῖς δώσομεν ἀμπλακίης·
Εἰ δ᾽ ὅγ᾽ ἁμαρτάνει αὐτὸς ἄναξ, μὴ πλείονα πάσχῃ,
Ἢ μ᾽ ἀδίκως ἔρδῃ μέρμερα δεινὰ, Κρέων. —
Οἴμοι! — ἐποτρύνει φύλακας μάλα καρτεροθύμους!
Φεῦ! — λόγος εἴρηται πότμου ὅδ᾽ ἐγγυτάτω!
Χαῖρέ μοι, ἑπταπύλου Θήβης πατρώιον ἄστυ,
Χαῖρε μάλ᾽ Ἀντιγόνῃ, πατρὶς ἄρουρα φίλη!
Μνήσατε, καλλιχόρου Θήβης ἐγχώριοι ἄνδρες,
Κοῦραι θ᾽ ἁβροκόμαι, μνήσατ᾽ ἐμοῦ φθιμένης!
Ἢ τάχα χαλκοδέτοισι καταζευχθήσομαι αὐλαῖς,
Πετραίοις δεσμοῖς· οὐδέ ποτ᾽ ἐξ Ἀΐδεω
Ἀννεῖμαι· τῷ δ᾽ ὔμμι λέγω χαίρειν μάλα πᾶσιν,
Δύσμορος αἰνομόρῳ Κηρὶ δαμασσαμένη.

πεποίηκα ἐν Ἐρφορδίᾳ 1822.

Initia musices et poeseos apud Graecos.[1])

Adspirate, precor; dubia nova carmina fundam
Voce; favete meis dique deaeque modis!
Nam veteris Latii dulci celebrabimus ore,
En, ad Germanam nomina vestra chelyn.
Quos liquido quondam demissos culmine Olympi
Excepit grato terra beata sinu.
Et subito spirat solito generosior ardor,
Plenaque divino numine cuncta calent.
Vos etenim generi caelestia dona tulistis
Humano: cantum, carmina, plectra, choros.
A Iove principium; nam te, Corybantes habebant,
Queis custodirent, tinnula sistra manu.
Nec mora: fert nectar super aequora nava palumbes,
Mellaque, Dictaeis obsequiosa sonis.
Fertur et infracta puppi, Berecynthia mater,
Ad tua Neptuno littora iactus Atys
Arma gravi sonitu, crepitantia cymbala silvis,
Tympanaque ad Phrygias rauca ferire tubas.
Nec te praeteream, genialis consitor uvae,
Teque corymbifero concita turba Deo.
Euoe, Bacche pater! referunt ad sidera montes,
Et reboant bombis cornua curva sacris.
Subvehit, aurigae quem tibia flectit Amoris,
In sua frena fremens Bacchica plaustra leo.
Ebrius et sequitur tardo Silenus asello:
Puniceis moris tempora picta rubent.
Scilicet iniectis nuper te vincula sertis
Cogebant, docta promere voce melos.
Mirantur quercus, laetaeque cacumina quassant,
Nymphaque cum Faunis obstupet, ecce, procax.
Haud aliter Satyri, Panis lasciva caterva,
Arguto buxo sicca labella terunt.
Maenaliique ferunt ad sidera summa magistri
Laudes, cui sonitus reddit arundo novos.
Quam primum instituit, calamos compingere cera,
Fessaque sopivit fistula membra levis.
Talis Philyrides querula perfecit Achillem,
Qua perhibent curas attenuasse lyra.
Talis et Alciden docuit testudinis olim
Threïcius digitis fila movere Linus.
Vadit at infelix, nec habet sua praemia, vates
Ad Stygis, indocili pectine caesus, aquas.

---

1) *Quo Carmine Vitebergae valedicebam a. 1825 Lipsiam abiturus. Omisi Arionem.*

Dircaeas cautes cithara resonante videres
Tum muri in speciem sponte coïre sua,
Quem quondam Amphion divina condidit arte,
Dum fugit Aonii pascua verna gregis.
Denique tu salve, Musarum docte sacerdos,
Non mihi sat dignis concelebrande modis.
Quem genuit, puros ubi fundit Pimpla liquores,
Fovit et in casto Calliopea sinu.
Illi cantanti steterunt Symplegades altae,
Dormivitque ferae Colchidis ipse draco.
Illius ad chordas, plectro modulante canoro,
Flectitur et Stygiae lurida porta domus.
Datque sonos vocale, quod Hebri volvitur undis,
Indigna fractum flebile morte caput.
Quid mirum? lauro Cyllenius ipse virenti
Praecinxit frontem: sic voluere Dii.
Pleïas Atlantis quem vix enixa moventem
Audivit propriae consona fila lyrae.
Cuique cavis nondum concordant carmina nervis,
Obstupet armorum Phoebus honore nitens.
Et simul invidiae stimulis agitatur iniquis,
Dum placidos animos foedera iuncta tenent.
Ex quo distinctus Parnaside fronde capillos,
Commovet a dextra mollia plectra manu.
Instructamque fidem manus altera sustinet auro,
Et niveo, dives quod tulit Indus ebur.
Albentesque humeros saturata murice palla
Induitur, splendent coccina vincla pedum.
Taliter ingreditur, seu per iuga frondea Cynthi,
Seu fert ad Patarae sancta vireta gradum,
Seu celebrat choreas ad murmura grata fluenti,
Cui pes Gorgonei nomina fecit equi.
Semper ubi comtae, praesentia numina vatum,
Pierides complent voce sodale nemus.
His sese quondam conferre procaciter ausae
Sirenes, Siculi monstra dolosa maris.
Frangitur at vanus, tulit et sua praemia, fastus:
Non alis repetunt, victa caterva, viam.
Artibus Oechalius Thamyris superatus iisdem
Orba bipartita lumina luce dolet.
Lucis egens etiam fessum recreavit Ulixem
Demodocus, suavi voce lyraque potens.
Qua Paphiaeque faces, Martisque sonabat amores,
Vulcanique iras, et genus omne Deum.
Phemius ut memorat Troiani sanguinis undas,
Ut subito dociles obstupuere proci.

Ac quibus insanus placuit iocus atque cachinnus,
Hos referunt blandis incaluisse sonis.
Nos quoque Castalidum consortia grata tenebant,
Nos quoque Grynaei munera blanda Dei.
Cuius — nam Parcae prohibent — intrabimus, eheu!
Non umquam reduci limina sancta pede.
Ergo supremum, quod vix traho lugubris ore,
Accipias nostrum, iam schola cara: Vale.
Vosque sacerdotes industria turba Minervae,
Tristia nunc poscunt fata: Valete mihi.
Pro vestro studio, pro sedulitate laboris,
Quis pro tot meritis praemia digna ferat?
Postremam Vobis, iuvenes, nunc dico salutem,
Este, precor, memores tempus in omne mei.

Geburtstagscarmen für den Vater.

Si possem, quondam veluti gens prisca Deorum,
In varias transire figuras:
Sublimi peterem Thuringia rura volatu,
Nubilibusque et flatibus Euri
Certans, turrigeramque deinc delapsus in urbem,
Hac festa, suavissime, luce
Testarer, non ficta, pater, Tibi gaudia mentis,
Fundens blandimenta precesque.
Fallor? an e turri video nutantia signa,
Campana laetum resonante?
Templaque solenni cultu sertisque decora,
Et multo redolentia flore?
Teque celebrantem sanctos Ioannis honores,
Ampla circumstante corona?

Fallor! mendaci me lusit imagine Phoebus,
Pierides lusere sorores!
Me procul a patriis Laribus tenet extera terra,
Salae ripa virens sinuosae.
Unde haec missa Tibi fert parva tabella salutem,
Fida animi linguaeque ministra;
Fertque pio, verax, ardentia pectore vota,
Nuncia, queis utinam faciles se
Dent superi! vitae per plurima lustra beatae
Stamina deducant Tibi Parcae!
Prodiga Te cumulet foecundo Copia cornu,
Quae Te munera cuncta iuvabunt!
Non Divis renuentibus haec felix ero — si Tu
Me numquam cessabis amare.

Metr. Horat. Od. I, 7.

Zu S. 17. *Testimonium maturitatis.*

Fridericus Guilielmus Ritschl Megalo-Vargula-Thuringus, natus patre Friderico Ludovico Ritschl Erfurtensi, nunc eadem in urbe ad aedes D. Joannis beneficiorum per Christum humano generi oblatorum teste et praedicatore, per septem et quod excurrit annos publicae magistrorum fuit traditus institutioni. Nam nondum e pueris egressus civitatis patriae adiit gymnasium, unde in novum, quod Regia liberalitate anno hujus saeculi XX Erfurti est conditum gymnasium translatus, per quattuor annos, quorum tres postremos classis primae fuit civis, litterarum studiis sese exercuit. Hinc ad nos venit et dignus judicatus, qui in superiorem primae classis ordinem reciperetur, inde a die X mensis Maji a. CIↃIↃCCCCXXIV usque ad diem XXIV mens. Mart. a. CIↃIↃCCCCXXV in hac nostra artium liberalium palaestra ad humanitatis disciplinas incubuit. Quod industriae curriculum ita confecit, ut mores ac vitam reprehendendi nobis raro locum relinqueret.

Ut enim Hesiodus, quae acceperis, eadem mensura jubet reddere, aut etiam cumulatiore, si possis, ita aequalibus voluntatem ac gratiam semper studuit remetiri et remunerari.

Tum vero et magistrorum ac legum auctoritatem observantia quadam coluit, et officiis sibi demandatis pro virili parte satisfecit. Quare de eo solo videtur admonendus, ut numquam ante animus iracundia occupetur, quam providere ratio potuit, quid inde sit futurum.

Neque ei naturae desunt instrumenta, neque umquam, nisi tenui prohiberetur valetudine, vacavit a bonarum litterarum tractatione atque usurpatione.

Cujus alacritatis et docilitatis hoc ipsum possumus pro argumento ponere, quod ille, quum studio disciplinarum mathematicarum, sive consilio, sive quod indolem ad harum obscuritatem minus idoneam putaret, intermisso longo a sodalibus relinqueretur intervallo, ubi ad pristinam sese revocarat assiduitatem, et neglecta compensavit et scientiam harum rerum satis laudabilem nobis comprobavit, nec ipsum physicorum, quatenus in scholis traditur, latet doctrina. Historiam etiam et geographiam tum antiquiorum tum recentiorum temporum ac populorum egregia animi amplexus est sollertia. Deinde grammaticae Hebraicae initia bene intelligere coepit, neque Gallicae linguae prorsus est rudis atque inscius. Patrios autem scriptores, quorum studium et opera nostrum sermonem et emendavit et perpolivit, ac varia dicendi scribendique genera habet cognita, atque ipsi expedite et facile procedit oratio. Denique in litteris Latinis ac Graecis, quarum suavitate inprimis tenebatur, tantos fecit processus, ut in his potissimum non excurrere, sed evolare videretur. Accurata enim rerum grammati-

carum instructus peritia, etiam in tantam Graecorum poetarum sese insinuavit familiaritatem, ut versus ejus ipsius Homeri copiam atque ubertatem quasi redoleant. Latine eleganter loquitur ac pure et emendate scribit, dummodo operam adhibuerit, ut se juvenili quadam licentia et impunitate redundantem atque extra ripas diffluentem coerceat ac reprimat.

Quae quum ita sint, de ipso philologiae et doctae antiquitatis studium in academia primum Lipsiensi, deinde Berolinensi amplexuro, si valetudine integra et commoda fuerit usus, optima quaeque sperare licebit.

Sed tametsi breve ei apud nos fuit tempus ingenii declarandi atque augendi, tamen et alia facultatis ac doctrinae nobis edidit specimina, et ea, quae pro venia abeundi plene atque ornate scriptitavit; nec minus ad ea, quae de variis disciplinis rogavimus, memoriter et tam scienter respondit, ut in celeritate et continuatione verborum vel numquam vel admodum raro adhaeresceret.

Quo quidem id est assecutus, ut qui ad altiora in academia studia applicet animum, de communi consilii sententia inprimis dignus existimaretur. Idem vero hac tabula, cui et nomina nostra, qui de eo judicium fecimus, subscripsimus singuli, et scholae sigillum adjiciendum curavimus, non modo ipsi, sed aliis etiam testatum cupimus.

L. S.

Dabamus Wittenbergae d. XXIV. mens.
Mart. a. CIↃIↃCCCXXV.

D. Nitzsch, Commissar. reg.
D. Jungwirth, Synd. Civit. Viteb.

Dr. Francisc. Spitzner, Pr. et Rect.
Gregor. Guil. Nitzsch, Conrector.
Car. Gust. Wunder, Subrector.
Joh. Goerlitz, Subconr.

Zu S. 29.

I.

Gaudeamus omnes, quos
Tenet Berolinum:
Luna ut sideribus,
Eminet sic urbibus
Cunctis Berolinum.[1])

II.

Rex in urbi quanti nunc
Auctor est splendoris!
Regiâ praesentiâ
Generosi omnia
Plena sunt ardoris:

---

1) *Ita cunctis urbibus Praestat B.* m. 1.

III.
Rex virorum cingitur
Splendida corona,
Servatorum patriae;
Addit laudi bellicae
Alma pacis dona.

IV.
Floret honos artium:
Testes monumenta!
Litterarum floribus
Nutrimentum spiritus
Quaeritat iuventa.

V.
Summum decus incolae,
Probi humanique!
Quibus amicitia,
Candida laetitia
Curae est cordique.

VI.
Dignae horum laudes sunt
Poetarum ore;
Fugiente de die
Sciunt horam carpere
Geniali more.

VII.
Lautas inter epulas,
Inter vina mera,[1])
Dulcibus sermonibus
Et facetis salibus
Gaudent nocte sera.[2])

VIII.
Sic Deorum optimos
Pie venerantur:
Musas et Apollinem,
Vimque Bacchi salubrem
Strenue sectantur.[3])

IX.
Colunt Amicitiam,
Suavem Comitatem;
Si quis hospes venerit,
Laudet, quum redierit,
Hospitalitatem.

X.
Impar poetillae vox
Est concelebrandis
Tantis beneficiis,
Tot tantisque meritis
Merito laudandis.

XI.
Vivant omnes boni, quos
Tenet Berolinum!
Vivat hospitalitas,
Vivat et hilaritas,
Vivat Berolinum!

„Der Vater wird gebeten, sich es von der Mutter übersetzen zu lassen."

Zu S. 34. Ueber Reisigs Leben und Wirksamkeit habe ich aus folgenden Quellen geschöpft: Nekrologe auf Reisig von Ferd. Ranke im Intelligenzblatt der Leipziger Allgem. Lit. Ztg. 1829 Februar; von Ludwig Pernice ebenda 1832 Februar. Hermanni Paldami narratio de Carolo Reisigio Thuringo. Gryphiswaldiae 1839. Stern: zur Charakteristik Reisigs, Hallische Jahrbücher III 1840 S. 62 ff. Ritschl im Conversations-

1) *Inter bona vina* m. 1. 2) *Genio indulgent* m. 1. 3) *Omnibus precantur* m. 1.

lexicon der neusten Zeit und Litteratur. (Leipzig, Brockhaus) III 1833 Artikel: Reisig, signirt: 88. Vgl. ferner Goethe, Tag- und Jahreshefte, in der Ausgabe von 1840 Band 27 S. 371. 382. G. Hermann praef. ad nubb. p. XVI ed. II. und nova acta soc. graecae I 1, praef. p. XXV. Fr. Haase, Vorrede zu Reisigs Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft 1839 Vorr. S. V ff. Ad. Stahr: ein Jahr in Italien. III 397 ff. G. Kiessling: Moritz Ludwig Seyffert S. 6 ff. Derselbe: Gedächtnissrede auf Ferd. Ranke. 1876. S. 4 f. Demselben verdanke ich handschriftliche Aufzeichnungen zur Charakteristik Reisigs. Benutzt ist noch ein Brief von Sintenis, dem begeisterten Hermannianer, an R. (mit dem er wohl aus der Leipziger Zeit befreundet war), geschrieben nach dem Tode Reisigs (ohne Datum). Einen Brief von Reisig an H. Voss vom 12. Juli 1821 hat Pansch im Programm des Eutiner Gymnasiums 1864 S. 13 f. herausgegeben. Briefe an Reisig von G. Hermann (ein langer lateinischer vom 5. Septbr. 1812) und von Jacobs (11. Februar und 24. Juni 1826) haben sich in den Correspondenzbänden des Ritschl'schen Nachlasses gefunden. Die Kehrseite des Reisig'schen Charakters macht besonders Schäfer zu Plutarch IV p. 399 und V geltend, auch in Briefen an Ritschl vom 8. October 1829 und 1. Januar 1830. In der sehr anmuthigen und liebenswürdigen Erzählung G. Hermanns, welche in den acta soc. graecae I 1 praef. p. XXV zu lesen ist, wird doch neben den Schwächen des Temperamentes die edle Natur des Mannes anerkannt und seine geistige Bedeutung sehr hoch gestellt, nicht nur durch die Vergleichung mit F. A. Wolf ('ingenio vita fato tam similis F. A. Wolfio, ut non viderim homines qui inter se similiores essent'), sondern noch mehr durch die Schlussworte: 'sperabam, si multorum hominum mores vidisset et urbes, didicissetque non esse errare turpe, si sine turpitudine erraretur, magnum fore lumen litteris et eximium ornamentum patriae.' Von den zwei Schülern, denen Hermann bei Beginn des Krieges entgegengesetzten Rath ertheilte, welchen sie grade umgekehrt befolgten, war Reisig der eine. Von der Entstehung der pseudonymen Ausgabe des Xenophontischen Oeconomicus erzählt G. Hermann opusc. IV 347 sqq.

Zu S. 40. Ein von Ritschl schon in Leipzig 1825 im October angelegter Band Adversaria (alphabetisch geordnet) enthält Reisig'sche Bemerkungen aus den Vorlesungen zur Midiana, zu Aeschylus' Prometheus, zu Aristophanes' Wolken und Fröschen, zu den Horazischen Satiren, zu Tibull. Ausserdem finden sich darin Notizen aus den Vorträgen von Hermann über Aeschylus' Sieben und über die Perser, sowie über Pindar, von Seidler zu Aristophanes' Vögeln und Fröschen, zu Euripides' Hippolytos,

Iphigenia von Tauris, Elektra, Troerinnen, zu Theokrits Adoniazusen, zu Thukydides; von Beier zu Cicero de officiis, von Spitzner zu Homer; endlich auch eigne Obsersationen. Aus dem Privatissimum Reisigs mag wohl die unter seinem Namen verzeichnete nicht geringe Anzahl von Bemerkungen zur lateinischen Stilistik und Synonymik, in lateinischer Sprache (nach Art der Atticisten gefasst), stammen. Auch manche Conjectur Reisigs, mit oder ohne Begründung, ist verzeichnet, z. B. zu Cicero Acad. post. I 1, 2: 'habeo opus magnum in manibus, quod iam pridem ad hunc scripsi — me autem dicebat —, quaedam institui.' Ein langer lateinischer Passus handelt über Platonische Philosophie und Schreibart; eine andre Bemerkung verräth, dass derselbe den dialogus de oratoribus dem jüngeren Plinius zuschrieb.

In einem andren Bande findet sich ebenfalls mit Reisig's Namen eine Anzahl interessanter Aphorismen zur Methode der Kritik. Hier wird zum Theil auf Vorlesungen des Lehrers, wie die zu Demosthenes' Midiana, zu Sophokles' Philoktet, verwiesen.

Zu S. 44. *Augusto Hermanno Niemeyero | et | A. Jacobsio | Viris Amplissimis | mihi summe venerandis | Salutem | Fridericus Guilelmus Ritschel, Erfurtensis, | studios. philol. Hal. | Inest vitae ac studiorum adumbratio.*

Cum difficile est per se, de semet ipso dicere: cavendum est enim, ne aut nimium aut parum dicere videare; tum difficillimum est, de vita sua ad tales perscribere Viros, qui totam vitam in explorando et cognoscendo animo humano consumpserunt: verendum enim est, ne illorum Virorum iudicio improberis. Quibus difficultatibus ut me aliqua ex parte expediam, rem ita instituam, ut, quicquid de vita mea dignum visum fuerit memoria, quoad fieri poterit ingenue et sincere describam; sicubi autem de viris quibusdam vel institutis iudicandum mihi esse videro, aperte quidem et integre, sed modeste tamen et temperanter, quid sentiam, dicam. Commodissime autem omnis videtur vita trifariam posse distribui; ita quidem, ut prima pars complectatur vitam rusticanam, altera urbanam, tertia hosce paucos annos, quibus in academia ad humanitatis studia incubui.

Etenim me Vargulae, vico haud ita longe ab Erfordia Thuringorum sito, anno huius saeculi sexto e Ferdinanda Ludovica matre in lucem editum suscepit parens Fridericus Ludovicus. Accidit enim, ut eo ipso, quo solemnia paschalia agebantur, die ex aedibus sacris, ubi modo beneficiorum per Christum humano generi oblatorum publicam mentionem fecerat, redux meis pueruli recens nati exciperetur lacrimis. Ab initio autem aetatis ut honestatis pietatisque sensu imbuerer, sedulo curavit mater. Etsi enim tantum abest, ut religionis nostrae sacrae praeceptis me informare neglexerit pater, ut ab his ipsis, uti par est, in puerorum tenellis

animis erudiendis ordiundum esse existimarit; tamen nescio qui factum sit, ut patris scholis mimus libenter interessem, a matris vero ore penderem lubentissimo animo. Credo autem eius rei hanc fuisse caussam, quod illius institutio ducem sequeretur mentem et rationem, huius autem suavissimi sermones dulcissimaeque fabulae afficerent sensum; videntur enim, quae pueris traduntur, facilius iuvenilibus se insinuare animis, si ita comparata eorum forma est, ut sensum magis commoveant, quam mentem exerceant. Itaque a prima aetate semper ea summo mihi fuerunt oblectamento, quae poetica quadam virtute animum allicerent atque tenerent; quae animi studia mirum quantum adauxit aluitque locorum in illa regione amoenitas, liberumque, quo per duodecim annos dies noctesque frui licebat, coelum. Ut vero litterarum elementis erudirer, quantum ei per sacerdotii munera licebat, diligentissime ipse operam dedit pater. Qui quod me noluit scholae paganae disciplinae tradere, sed hunc in se suscepit ipse laborem, optime de me meritus est. Eius autem institutionis nunc intelligo eam fuisse viam ac rationem, quae haud scio an adeo sit lubrica, ut summa opus habeat cautione. Ego enim cum paene inexpugnabili pervicacia abhorrerem ab omnibus iis, quae unius memoriae ope cognoscuntur, nec nisi ediscendo percipiuntur: (qua exercitationis raritate factum est, ut memoria, ceteroquin satis tenax, tardior mihi sit ad verba eo quo scripta sunt ordine ediscenda, nisi vicissim hoc naturale vitium illud ediscendi odium procreavit:) pater huic meo fastidio nimis indulgens permisit, ut quicquid addiscerem, discerem usu. Itaque ut exemplo rem illustrem, ipsa grammaticae rudimenta nunquam memoriae mandavi; sed posteaquam ea diuturna nec unquam intermissa exercitatione animo meo sensim ac pedetentim sic informaveram, ut, quotiescunque me fugeret aliquid, ego evolverem illico et consulerem libros grammaticos, tandem satis accuratam mihi paraveram harum rerum cognitionem. Videtur autem haec erudiendi ratio nonnisi tum probari posse, si discipulus litterarum amore ipse captus voluntario studio ac diligentia severioris disciplinae damna compensat; ex quo consequitur, e publicis ludis litterariis horum, qui usu omnia disci volunt, rationem prorsus esse removendam et excludendam, quoniam in his neque uniuscuiusque singularis indoles tam diligenter potest observari et tam sincere cognosci, nec, etiamsi possit, ille discipulorum delectus haberi institutionisque inaequalitas videtur posse admitti.

Sed ego hac quidem via eo progressus eram in litteris, ut, cum patri verbi divini ad aedem D. Augustini, quae Erfordiae est, ministri munus mandatum esset, ego duodecimum agens annum secundo gymnasii Erfordiensis ordini adscriberer.[1]) *Omnino*

---

1) Die scheinbar abweichenden Angaben in unserem Text S. 5 f. sind den eigenhändigen Aufzeichnungen in Ritschls Gedenkbuch entnommen.

autem singulari Dei beneficio factum est, ut et, antequam e pueris egressus essem, vitam ruri transigerem uti simplicem et puram, ita vacuam curis; et, simulac excederem ex ephebis, idem ego migrarem in urbem. Ruri enim cum nihil fere nossem praeter rusticae vitae felicitatem, cuius etiammum saepenumero gratissimam apud me renovare soleo memoriam, iam in urbe varia ac diversa hominum studia, mores, ingenia, vitaeque et rerum omnium diversissimam speciem et habitum cognoscere coepi. Quam dissimilitudinem ut initio mirabar, ita eadem mox assuetus iam animum paullulum attendebam ad aequalium consilia et artificia observanda et inter se comparanda. Gymnasii autem ipsius conditio eo tempore erat tristissima; praeceptores enim maximam partem annis et viribus erant defecti, et propter exiguam, quam accipiebant, mercedem dulcissimo erudiendae iuventutis munere non sine summo taedio summaque fungebantur morositate; accessit, quod eorum doctrina ab hoc nostro litterarum splendore longo relinquebatur intervallo. Itaque non est, quod miremur, illius scholae alumnos importunissima effrenatione et propemodum turpi petulantia animique ferocia, nec minus incredibili desidia litterarumque ignorantia paene inclaruisse; haec enim disciplinae intermissionem fere comitatur. Quae cum ita essent, sane non multum ego profecissem, nisi tanto laudis studio tantaque honoris cupidine essem stimulatus, ut brevi omnes superarem; quod quam parum fuerit difficile, ex his, quae antea dixi, potest existimari. In hac autem rerum conversione quid putatis accidere potuisse vel exoptatius vel opportunius, quam ut biennio a me ibi exacto Regis sapientissimi munificentia cum relicuarum scholarum Borussicarum tum gymnasii Erfurtensis et forma et universa ratio mutaretur atque emendaretur, utque complures viros, ingenii, doctrinae, dignitatis laude florentes, Erfordiae litteras docere iuberet eorum virorum prudentia, qui Regi nostro a supremo civitatis consilio sunt. In quibus mihi inprimis nominandus est Franciscus Spitznerus, Lycei, quod ipsius consilio et industria Vitebergae floret, eo usque moderator; cuius viri, quemadmodum eruditionis ubertate iudiciique acumine inter doctissimos quosque conspicui, ita animi candore morumque probitate omnibus bonis comprobati, de me merita et in me benevolentiam satis collaudare longum est; cui quanquam gratia a me referri tanta non potest, quanta debetur, habenda tamen, dum vivam, tanta est, quantam maximam animo meo capere possum. Primum autem huic rerum grammaticarum scientiam debeo sat aecuratam; quae quanti sit facienda et quantum habeat momenti ad quodvis litterarum genus adiuvandum et in vera nec infucata luce collocandum, nulla aetate planius et dilucidius est intellectum, quam hac nostra. Deinde vero mihi idem dux et auctor fuit ad optimarum litterarum artiumque aestimationem non e vulgari con-

suetudine ducendam, sed ex ideis rationi a natura insitis (quas dicunt philosophi) hauriendam. Omitto alia, velimque omittere possim etiam hoc, quod ab illo prudentissimo ceteroquin viro parum factum est prudenter. Ille enim et relicui collegae cum in quadam voluntatum dissensione atque discordia tantum non aperta essent, cuius exponere caussas nec ad me attinet nec est huius loci, Spitznerus quandam sibi paravit factionem discipulorum, qui eius rebus studiosissime faveremus, eius caussam pro nostra haberemus, eiusque patrocinio freti plus nobis, quam decebat, sumeremus, nonnunquam etiam paullo insolentius nos gereremus in relicuos praeceptores.

Praeterea autem in historiae studio operam et otium collocavi meum, a cuius me suavitate nec molesta ista ac taedii plena dictandi consuetudo plane potuit deterrere. In mathematicis autem disciplinis nonnisi tantum versatus sum, quantum sufficere posse arbitrabar ad superandum examen. Atque, quoniam a naturae instrumentis non sum plane destitutus, mathematico autem studio, quanquam plus semel omnium virium contentione ad id incumbere coepi, numquam vel sum delectatus vel multum profeci, non possum non mihi persuadere, alios homines ad haec studia colenda natos et aptos esse, alios natura sua ab iis abhorrere.

Etsi autem per tres, et quod excedit, annos e primi ordinis civium numero fueram, tamen ubi Spitznerus, quippe cuius singularem virtutem minoris, quam par erat, aestimarent, summo iuventutis Erfurtensis detrimento in patriam rediit urbem, mirifico meo erga illum amori non potui non id tribuere, quin ipse eum sequerer. Huc accessit, quod Spitzneri prope paterna benignitas, a lucri studio alienissima, in suam me receptum domum plane filii loco habuit. Itaque etiam Vitebergae eius viri et utilissima institutione et quotidiana consuetudine, qua saepe ex unius horae colloquio plus fructus percepi quam ex publicis scholis per integram hebdomadem, verum paullo severiori disciplina per unum annum usus sum. Nam quo maiore fuerat Erfordiae lenitate et indulgentia, eo magis eundem mirere Vitebergae summa fuisse auctoritate disciplinaeque severitate. Nimirum sic ille, ut puto, consueverat, ut sua potestas nullis circumscripta esset terminis; quodsi Erfordiae non alius cuiusdam imperio subiectus fuisset, non labefactasset intempestiva quadam lenitate disciplinae obsequiique rigorem.

Rite autem facta ea exploratione, qua, quantam sibi quisque litterarum in scholis tradi solitarum paraverit cognitionem, appareat, ego „imprimis dignus“ iudicatus sum, qui ad altiores artes disciplinasque in academia colendas animum applicarem meum. Iam cum certum aliquod de studiorum genere, ad quod me conferrem, capiundum mihi esset consilium, certissimum quidem mihi

erat illud, ut ne unquam deessem doctae antiquitatis investigationi, praestantissimorumque Graeciae Latiique monumentorum, quorum in me transiit amor e dilectissimo praeceptore, sempiternae tractationi; attamen, quoniam etiam parentum meorum si non iusso, at optato certe satisfaciendum esse existimabam, in theologicis quoque disciplinis versari apud me constitui. Quem studiorum cursum, animo conceptum, in Lipsiensi litterarum universitate per duo semestria spatia tenui. Lipsiam autem adeundi copiam mihi fecerat idem ille Spitznerus, qui me aliquot viris haud mediocris et dignitatis et auctoritatis, apud quos plurimum valebat, commenderat. Qua ille re innumeris de me meritis quasi cumulum addidit. Hoc enim pacto illud mihi contigit, quod dudum in votis habueram, ut Godofredo Hermanno duce atque magistro ad hasce litteras incumberem; qui ex quo etiam societatis Graecae, quae auspiciis eius felicissimis floret, sodalem me esse voluit, dici vix potest, quantum studia mea excitaverit atque accenderit. Historicis autem scholis interfui Poelitii, philosophicis Krugii, cuius et perspicuitate et accurata rerum investigatione mirum in modum sum allectus; ut nihil esset, quod in eo desiderarem, nisi orationis quandam fervidiorem vim incitatioremque impetum; genere enim dicendi utitur arido et paene ieiuno. Ut autem, quae in Hermanno mihi displicuerint, venia Vestra, Amplissimi Viri, libere et candide profitear, sic habete. Nam primum ille sibi ipsi, litteris, viris doctis, denique omnibus aliis magis vivit, quam suis discipulis; quod intelligitur ex eo, quod et hos a suo familiari usu et consuetudine solet prohibere, et publicis scholis parum impendit studii et operae, id quod dolendum est maxime. Alterum est, quod non facile patitur sibi repugnari, etiamsi ratione contra eum dicas; quod nescio, an non ultimum vitium sit in praeceptore.

Alios nonnullos, quorum usus sum institutione, ne multus sim, silentio praetermitto. Hoc autem semestri ineunte in hoc litterarum me contuli quasi emporium, studiorum cursum, si Deus iuverit, ibi absoluturus. Haec autem Fridericiana academia quomodo exspectationem meam non sustinuerit, sed multo vicerit, exponere fusius non videtur huic loco esse conveniens.

Sed qui ipse in iuvenilibus mentibus erudiendis futuram vitam consumpturus est, cum non sat egerit, si optimis artibus animum excoluit suum: nam et teneram iuventutem educandi erudiendique praecepta audiat oportet, et litteras tradendi ipse faciat periculum: Vos, Viri Amplissimi, hisce precibus appello, ut, si fieri possit, in eorum me accedere societatem velitis, qui et Vestra utuntur institutione, et ducibus Vobis varii generis exercitationibus informantur. Quodsi votis meis satisfacere et potueritis et volueritis, Vobis quaeso persuadete, me nunquam non facturum esse, ut tanta Vestra benevolentia me non indignum praebeam, gratissimoque semper

animo futurum esse nominum Vestrorum splendidissimorum cultorem observantissimum.

Scribeb. Halae, prid. Calend. Septembr. a. CIↃCCCXXVI.

Zu S. 45. Bruchstück aus einer Hallenser Oppositionsrede Ritschls.

Deinde non possum tibi non repugnare in eo, quod dicis Graecos in conviviis non nimis potasse. Quod certe probatum a te nullo modo est. Nam in ipso Platonis Symposio legitur, Alcibiadem capax et amplum poculum afferri iussisse. Deinde etiam proximo hesterno die convivas cum maxime bibendo indulsisse dilucide narrant Pausanias et Aristophanes p. 170. Qui profecto non hortarentur ceteros ad modice bibendum, si verum esset quod tu dicis, non nimis potare solitos esse Graecos in conviviis. nam quorsum eo pacto opus est hortatione? Neque Xenophontis verba ita sunt comparata, ut ea tuam confirment sententiam. Nam primum ibi quoque monetur demum a Socrate, ne nimium bibant; deinde autem ne hoc quidem fieri vetat, sed cum dicat, hoc vult: saepiuscule ut infundantur vina eaque sensim ac paullatim bibantur, nec vero nimium simul.

Zu S. 55. Von der naiven Offenherzigkeit der oben mitgetheilten Selbstbiographie mit ihren für den Zweck berechneten pädagogischen Betrachtungen sticht die mehr feierliche Eleganz, mit welcher der Doctorand seinen Lebenslauf schildert und die Gefühle seines Dankes ausdrückt, bemerklich ab.

Vita
Friderici Guilelmi Ritschelii.

Vargulae, vico prope Erfordiam Thuringorum sito, me anno huius saeculi sexto e Ferdinanda Ludovica matre in lucem editum suscepit parens Fridericus Ludovicus, qui ibi sacra faciebat et libros divinos interpretabatur. Ab initio autem aetatis ut honestatis pietatisque sensu imbuerer, curiose elaboravit mater: litterarum autem elementis et postea humanitatis studiis pater me erudivit, tam sapienter ad docendi viam ac rationem, ad fructum autem meum tam utiliter, ut, posteaquam patri verbi divini ad aedem D. Augustini, quae Erfordiae est, ministri munus mandatum esset, ego duodecim annorum puer secundo gymnasii Erfordiensis ordini non sine laude adscriberer. Ubi biennio exacto cum plurimarum per terras Borussicas scholarum et forma instauraretur et ratio emendaretur, non potuit quicquam accidere vel exoptatius vel opportunius, quam ut Franciscum Spitznerum, lycei, quod eius consilio et industria Vitebergae floret, eo usque moderatorem Erfordiae litteras docere iuberet eorum virorum prudentia, qui Sapientissimi Borussorum Regis a supremo civitatis consilio sunt. Illius enim viri ego tum institutione

et cohortatione, tum exempli invitamento concitatus ad tantum sum litterarum antiquarum amorem, ut in his potissimum decernerem vitam consumere meam et quasi sedem ac domicilium collocare perpetuum. Erfordiae autem tametsi per tres et quod excedit annos in primi ordinis sodalibus fueram, tamen ubi Spitznerus ille anno huius saeculi XXIV. summo adolescentium Erfurtensium detrimento in patriam urbem revertebatur, ego non dubitavi singulari meo erga illum amori tantum tribuere, ut cum eo Vitebergam migrarem. Ubi et Spitzneri severior me disciplina coercuit, et maxima benevolentia cum reliquorum magistrorum devinxit, tum Gregorii Nitzschii, qui nunc Chilonii litteras docet. Exacto igitur scholastico curriculo posteaquam honorifico praeceptorum testimonio „imprimis dignus“ iudicatus eram, qui ad academica studia capessenda accederem, Lipsiam me contuli anno CIↃIↃCCCXXV. Ab initio autem cum in iuris scientia constituissem operam collocare meam: invitabat enim spes caussarum subtiliter et diserte agendarum: tamen illud consilium ut abiicerem effecit doctorum quorundam, ut tunc certe videbatur, vel inertia vel ieiunitas. Itaque pristina me antiquitatis consuetudo vocabat ad Godofredi Hermanni scholas: quibus tametsi non sine magna oblectatione interfui, tamen studium quidem in illis litteris posui nullum. Sed cum uno ferme anno praeterlapso discessum pararem, pudor animi quidam in caussa fuit, ut pristina assiduitate revocata eidem illi Hermanno ingenii facultatem qualemcunque comprobare cuperem: quo factum est, ut ab eo in Societatem Graecam reciperer, quae eximia laudis fama Lipsiae floret. Igitur antè hos tres et quod excurrit annos in inclytam hanc academiam Fridericiam migravi quamvis renitente patruo, qui cum magna esset apud parentes meos auctoritate, Berolinensem litterarum academiam vehementer illis commendaret. Mei autem consilii salubritatem egregie comprobavit eventus. Etenim alterum hoc studiorum spatium ita consumpsi, ut praeterlapsi temporis recordationem quantacunque fieri posset virium contentione et mentis industria delerem. Cuius industriae constantiam incredibiliter corroborarunt virorum quorundam in hac academia clarissimorum benevolentiae documenta multifariam liberaliterque in me collata. Neque enim satis praedicare possum insignia de me merita quattuor professorum celeberrimorum, T. G. Voigtelii, A. Jacobsii, M. H. E. Meieri et Caroli Reisigii: quorum cum voluntatis propensitas in me fuerit maxima, tum litterarum institutio fructuosissima fuit atque saluberrima. Nam gratissima memoria prosequi nunquam desinam utilissimas et scribendi et disceptandi et interpretandi exercitationes, quibus ingenia adolescentium informantur et expoliuntur in publicis illis institutis, seminario tum philologico tum paedagogico et societate historica. Atque quoniam mentio est iniecta philologici seminarii, laudandus mihi praeter eum, qui privatis etiam

et sermonibus saepenumero me edocuit et consiliis affatim obligavit, Cl. Meierum, iuvenili ille senex vigore Schuetzius est, vir omnium ore laudatissimus. Utriusque autem in me humanitatem licebat etiam eo cognoscere, quod bibliothecae usum petenti mihi neutrius unquam defuit voluntas. Sed in eo genere dici nequit, quantam studiorum adiutricem nactus sim Cl. Voigtelii liberalitatem plane singularem, qui cum multis modis utilitatibus meis prospexit prope paterna benevolentia, tum bibliothecae regiae per aliquot annorum spatium copiam mihi fecit largissime. Quorum beneficiorum memoriam nullius unquam temporis oblivio abolere poterit. Omnino enim, ut dicam quod sentio, longe superavit virtutem qualemcunque meam et existimatio et benignitas tum illorum virorum tum Ictorum quorundam in hac urbe illustrissimorum, quorum nomina celeberrima non sine mirifico vel amoris affectu vel venerationis sensu cogito.

Sed nunc quoniam Reisigii redintegranda est memoria immortalis, quanto me putatis desiderio teneri viri incomparabilis, qui per quinque semestria spatia tum publicarum scholarum opportunitate, tum privata sermonum consuetudine liberalissimorum tam praeclara et voluntate et facultate de salute mea meritus est, graviter instituendo, humaniter cohortando, severiter corrigendo, simpliciter laudando, ut, etsi gratiam eius manibus videor referre posse nullam, habenda tamen mihi ad extremum vitae spiritum tanta sit, quanta maxima ab homine homini potest deberi.

Horum igitur auctoritate magistrorum gravissimorum institutus sum ad philologiae studia, cognovique disciplinarum philologicarum rationem ac fines, artis grammaticae fundamenta philosophica, linguarum tum Graecae tum Latinae rationes grammaticas, veteris memoriae historiam et instituta civilia. Praeterea scholas frequentavi, quae in explicatione versabantur et interpretatione praestantissimorum antiquitatis monumentorum. Neque unquam intermisi, quandocunque occasio praebebatur, dicendi scribendique exercitationes. Denique propter philosophiae studium audivi J. G. Gruberum et G. W. Gerlachium, viros laude mea longe superiores, de gravissimis quibusque locis disciplinarum philosophicarum disputantes.

Etsi autem ex illorum scholis tantum fructum percepi cumulate, quantus maximus percipi potest, tamen ex longo inde tempore sic mihi persuasi maiorem etiam privatae industriae vim esse in omni studiorum genere. Itaque etsi in eo usquequaque elaboravi, ut quantam possem cunque tenerem studiorum aequabilitatem: tamen in hac et vitae brevitate et in genii imbecillitate diu est, ex quo communem esse mortalium condicionem intellexi illam, ut aut in multis aliquid, aut aliquantum in paucis proficiamus. Quae quidem cogitatio sola me saepe propemodum desperantem consolata est, ubi vel artium disciplinarumque amplitudo vel magnorum,

quae animo meo contemplabar, exemplorum eminentia ab consilii perseverantia absterrebat. Quapropter etsi ex animi mei sententia eorum detestor incredibilem perversitatem, rationis prorsus expertem, qui ipsam philologiam angustissimis finibus terminare consuerunt, tamen meorum quidem studiorum ratio quod adhuc ea fuit, ut mallem in una parte, si modo possem, prima consequi quam secunda tertiave in multis, id nequaquam turpe mihi duco. Quanquam illud videtur iure postulari posse, ut, etiamsi singula quaeque explorata non habeas, tamen praecipua quaeque capita generis cuiusque animo comprehendas. Itaque cum ad hoc usque tempus usquequaque enitendum esse censuerim, tum in posterum, ut, quantam possim plenissimam unius cuiusque disciplinae cognitionem consequar, ad extremam, siquidem contigerit mihi, senectutem elaborabo studiosissime.

Zu S. 55. Promotion. Das Gesuch an die Facultät lautet:

Amplissimo Philosophorum Ordini Academiae Fridericiae S. P. D. Fridericus Ritschl.

Summos in philosophia honores ut antiquo ritu maiorum consequerer, perscripsi hos, quos Vestris nunc iudiciis, Viri Amplissimi et imprimis Venerabiles, committo commentarios. Qui si Vestris sententiis non improbabuntur, ut in aedibus Decani maxime Spectabilis et ingenii facultas mei et litterarum qualiscunque scientia exploretur a Vobis peto reverendissime. Praeterea quoniam commentarios illos nunc non licuit typis exscriptos divulgare: licebit autem, ut spero, uberioribus aliquot capitibus insigniter auctos edere propediem: venia mihi detur velim sententias quasdam controversas, praeter consuetudinem explicatius propositas, Vestra auctoritate publice defendi. Ceterum et brevem de vita mea narrationem et testimonia his litteris adieci, quae fere expetuntur de studiorum curriculo academico, alterum de Lipsiensi, de Halensi alterum. Valete. Scribebam Halis Saxonum a. d. VIII Cal. Jul. a. CIↃIↃCCCXXVIIII.

Es wird zur Charakteristik des damaligen Doctorexamens sowie der Examinatoren nicht uninteressant sein, die Vota der letzteren hier mitzutheilen.

Gruber: „Der unterzeichnete Decan legte . . . zuerst Fragen über das Wesen und die verschiedenen Gattungen der Poesie vor. Der Candidat beantwortete dieselben genügend und zeigte, dass er selbst über diesen Gegenstand gedacht habe. Die bei dieser Gelegenheit aufgeworfenen litterarhistorischen Fragen beantwortete derselbe ebenfalls zu völliger Zufriedenheit.“

Schütz: „Da der Candidat, Hr. Ritschl, einige Jahre sich als Mitglied des philologischen Seminarii vorzüglich ausgezeichnet

hat, so habe ich ihm als Director, da ich mich mit dem Herrn Condirector, Hrn. Professor Meier, so vereinigt habe, dass ich die lateinische, Er die griechische Sprache und Litteratur in den Uebungsstunden des Seminarii betreibt, in dem heutigen Examine den 4ten Brief von Horaz des ersten Buchs ad Albium Tibullum vorgelegt, und sowohl in Absicht der historischen Punkte, als der Auslegung, und der Kritik der Lesarten, auch einiger meiner Conjecturen, die ich nächstens in einem Programm vorzutragen gedenke, seinen mir schon sonst bekannten Fleiss, Geschicklichkeit, Sprachkenntniss zu meinem Vergnügen aufs neue bestätigt gefunden."

Voigtel: „Bei der Unterredung über Geographie und Geschichte wurde besonders auf die alte Rücksicht genommen, da sich der Candidat vorzüglich mit der classischen Philologie beschäftigt hatte. Demnach wurden die geographischen Systeme der Alten untersucht, und Zeiträume nach den Fortschritten bestimmt, welche die Wissenschaft gemacht hatte. Der Candidat zeigte überall eine grosse Belesenheit und ein reifes Urtheil. Hierauf ging man zur Chronologie über, namentlich zu den Jahrformen und Aeren der Griechen, welche der Candidat richtig und fertig bestimmte. Ueberhaupt legte er auch hier so gründliche Kenntnisse an den Tag, dass ich in Rücksicht auf sein Examen den Beisatz auf dem Diplom: *summa cum laude* empfehlen würde."

Meier: „Der Unterzeichnete hat mit dem Candidaten nur über mehrere Punkte seiner Dissertation *de Agathone* gesprochen und hat davon Gelegenheit genommen, auf verschiedene zur Philologie gehörige Disciplinen überzugehn. Nicht bloss aus diesem Gespräche, sondern aus mehrjähriger Bekanntschaft hat sich mir das Urtheil gebildet, dass dieser Candidat einer der würdigsten sei, dem die Facultät ihre höchste Würde geben kann. Denn ein nicht gemeines Wissen — wiewohl in manchen Zweigen beschränktes — verbindet er mit der Fähigkeit, sich, was ihm noch fehlt, anzueignen, dabei ein sehr gesundes Urtheil, einen nicht gewöhnlichen Scharfsinn und eine besondere Fertigkeit für den lateinischen Stil. Ich bin daher der Meinung, dass auf dem Diplom seiner Dissertation das Epitheton *ingeniosa et docta* gegeben und von seinem Examen gesagt werde: *examen cum laude summa superasse.*"

Tieftrunk: „Ich habe den Herrn Candidaten auf mehrere Anfragen über die allgemeine Sprachlehre sehr gut befunden und stimme den vorigen votis im Uebrigen bei."

Zu S. 56. Doctordiplom. *Auspiciis sapientissimis felicissimisque | augustissimi et potentissimi principis ac domini |*

— Friderici Wilhelmi III. | *— — — academiae Friedericianae Halensis prorectore magnifico* | *viro perillustri* | *Christiano Friderico Mühlenbruch* | *— — perillustri academiae directore* | *Friderico Augusto Schmelzer* | *— — — — ex decreto amplissimi philosophorum ordinis* | *promotor legitime constitutus* | *Joannes Godofredus Gruber — — — — viro ornatissimo ac doctissimo* | *Friderico Guilielmo Ritschl* | *Vargulano Thuringorum* | *seminariorum regiorum philologici seniori paedagogici atque societatis historicae sodali* | *postquam commentatione exhibita docta et ingeniosa* | *qua historia critica tragicorum Graecorum posteriorum inchoatur* | *itemque* | *examine in consessu ordinis summa cum laude superato* | *item* | *schedis criticis magno plausu publice defensis* | *ingenium acerrimo litterarum artiumque studio excultum subacti iudicii acumen solidaeque eruditionis copiam* | *ordini luculentissime comprobaverat* | *doctoris philosophiae et aa. ll. magistri gradum* | *iura privilegia et immunitates* | *die XI. mensis Iulii A. S. CIↃIↃCCCXXIX* | *rite contulit. — —*

Zu S. 58. Agathon. Im Schreiben an die Facultät vom 4. August 1829 werden die für den Verfasser unerschwinglichen Kosten als Grund angegeben, warum nicht das Ganze gedruckt sei. Auf den Wunsch des Verlegers geschah es, dass auch von der Habilitationsschrift zunächst nur ein Theil (*de Agathonis tragici aetate* = opusc. I 411—436) publicirt wurde: praef. p. III. Warum die übrigen bereits gesetzten Abschnitte der *commentationes Agathonicae* auch später unterdrückt geblieben sind, fand der Verf. nach 37 Jahren (opusc. I 412 Anm.) zu erklären für überflüssig.

Im Nachlasse R.'s, in einem Convolut, Agathonica überschrieben, haben sich noch die von ihm selbst revidirten vier ersten Correcturbogen der ursprünglichen Druckschrift gefunden. Sie enthalten die ersten neun Capitel und einen kleinen Theil des zehnten. Es wird nicht ohne Interesse sein, wenigstens auszugsweise den Inhalt der nicht veröffentlichten Abschnitte kennen zu lernen. Im ersten Capitel (p. 1—4) giebt der Verf. an, dass er den Plan zu einer umfassenden Darstellung der nacheuripideischen Tragödie gefasst habe: *qualis inde ab Euripide poetarum vel inertia vel perversitate una cum patriae ruina facta est — sc. Graeca tragoedia — accuratius quam quisquam adhuc instituit exponere.* Die Begeisterung für die höchsten Meisterwerke schliesse nicht das Interesse für die Talente zweiten und dritten Ranges aus, deren Studium für das Verständniss der griechischen Tragödie, in ihrem historischen Entwicklungsgange, nicht nur genussreich, sondern auch höchst fruchtbringend sei. Auch aus Fragmenten lasse sich das Bild eines Dichters oder

eines Kunstwerkes wiedergewinnen, wie dies am umfassendsten Welcker gezeigt habe *cura in fragmentis Aeschyliis posita, quae quanquam non vacat vitiis quibusdam ingenii, tamen litteris nostro quidem iudicio valde fuit salutaris.* Die Aelteren (wie Gyraldus, Vossius, Fabricius u. a.) seien blosse Sammler gewesen: auch in der Beschaffung und Zubereitung des Materials müssen sie durch Gründlichkeit überboten werden: *etenim cum usquequaque verisimum illud sit, tum huc accommodatum est imprimis, non posse de re quaquam generatim atque universe iudicari, nisi singula quaeque perspecta habeas et explorata: quo in genere vis insignis cernitur in subtili temporum investigatione, quae ut lux historiae merito appellata est, ita immerito a quibusdam hodie contemnitur,* Worte, die auch in die Vorrede der Habilitationsschrift (opusc. I p. 412 Anm.) aufgenommen sind. Da die Fülle des Stoffs vorläufig Beschränkung auf einen einzelnen Dichter gebiete, habe er als den interessantesten Agathon ausgewählt. Die übrigen denke er dereinst in ähnlicher Weise, nur ausführlicher, zu behandeln wie Meineke die Komiker in seinen Quaestiones scenicae. Caput II (p. 4—8): Kurzer Ueberblick über die antiken Quellen für Leben und Kunst der griechischen Dramendichter, insbesondere der Tragiker und speciell Agathons. Ausführlicher wird der Artikel Ναύσων bei Hesychius besprochen, nach Anleitung von proverb. Vatic. Cent. II 96 p. 297 ed. Andr. Schott (= Append. prov. III 1 p. 435) der Name Ἀγάθων entfernt, die Lücke ergänzt (ἀγαθίδες — so — ἀγαθῶν), am Anfang aber mit Beseitigung auch des Cratinus vorgeschlagen: Ναύσων [Ναυ]κράτει· ὀνοματοποίησις (oder ὠνοματοποίησαν) τὸ Ναύσων παρὰ τὴν ναῦν· καὶ τὸ [Ναυκράτης παρὰ τὸ] ναυκρατεῖν. Caput III (p. 8—17): Beseitigung verschiedener Irrthümer: dass es auch einen Komiker Agathon gegeben, dass der Tragiker Agathon auch Komödien geschrieben habe (vgl. sent. controv. I: *florente Atheniensium re publica nullius umquam poetae in tragoedia simul et comoedia opera versata est*). Herstellung des Scholions zum Platonischen Symposion p. 172 A mit dem Citat [Ἀριστοφάνους Γηρυ]τάδῃ, ohne Kenntniss des bestätigenden Lucianscholions. Kurze Musterung angeblicher Ueberläufer aus einer der beiden Dramengattungen in die andre: *sed universum hunc locum, in quo miror neminemdum diligentius esse versatum, paucis tantum hic licuit significare, olim fortasse licebit prorsus transigere.* Ueber Timokles, den ältesten, der nach bestimmtem Zeugniss sowohl Komödien als Tragödien geschrieben haben soll. Seine Zeit wird (p. 13) durch Combination bestimmt: die Verspottung der Söhne des Chaerephilus durch T. (in den Ἰκάριοι) gehört in das Jahr Ol. 113, 1. Ausführliche, bei aller Höflichkeit etwas spöttische Widerlegung des seltsamen

Einfalls von Meier, der in den Worten des Aristophanesscholiasten zu den Fröschen 84 (οὗτος δὲ ἀγαθὸς ἦν τὸν τρόπον καὶ τὴν τράπεζαν λαμπρός) ein Bruchstück aus einer Komödie Cωκράτης διδάσκαλος (κωμῳδοποιὸς τοῦ Cωκράτους διδασκάλου) zu erkennen glaubte: τὸν τρόπον ἀγαθὸς καὶ τὴν τράπεζαν λαμπρός —! Caput IV (p. 17—19). Heimath und häusliche Verhältnisse des Dichters; vom Samier Agathon, dem Geographen; Ausfall auf die in der Bibliotheca Sicula niedergelegte 'vita Agathonis' des Palermitaners Antonio Mongitor (*'ista mihi bibliotheca visa est cloacae instar esse, turpissimorum vitiorum sordibus conspurcatae'*), wo der Dichter für einen Leontiner ausgegeben wird. Es folgen die publicirten Capitel V—VII (p. 19—41), das eigentliche morceau de résistance. Caput VIII (p. 42—50) erörtert die Bezeichnung des Agathon als καλός (Gebrauch und Bedeutung dieses Beinamens) und die Spöttereien der Komödie. Caput IX (p. 51—63) untersucht amores Agathonis (seine vermeintlichen Liebhaber und andre Freunde). Von caput X liegt im Druck nur der Schluss des vierten Bogens vor (p. 63 f.), der Rest der ganzen Abhandlung aber ist sowohl im Concept als in der fast druckfertigen Reinschrift erhalten. Die im zehnten Capitel behandelte Frage: *quando primum in publicum tragoediarum certamen descenderit (Agathon)* führt wieder in verwickelte Combinationen. Zwar scheint sich aus Athenaeus ohne Weiteres Ol. 90, 4 als Jahr des ersten Auftretens zu ergeben, da aber ein Scholion zu Aristophanes angiebt, dass Agathon drei Jahre vor Aufführung der Thesmophoriazusen begonnen habe aufzuführen, so entsteht die Frage, wann diese Komödie auf die Bühne gekommen sei. Die Lösung des Widerspruchs ist in sent. controv. VII durch die Emendation ἓξ (= ϛ′) πρὸ τούτου ἔτεσιν statt τρισίν (= Γ′) angedeutet. Auch sent. V und VI sind dieser Untersuchung entnommen. Das Schlussresultat (Aufführung der Thesm. Ol. 92, 2) ist in der Anmerkung zu opusc. I 429 kurz mitgetheilt mit der Angabe, welche zu den hinterlassenen Vorlagen nicht stimmt, dass diese Frage *in eo capite, quod enarrandis Aristophanis cavillationibus destinatum erat,* d. h. im 8ten, behandelt worden sei. In den gedruckten Bogen findet sich nur am Schluss dieses Capitels die anticipirende Bemerkung: *quippe primum in certamen descendit septimo anno post Olymp. LXXXIX. annum 1., quo acta est Nubes.* Es wird ferner gezeigt, dass zu der Stelle im Symposion, wonach des jungen Agathon Ruhm vor mehr als 30,000 Hellenen offenbar geworden sein soll, die Angabe des Athenäus nicht passt, dass er an den Lenäen bekränzt sei. Letztere aber wird gegen Plato aufrecht erhalten, da dieser nicht gezwungen war, sich an Thatsachen ängstlich zu binden. Dagegen wird nachgewiesen, dass ein Gastmahl des Agathon

wirklich stattgefunden habe, oder vielmehr ein doppeltes, zwei Tage hintereinander, am ersten, und zwar am Tage nach dem Siege (vgl. Sympos. 175 E. πρώην), die offiziellen ἐπινίκια (Sympos. p. 173 A. wird τῇ ὑστεραίᾳ ἢ ἢ gegen Wyttenbach in Schutz genommen), am zweiten das von Plato verewigte. In einem Schlusscapitel werden herkömmlichermassen die übrigen Träger des Namens Agathon bei Griechen und Römern durchgenommen, nachdem schon oben von dem Lesbier und dem Samier die Rede gewesen ist. So wird schol. Soph. Trachin. 639 (= fr. inc. fab. 17 bei Nauck) dem Historiker Agathon und zwar seiner Schrift περὶ ποταμῶν zugewiesen. Das Schlusswort verspricht für den zweiten Theil eine Darstellung der poetischen Leistungen Agathons: *de arte tum poetica tum scenica exponere, qualis Ag'is ingenio evaserit, ipsorumque artis monumentorum quasi effigiem adumbrare quandam ex tragoediarum reliquiis tum emendatis illustratisque tum via ac ratione dispositis. — — namque in promptu sunt omnia: quaedam etiam chartis mandata: inchoatum opus brevi fortasse licebit absolvere.*

Anfänge der Fortsetzung zum Behuf der Breslauer Habilitation vom Jahre 1833 (vgl. S. 142 f.) liegen in verschiedenen Fassungen vor. R. wollte damals *de tragoediarum deperditarum fragmentis* schreiben, und zwar mit Excursen: *si quid possit vel e vita poetae vel ex arte peti, quo lux ipsis eius* (sc. *Agathonis*) *verbis offundi videatur, id non illiberaliter expromamus, aliquando etiam liberius exspatiando studiosius illustremus.* Er ging aus von der im zehnten Capitel der älteren Schrift erörterten Frage, wann Ag. zuerst aufgetreten sei, dessen Wortlaut er in etwas kürzerer Fassung, wie es scheint, wiedergeben wollte.

Der noch unausgebeutete Rest der sehr umfassenden Adversarien zeigt die Fülle der Gesichtspunkte und die Sorgfalt der Forschung, welche den übrigen Theilen der Arbeit, namentlich dem Abschnitt 'de arte Agathonis' zu Gute kommen sollte: die Neuerungen der Musik, die Eigenthümlichkeiten des Stils, die Einwirkungen des Gorgias und Prodikos, die Parodien bei Aristophanes sollten untersucht werden. Mit reichem, nach allen Seiten weit ausgreifendem Commentar waren die Fragmente bedacht; z. B. fr. inc. fab. 11 N. Die Discrepanz zwischen Athenaeus (ποιούμεθα) und Clemens (ἡγούμενοι) führte auf die Fragen, wer von beiden genauer citire, wer Citate den eignen Worten zu accommodiren pflege, wem von beiden nach dem Zusammenhang seiner Rede leichter Accommodation zuzutrauen; ob ἡγεῖσθαι oder ποιεῖσθαι dem Sinne angemessener sei. Ferner sollte hier (wegen der homoeoteleuta ποιούμεθα — ἐκπονούμεθα) Anlass genommen werden die Behandlung des Reims in Versausgängen

der griechischen Dramatiker zu untersuchen. Auch zu den übrigen nacheuripideischen Tragikern waren ähnliche Sammlungen begonnen. Ferner finden sich Platonica zu Alcibiades II., Gorgias, Protagoras, Symposion.

Eine mit den Buchstaben A. T. unterzeichnete Recension des Agathon von Kiessling steht in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Allgem. Litt. Zeitung des Jahres 1831 Nr. 92 p. 345/9. Dass jener der Verf. war, beweist sein Brief an R. vom 2. December 1831. An demselben Tage schickte K. das zwei Bogen starke Manuscript nach Jena, am 8. meldet Eichstädt an R. die Ankunft einer Recension. Sie ist streng sachlich gehalten, begrüsst die Schrift als den „Anfang zu einer gründlichen und wissenschaftlichen Behandlung der Geschichte der griechischen Tragödie", weist die verschlungenen Fäden der Untersuchung nach, wobei ein Uebermass von Sorgfalt in der Widerlegung fremder Irrthümer in chronologischen Fragen gerügt wird, polemisirt endlich gegen einzelne Aufstellungen. In den Anmerkungen zu opusc. I 411 ff. hat R. jene Recension nirgends erwähnt noch berücksichtigt, namentlich auch nicht den Gegenvorschlag zur Emendation der Athenäusstelle p. 13 = 424, da er das Hauptresultat nicht berührt. Eine andre Recension von Dübner in Jahn's Jahrbb. 1832 Band VI. p. 327. Vgl. Krüger in Clintons Fast. Hellen. p. 442.

Zu S. 57. Die schedae criticae wieder abgedruckt in den opuscula I p. 702—743 (vgl. 842), mit der Bemerkung: *ceterum de his potissimum velut tirocinii rudimentis vix est quod moneam multa me hodie, si res integra esset, longe aliter institurum esse, omnia autem aliquanto et brevius et modestius. Sed* ἃ γέγραφα, γέγραφα.

Zu S. 65. Wir geben hier und im Folgenden Auszüge aus den Originalheften jener Zeit, soweit sie zur Verdeutlichung der *Lehrweise* und des damaligen wissenschaftlichen Standpunktes dienlich und interessant erscheinen, selbstverständlich ohne jede *Kritik* der einzelnen Ansichten und Aufstellungen, an deren Berichtigung bei jeder Wiederholung von dem Verfasser selbst unablässig gearbeitet wurde. Sämmtliche Hefte sind in der ersten Anlage äusserst sorgfältig, auch im Stil, ausgearbeitet. Am Rande, auf besondren Zetteln, eingelegten Blättern finden sich neben zahlreichen Notizen immer von Neuem wiederholte Versuche möglichst scharfer Formulirung, straffer Gliederung, Bemerkungen der Selbstkritik zur Beachtung für die Zukunft. Das Horazheft hat dreimal (1829/30, 1836 und 1839) gedient. Metrische Uebersetzungen liegen vor zu den zwölf ersten Oden des 2. Buches. Nach einer hübschen Charakteristik des Horaz als Mensch und

Dichter werden die Ausgaben besprochen. Bentley's Verdienst wird gebührend gewürdigt. „Dass er sich mehr als einmal geirrt habe, wird Niemand läugnen: aber dies ist das Loos jeder freien Geistesthätigkeit, die keine bloss mechanische ist. Die Kritik namentlich ist dem Irrthum vielfach ausgesetzt, ja die Wahrheit selbst, deren Erforschung ihr Endziel ist, ist überhaupt immer bloss eine relative. . . . Lehrreicher die irrthümliche Kühnheit als Andrer ungelehrte Bescheidenheit." In der Untersuchung der Chronologie wird die Ansicht empfohlen, nach welcher die beiden ersten Bücher der Oden zusammen, vor dem dritten herausgegeben sind (nicht vor 733), natürlich frühere Abfassung der einzelnen Gedichte vorausgesetzt. Zu carm. II 1 *mox ubi publicas res ordinaris* hat Baxter bemerkt, es sei eine 'enallage personae', indem H. eigentlich damit den Augustus meine. „Das ist grade als wenn man sagte: von allen Ausgaben des Horaz ist die beste die Baxtersche, und damit nämlich meinte etwa die Bentley'sche." Die dritte (später von Peerlkamp athetirte) Strophe von II 4, die man leicht für ein müssiges Flickwerk ansehen könnte, wird gerechtfertigt unter dem Gesichtspunkte, dass die Bezwingung der feindlichen Schaaren und der Fall des Hector in Contrast gestellt werden mit der Leidenschaft des Agamemnon, um die unbezwingliche Macht der Liebe darzustellen. „Mitten im Siegesjubel, als der Atride die Frucht zehnjähriger Mühseligkeiten erntete, konnte sein Herz von Liebe zu einer Sclavin gefesselt werden." Die letzte Strophe von II 5 wird getadelt als müssiges Anhängsel, sei es nun, dass dieser Fehler dem griechischen Dichter zur Last falle oder dem Horaz selbst. Mit grösserer Zuversicht könnte die Vermuthung der Unechtheit vorgetragen werden, „wenn sich in der Sprache selbst eine Bestätigung dafür fände; allein diese ist allerdings vollkommen horazisch." Peerlkamp hat auch diese Strophe gestrichen. Mit II 7 endigt die Interpretation, „um den befriedigenden Abschluss dieser nicht durch die weniger interessante, welche folgt, zu zerstören."

Zu S. 66. Das Heft über Metrik ist begonnen im Octbr. 1829, unmittelbar vor Eröffnung des Semesters (2. Nov.), geschlossen am 13. März 1830. Mit successiven Verbesserungen, Anmerkungen, Zusätzen, Beilagen versehen hat es noch bis in die Bonner Zeit, bis in die fünfziger Jahre hinein gedient; ja es hat sogar noch bis in die letzten Leipziger Jahre eine Grundlage der Vorträge gebildet. Ich gebe im Folgenden einige Excerpte, welche dem Kenner eine Skizze der ursprünglichen Anlage bieten können, natürlich auch hier mit Ausschluss jeder Kritik im Einzelnen, und ohne zu wiederholen was bereits im Text gesagt ist.

Hegelianisirende Einleitung. Wie in der Philosophie, so in der Kunst muss der Entwicklungsgang ein völlig naturgemässer sein und in einer nothwendigen inneren Stufenfolge vor sich gehen, so dass die letzte Stufe der Höhepunkt ist und zugleich die Summe aller früheren in sich schliesst. Die Geschichte der Metrik also wird die Metrik selbst ergeben, der Gang der Darstellung aber wird zusammenfallen mit der Geschichte der Poesie. Die beiden Hauptwurzeln aller Rhythmen sind 1) der dactylische (fallend, grader, $^2/_4$-Takt), 2) der iambische (steigend, ungrader, dreitheiliger Takt). „Alle Zweige des dactylischen Stammes haben ein ideales Element, das mythische (Epos, Elegie, Lyrik); alle Zweige des iambischen haben zum Object nicht mehr das Unendliche und Unbegrenzte der sagenhaften Erinnerung, sondern die endliche und bestimmte Umgrenzung lebendiger Gegenwart: gesammte dramatische Poesie, nur dass die Tragödie in einer eigenen Art den alten Sagenstoff wieder aufnahm und beiderlei Elemente sich durchdringen liess.“ Das schöpferische Genie des Archilochus brachte zuerst Mannigfaltigkeit der Versformen auf. — — — Metrische Gesetzmässigkeit gilt in der attischen Komödie nicht minder als in der Tragödie. „Ehe man dies nicht zur vollsten Ueberzeugung gebracht hat, wird man weder in der Erkenntniss der Metrik noch in kritischer Textesbehandlung einen freien und richtigen Standpunkt einnehmen.“ Die Unregelmässigkeiten moderner, selbst der besten Dichter, sind in keiner Beziehung massgebend für das Alterthum. Ein Beispiel, dass dieser allein wissenschaftliche Standpunkt noch nicht überall anerkannt ist, liefert Welcker in Bonn, ein „in andren Theilen hochachtbarer Alterthumsforscher.“ Die Concinnität der antistrophischen, proodischen, mesodischen, epodischen Verschlingungen auch in ganzen Reihen einzelner Verse wird hervorgehoben, das Sonett zur Vergleichung herangezogen, und Reisigs Verdienst in der Nachweisung solcher Figuren anerkannt. „Es lässt sich behaupten, dass man in der Aufsuchung solcher Concinnität bei Aristophanes nicht leicht zu weit gehen könne.“ Es wird auf die wiederkehrende musicalische Begleitung und die entsprechenden Bewegungen des Chors als Mittel hingewiesen, die Auffassung jener Concinnität zu unterstützen. Als gleichlaufend mit der metrischen Responsion wird der Gleichklang und die Uebereinstimmung der sprachlichen Form an den correspondirenden Stellen von Strophe und Antistr. hervorgehoben (Reisigs Conjectanea). Das attische Drama und die Parabase der attischen Komödie bezeichnet den Höhepunkt der metrischen Kunst. In der neueren Komödie nimmt, wie die Poesie selbst, so auch der Bau des Trimeters immer mehr „eine gewisse langweilige Ernsthaftigkeit an, die dem Wesen der

ächten Komödie ganz und gar nicht angemessen ist, so dass die Verse des Menander sich fast in nichts unterscheiden von denen des Euripides.“ Umgekehrtes Verhältniss: „die entartete Tragödie des Euripides nähert sich schon der Komödie, und die entartete Komödie geht wieder zurück zur Aehnlichkeit der Tragödie.“

Nachdem die Kunst der Metrik bis zum politischen Verse und der Herrschaft des Wortaccentes begleitet ist, geht die Vorlesung auf die Metrik als Wissenschaft über, bestimmt ihre Stellung in dem antiken System der musischen Künste, geht die antike Litteratur der gesammten Disciplin (Rhythmik, Harmonik, Musik inbegriffen) und die Arbeiten der Neueren durch. Lob Bentley's. Dem äusserlichen Inductionsverfahren der neueren Engländer (Dawes, Elmsley, zum Theil auch Porson) wird nur bedingte Berechtigung zuerkannt. Warmes Lob für Reiz, „der seine genaue Kenntniss der Metrik bekundet hat durch seine Ausgabe des Rudens. Was ihm aber in der Geschichte der Metrik eine Stelle verschafft, ist der Einfluss, den er durch Privatmittheilung auf Fr. A. Wolf und durch Lehre und Unterweisung von Jugend an auf Hermann ausgeübt hat.“ — — „Was Archilochus für die künstlerische Ausbildung der Metrik gewesen ist, das ist Hermann für ihre wissenschaftliche Begründung geworden, und wie jener von den Alten selbst der Vater der Metrik als Kunst genannt wurde, so muss Hermann der Vater der Metrik als Wissenschaft heissen. Erst seit H. ist die Nothwendigkeit zum Bewusstsein gekommen, dass ein Herausgeber oder Bearbeiter eines alten Dichters Kenntniss von der Metrik haben müsse, eine Anforderung, welche man früher weder an sich noch an andre zu machen gewohnt war.“ (Schlagendes Beisp.: Pollux von Hemsterhusius.) Getadelt wird H.'s rücksichtsloses Vertrauen auf die Sicherheit seines subjectiven Gefühls für schönen Rhythmus, wie es sich namentlich im letzten Theil der Elementa, wo von Strophenbau und antistrophischer Responsion die Rede, geltend mache, und in der seltsamen Erfindung der iambi ischiorrhogici. Sehr ausführliche Widerlegung der Apelschen Theorie, namentlich der Statuirung 1) einer drei- und vierzeitigen Länge, 2) der Pausen, die nur am Ende katalektischer Reihen angenommen werden. Während der Takt in modernem Sinne der antiken Musik und Rhythmik abgesprochen wird, findet sich ein Analogon desselben in der ἀγωγὴ ῥυθμική, im Tempo. „Das vollständige Gleichmass des Rhythmus, wie es durch unsern Takt erreicht wird, war der alten Rhythmik, der zum Behuf der Poesie auf Sprache angewendeten, durchaus fremd; trat aber in gewisser Weise (annäherungsweise) augenblicklich ein, sobald solcher sprachliche Rhythmus in Musik gesetzt wurde. Nicht

soll ja die Sprache der Poesie Musik selbst sein", sie ist nur Annäherung an Musik. „Nur ein Analogon der rhythmischen Verhältnisse der Musik bietet daher die Sprache, im Ganzen genommen bloss das einfache Verhältniss der Einheit und der doppelten Einheit des Masses." Grade so bei uns Sprach- und Musikrhythmus nicht zusammenfallend.

Disposition der Haupttheile: I. systematischer Theil, II. historischer. In letzteren gehört die Darstellung griechischer Musik, „so weit sie zum vollkommenen Verständniss der Metrik in ihrem historischen Entwickelungsgange erforderlich ist, und das ist mehr als man gewöhnlich meint." Der I. Haupttheil zerfällt wieder in zwei Abschnitte: 1. Allgemeiner oder rationeller Theil, der die allgemeinen Gesetze enthält (dieser wieder muss künftig als Unterabtheilung die metrische Prosodie geben); 2. specieller Theil oder usueller, die Anwendung der allgemeinen Gesetze im wirklichen Gebrauch. Dieser zweite Theil handelt 1) von der podischen, 2) von der stichischen Composition. Hierauf folgt „Darstellung der Grundsätze der Metrik". Allgemeiner Theil. Gesetz des Rhythmus (der Aufeinanderfolge der Zeitabtheilungen) ist Harmonie, Einheit in der Mannigfaltigkeit, Gleichheit im Mass der Zeitabtheilungen (in der Commensurabilität) bei Verschiedenheit (gefälliger Abwechselung) ihrer Qualität. Der Böckhsche Satz, Rhythmus bestehe im Gleichgewicht von Arsis und Thesis, wird insoweit zugegeben, dass an Stelle des Gleichgewichtes der Begriff „Proportion" gesetzt wird. Der Unterschied der Bentleyschen Terminologie von Arsis und Thesis von der der meisten alten Metriker wird nachgewiesen. Die Hermannsche Anakrusis unnöthig, aber wegen allgemeiner Anerkennung beizubehalten. Sehr vollständig werden die metrischen Einzelfüsse durchgenommen; die Existenz des Antispast wird vertheidigt. „Der Charakter solcher doppelarsischen Füsse in der Rhythmik lässt sich vergleichen mit den Dissonanzen in der Musik: wie hier die Harmonie, das Consoniren, momentan aufgehoben wird, so dort die rhythmische Bewegung, daher auch jene Füsse ἄρρυθμοι genannt werden. Wie die Dissonanzen nicht für sich bestehen können, sondern aufgelöst werden müssen in Consonanzen, so grade auch die πόδες ἄρρυθμοι; einen Vers aus lauter Antispasten giebt's nicht. . . . Gedichte in fortlaufenden Baccheen kennen nur die harthörigen Römer . . . Aus demselben Grunde werden die Ionici vertauscht mit iambischen und trochäischen Dipodien." Die irrationale Länge erscheint im dactylischen Hexameter und in den kyklischen Anapästen (aus ihrer Natur folgt die Unauflösbarkeit), im stellvertretenden Spondeus für Iambus oder Trochäus: die irrationale Kürze im stellvertretenden Anapäst für den Iambus in der Komödie. Die An-

wendung, welche Hermann vom trochaeus semantus gemacht hat, ist sehr unsicher: in mehreren der von ihm angeführten Beispiele ist es offenbar eine Basis. Der Unterschied von steigenden und sinkenden Rhythmen in der Bentley-Hermannschen Theorie wunderlicher Weise ganz aufgehoben, indem er nur letzteren anerkennt. Unbegreiflich wie grade er, der sich zuerst gegen das bloss metrische Schematisiren stemmte, hierin ganz und gar in die geistlose Manier der Grammatiker zurückgefallen ist. „Auf dem Papier stehts freilich, aber für das Gefühl kann die wesentliche Grundverschiedenheit des Charakters beider Rhythmen durch solche Künsteleien nicht aufgehoben werden. Mit demselben Rechte kann man die Identität der Ionici, Antispasti, Choriambi behaupten.“ Die Böckhsche Lehre über die Messung nach Einzelfüssen oder nach metra (Dipodieen) ist einseitig, und ermangelt des Principes. Vielmehr: alle einfachen rationalen Rhythmen werden nach metris gemessen, alle abgeleiteten dagegen, sowie die irrationalen, d. h. mit irrationaler Arsis, nach einzelnen Füssen. Grund: da die einfachen Füsse nur éine Arsis haben, die abgeleiteten dagegen eine doppelte, nämlich eine Haupt- und eine Nebenarsis, so wird durch die Verbindung zweier einfacher Füsse ein Ebenmass erreicht; eine Gleichmässigkeit tritt ein zwischen einem zusammengesetzten Fusse und einer Dipodie, da diese ebenfalls das rhythmische Verhältniss einer Haupt- und einer Nebenarsis hat. Diese metrische Gleichmässigkeit ist aber Erforderniss für den musikalischen Vortrag, in welchem die gleiche Zeitdauer durch die ἀγωγὴ ῥυθμική bewirkt wird. So erklärt sich, wie ein und derselbe Ausdruck, μέτρον, bald für einen bald für zwei Füsse gebraucht wird, indem die Zeitdauer beider Arten ganz dieselbe ist. Eine besondre Klasse für sich machen aber die beiden irrationalen Rhythmen aus, der flüchtige Dactylus und der cyclische Anapäst. Denn da in ihnen die Arsis eine von den rationalen Rhythmen ganz verschiedne Geltung hat, so sind sie mit diesen gar nicht commensurabel. Darum werden weder die epischen Hexameter noch die cyclischen Anapästen bei den Tragikern nach metris oder Dipodien gemessen, sondern nach einzelnen Füssen. Wie es aber einen von den cyclischen Anapästen ganz verschiedenen Anapäst giebt, der wirklich nach metris gemessen wird (Systeme der Tragiker), so müssen ebenfalls dactylische Dipodieen in der lyrischen und dramatischen Poesie angenommen werden. Dass die Grammatiker solche Dactylen nicht anerkennen, dies kömmt bloss von ihrer einseitigen Betrachtung des heroischen Hexameters, da sich auf diesen neben einigen wenigen andren der gebräuchlichsten Versarten der Kreis ihres metrischen Wissens zu beschränken pflegt. Die Hermannsche Basis wird als Thatsache

anerkannt, aber sämmtliche Erklärungen, sowohl die der Reihe nach von Hermann probirten als auch die Ansicht Böckhs mit schlagenden Gründen als willkührlich und widerspruchsvoll nachgewiesen. „Nach meiner Ansicht erklärt sich der Wechsel des Rhythmus in den Silben der Basis durch Annahme derjenigen Gattung des Vortrags, welche bei uns Recitativ heisst, bei den Alten παρακαταλογή.“ Bei der Definition des Verses wird gegen Böckh gezeigt, dass die Dauer des menschlichen Athems mit demselben Rechte hierzu in Beziehung gesetzt werde wie von den alten Technikern zur Bestimmung der Sätze und Perioden in Prosa darauf Rücksicht genommen sei; und nach jenem Princip werden die Vorschriften der Alten über die grösste Ausdehnung von Reihen gerechtfertigt.

Bei Erörterung des Begriffs eines metrischen Systems nach Hermannschem Sprachgebrauch spricht sich R. über die Böckhsche Theorie aus, wonach ein oder mehrere, eng unter sich verknüpfte, von andren abgetrennte, vollzählige oder katalektische Reihen einen Vers bilden, und dass am Ende eines Verses niemals Wortbrechung stattfinde. Er findet, dass der Differenzpunkt eigentlich auf einen Wortstreit hinausläuft. Der bekannte Spruch des Hephaestion πᾶν μέτρον εἰς τελείαν περατοῦται λέξιν habe unbedingte Wahrheit für unverknüpfte Verse, gelte aber nicht für verknüpfte (Systeme). Auf einer Observanz, nicht auf einem in der Natur des Rhythmus begründeten Gesetz beruhe es, dass in den anapästischen Systemen der griechischen Dramatiker die versus dimetri fast ohne Ausnahme mit einem vollen Worte schliessen; es sei dies als eine regelmässige Caesur anzusehen. Das Richtige fand auf den ersten Griff schon Bentley (zu Horaz carm. III. 12).

Zu den verfehltesten Capiteln der Hermannschen Elemente wird das über die Cäsuren gerechnet, „indem in einer Menge spitzfindiger und dabei ganz willkührlicher Distinctionen alle Klarheit untergeht.“ Die Definition, Cäsur sei das Zusammentreffen des Schlusses einer rhythmischen Reihe mit dem Schluss einer Wortreihe, sei entweder zu eng oder zu weit, je nachdem was man hier unter rhythmischer Reihe zu verstehen habe. Ohne Zweifel sei die auch von Böckh vertheidigte Ansicht die richtigere, wonach Cäsur in der Durchkreuzung des metrischen und des sprachlichen Rhythmus bestehe, doch passe sie nicht für diejenigen Einschnitte, welche an das Ende einer rhythmischen Reihe fallen. Wenn Böckh dieselben mit dem Namen διαίρεσις bezeichne, so weiche er insofern von Aristides Quintilianus ab, als dieser nur solche Abschnitte mit diesem Namen belege, welche den Vers in zwei vollkommen gleiche Hälften zerlegen. Auch die Reizsche Unterscheidung von caesura metrica (= diaeresis

im Böckhschen Sinne) und c. podica sei einseitig, indem sie die eigentlichen Fusscäsuren ausschliesse. „Alle diese schwankenden Urtheile sind entstanden, weil es an einem Princip fehlte. Das allein wahre Princip ist aber kein andres als die Verbindung der Mannigfaltigkeit mit der Einheit. Die Cäsur ist nämlich dasjenige, wodurch der Einheit des Verses die Mannigfaltigkeit verliehen wird. Schon hieraus erklärt sich, warum von Verscäsuren, im Ganzen genommen, nur die Rede ist bei periodischen Reihen, bei den metris simplicibus, nicht hingegen bei den compositis, wie bei den meisten lyrischen Versen, da diese durch den Wechsel der Rhythmen schon an und für sich das Erforderniss der Mannigfaltigkeit besitzen.“ In den simplicibus wird dagegen die Mannigfaltigkeit erst dadurch gewonnen, dass dem metrischen Rhythmus der sprachliche widerstrebt, und so gleichsam eine Disharmonie entsteht, die sich erst mit dem Schluss des Verses auflöst. Daher die Verse, in welchen der Wortrhythmus mit der Vershälfte ganz gleichen Schritt hält, schlecht sind. ... Je grösser die Mannigfaltigkeit, desto schöner der Vers,“ daher das Hauptgesetz, dass der Vers durch die Cäsur nicht in gleiche Theile zerlegt werde, und die Anwendung desselben, dass die akatalektischen Verse nicht in der Mitte die Cäsur haben können, wohl aber die katalektischen. Der dactylische Hexameter als ein katalektischer Vers sollte zwar als solcher nach dem dritten Fuss die Cäsur haben können, „aber einestheils wäre der Unterschied beider Hälften unmerklich, anderntheils tritt hier eine zweite Anwendung des obigen Hauptgesetzes ein, dass nämlich nicht die zwei Theile des Verses beide mit der Thesis oder beide mit der Arsis schliessen: wieder zu Vermeidung der Einförmigkeit.“ [Am Rande mit rother Tinte: „NB. beim Hexameter ist aber die trochäische Cäsur des dritten Fusses auch zu berücksichtigen (die vielleicht sogar als die regelmässigere gelten muss).“ Mit Blaustift später: „Alcäischer Vers? Sapphischer?“] Nicht widerspricht der vorgetragenen Theorie der Pentameter, da er nicht aus einem periodisch fortlaufenden Rhythmus besteht, sondern aus zwei ganz geschiedenen Theilen, und in der Mitte eine Katalexis hat, also auch die damit verbundene Pause, nicht aber eine eigentliche Cäsur, vielmehr nach dem Sprachgebrauch des Aristides eine διαίρεcιc. „Uebrigens braucht ein Vers nicht bloss eine einzige Verscäsur zu haben, abgesehen von den Fusscäsuren. ... Wie Haupt- und Nebenarsis, so Haupt- und Nebencäsur; die eine herrscht über die andre.“

Auf der Rückseite des Heftes: „Ad notam! Ein reiches Feld der Nacharbeit für diese Vorträge bietet der zweite oder besondere Theil, vornemlich für Texteskritik. Denn wenn sämmt-

liche von Hermann angeführte und behandelte Beispiele kritisch erwogen werden, findet sich wenigstens für die Hälfte derselben Gelegenheit zu abweichenden Meinungen und eigenen Emendationen.“ Auch der zweite (usuelle) Theil ist vollständig bis auf den Wortlaut ausgearbeitet, in reichen Details, durchweg kritisch begründend, die Geschichte jedes einzelnen Metrums mit der Darstellung seiner Gesetze in fruchtbarer Verbindung zusammenfassend.

Auf einem alten Gedenkzettel sind zu lesen (im Anschluss an das erste Heft): „Bemerkungen für die Zukunft. Accedat Darstellung der griechischen Musik, Darstellung der metrischen Prosodie (dahin gehört auch eine vollständige Behandlung des Digamma — dahin gehört das Verhältniss des Accents zur Prosodie); ausgeführte Darstellung des metrischen Entwicklungsganges bei den Römern. — — Die Lehre von der syllaba anceps wird sich noch weit concinner darstellen lassen. — — In die Geschichte des metrischen Entwicklungsganges ist Manches einzuweben noch, z. B. Basis; Paracataloge; Hipponax, Phrynichi tetrametri, Epicharmus. — — Seidlers Heft habe ich in den meisten Fällen gar nicht Zeit gehabt nachzusehen.“

Allerhand lose Blätter aus dem Jahr 1829 enthalten Studien zur Metrik: z. B. Tabellen über die Auflösungen im iambischen Trimeter. „Wohl zu berücksichtigen ist, welche Aufeinanderfolge kurzer und langer Sylben das Wort hat, dessen Ende in den aufgelösten Fuss hinüberschlägt.“ Gedanken über die allmählige Entwicklung der strophischen Composition, über die Herleitung der Asynarteten, über das anakreontische Mass (dass es zum ionischen, nicht zum iambischen oder choriambischen Metrum zu rechnen sei); Schlagworte für eine Vorrede oder Einleitung zu dem Buch über „metrische Kunst.“

Zu S. 77. Besser als alle Umschreibung werden dem theilnehmenden Leser einige aus der Stimmung des Augenblicks herausgequollenen Ergüsse der Feder die damalige Empfindungs- und Ausdrucksweise unseres Freundes vor Augen stellen.

An Niese. Halle, den 9. August 1828. „Lieber Freund! Die Grossmuth, mit der Du mir Entschuldigung und Rechtfertigung schenkst, hast Du mir diesmal vergeblich an den Hals geschmissen; wie kannst Du mir etwas schenken, was nicht ist? denn ich habe keine Entschuldigungen. — Nicht wahr, diese Klügelei ist eines Gorgias und Prodikus, oder eines Eleatikers würdig? — Aber was Dich betrifft, so hast Du wahrlich eine gute Art, die Leute los zu werden. Einem, der eben im Begriff ist, seine Schuld abzutragen, sagen zu lassen: er solle jetzt noch nicht schreiben, sondern warten, bis man ihm durch einen

neuen Brief dazu Erlaubniss gegeben habe! und mit diesem verheissenen Briefe 3 — 8 — 10 — 14 Tage zu warten! nein! 3 volle Wochen! Wahrhaftig, diese Impertinenz kannst Du schriftlich gar nicht wieder gut machen; Du musst nothwendig zu Anfang Eurer Ferien nach Halle kommen, und daselbst Rathhausgasse Nr. 247 so lange oder so kurz bleiben als Du willst und kannst; ich bleibe bis in die Mitte Septembers hier, um Euch zu erwarten; denn dass Schmalfuss gar nicht so penibel ist, als Du, lässt sich erwarten; kannst Du mit nach Erfurt kommen, bon! wo nicht, so ist nicht zu helfen. Aber Halle kann Dir nimmermehr erlassen werden! Was soll es denn sonst werden, wenn Du nicht jetzt auf einmal einen courageusen Entschluss fassest? Was der Mensch will, das kann er, — Leibspruch des Professor Petri in Erfurt, der, da er nie etwas gekonnt hat, vermuthlich nur nie etwas gewollt hat. Von Anbeginn der Welt an bis auf die Zeiten der Revolution, unter allen Zonen, unter jeder Menschenklasse und — Race, in jeglichem genre menschlicher Thätigeit, existiren die glorreichsten Exempel, wie durch menschliche Willenskraft die Macht des Zufalls gebrochen, die Widerwärtigkeit hindernder Umstände bewältiget und in den Dreck getreten worden ist, und Du wolltest, Du könntest einen Augenblick anstehen, den Eingebungen Deiner bessern Natur zu folgen, Du wolltest Dich dazu hergeben, die Weltgeschichte und Deinen dereinstigen Biographen um einen so brillanten Charakterzug zu bestehlen? — Na, nun hab' ich Dir das Herz warm gemacht, ich habe mich aber auch ganz warm geschrieben, und merke nun, was der Tropus besagt: das Feuer der Beredtsamkeit. Ich kann Euch gar nicht sagen (ich meine jetzt Schmalfussen mit), was ich oft für entsetzliche Stunden habe: ausser so vieler Schwerenoth, die mir den Kopf herüber und hinüber reisst, habe ich oft eine so fürchterliche Leere einige Spannen tiefer; heirathen kann man doch einmal jetzt noch nicht: da denke ich denn allemal erst nach Erfurt und dann an Berlin. Und das wirkt alles um so tiefer bei mir, da ich es ganz in mich zurückdrängen muss. Mit jedem Jahre wird man dazu unfähiger, Freundschaften zu schliessen; wenigstens mache ich die Erfahrung an mir: und nun gar ex abrupto sich einem in die Arme zu schmeissen, wie einer Dirne, wie es manche Romanhelden thun, wenn sie sich kaum zum ersten Male in die harmonische Physiognomie geguckt haben, — das ist mir ganz unausstehlich. Fortgesetzten Umgang und lange Bekanntschaft halte ich für Bedingung eines vertrauten Verhältnisses: wenn gleich ich aber die Freundschaft somit aus einem Gewohnheitsverhältniss hervorgehen lasse, so wird man mich doch keineswegs dergestalt missdeuten, als hielte ich sie mit demselben für identisch. Ich bin ins Schwatzen gekommen; was

ich eigentlich sagen wollte, ist das: da der liebe Gott Halle glücklicher Weise an einen Ort gesetzt hat, der einem von Berlin nach Naumburg, Hesserode, Thallwitz Reisenden nicht nur nicht vom Wege ab, sondern grade vor der Nase liegt, so ist meines Erachtens der grösste Theil Deiner Bedenklichkeiten schon gehoben."

Halle, den 1. October 1829. „Und nun — ja was nun? von mir wirst Du bei Lancizolles genug gehört haben; und von Dir — Dich von Deinen düstern Grillenfängereien zu heilen habe ich auf schriftlichem Wege wenig Hoffnung; mündlich will ich mich beinahe anheischig machen ein glücklicher Arzt zu sein. Ich glaube sehr klar in Deine ganze Gemüthsverfassung hineinzugucken, da ich die bittere Schule der Selbstunzufriedenheit und geistigen Verzweiflung selbst durchgemacht habe. Zwar weiss ich nicht, ob's bei Dir tiefer sitzt; doch sagst Du ja ein paar Mal, ich nähme vielleicht die Sache ernster und bedenklicher, als sie sei. Das will ich aber keinesweges: denn, um bei Deiner recht treffenden Darstellung zu bleiben, die gute Hälfte rächt sich gewissermassen an der inertia der andern durch Bitterkeit und Uebertreibung in Spott und Hohn, und gefällt sich darin, und findet eine Art Befriedigung daran. Aber höre, ein bischen Selbstgenügsamkeit thut doch gut, und wenn man sich dazu nicht erheben (oder erniedrigen) kann, eine materielle Apathie, etwas genialer (ohe!) Leichtsinn etc. Hätte ich das nicht, ich liefe lieber heute als morgen in die weite, weite Welt hinein, und verbrennte vorher Bücher und Papier, und dächte an nichts mehr und möchte in tiefen Zügen aus dem Lethe trinken. Weiss Gott, man sollte manchmal wünschen, ein Bauer geworden zu sein oder so etwas: so mit Angst und Trostlosigkeit kann einen ja die Grösse, die Unermesslichkeit der zu durchlaufenden Bahn erfüllen, und die unnahbare Ferne des Zieles und die menschliche Schwäche. Und täglich erweitert sich noch zum Unglück der Gesichtskreis! Du siehst, ich komme unvermerkt in dasselbe Thema hinein: aber man kann sich mit gutem Willen drüberwegsetzen und dieser Leichtsinn ist Pflicht gegen sich. Die verwünschten Ideale, und dass man sich immer an diesen misst, statt auch einmal zu seinem Troste das tieferstehende an sich! Erinnere Dich einmal, wie Du mir bei unserm letzten Abschiede auf der Hallischen Chaussee den Trübsinn ausredetest und mich verwiesest auf das nächste Wiedersehen, wo alles überstanden und alles anders sein würde zu meiner Freude. Deine Prophezeihung ist wahr geworden: ich bin wahrhaftig, glaub' ich, kein schlechterer Prophet, und führe Dich mit einem Zauberschlage in das Elysium von etwa 1831. Denk einmal, wenn wir uns da wieder sprechen werden! Vorher wird nun zwar von keinem

Elysium, aber doch, um in einem Bilde zu bleiben, von der ruhigen besänftigten Wasserfläche des Hafens die Rede sein können, wo die rings umschlagenden Wellen nicht mehr ängstigen und die noch ängstigendere Angst vor fernen Möglichkeiten, und wer weiss was für Gefahren, die nimmer sind. Findest Du denn meine öfter belobte Lebensphilosophie nicht mehr praktisch? — Nimm Dich noch einmal tüchtig zusammen, und Du kriegst den alten Karren doch durch das Dreckloch durch, wie ich unzählige Male auf dem Harze, und dann ist's gut, und wenn auch im schlimmsten Falle ein paar Nägel und Riemen kaput gehen, was schadets!? man ist doch durch. Wer fragt danach? Wäre ich an Deiner Stelle gewesen, ich hätte mir nicht halb so viel Bekümmernisse gemacht, als ich mir — auch noch unnöthig — gemacht habe. Ich war viel schlimmer dran. Ich glaube nicht, dass mich so bald nun wieder etwas darniederschlägt: die Erfahrung setzt sich allmählig fest, dass alles geht und am Ende besser als man je gedacht. Und dass das bei Dir eben so sein wird, und dass Du mir das noch einmal gestehen wirst — darauf will ich alles verwetten. Um was willst Du wetten? Wenn man so gar viele Bedenklichkeiten von aussen her und so viele Rücksichten nach aussen hin nimmt, so muss man verkümmern oder verhärten. Ich habe über mich und mein Leben und sein Ziel ganz andre Gedanken gekriegt als sonst -- wenn's keine Täuschung ist — und komme von allen so gar weit ausgreifenden Bedenken zurück, und glaube kaum, dass der Hang und Drang nach einer gewissen äussern Anerkennung und solchem nichtigen Glanz die innere Ruhe und den Frieden meines Stilllebens stören wird, was man sich — sollt' ich meinen — bei allem Geräusch[1]) seines Standpunktes immer wird bewahren können. Diese Ferien haben einen unübersehbaren Einfluss auf mich gehabt — aber ich will nicht vorgreifen. Mündlich mehr. Jetzt zu Tische. Hernach will ich einmal überlesen: ich bin neugierig, was ich in dreiviertel Stunden in einem Zuge für Gedanken auf's Papier geschmissen habe: vermuthlich nicht gehauen und nicht gestochen."

Zu S. 78. Den erwähnten Krankheitsanfall beschreibt der Patient seiner Mutter am 28. Novbr. 1832 folgendermassen: „Meine liebe Mutter! Wenn ich damit anfange, dass ich diesmal auch ein bischen krank gewesen bin, so bestärke ich Dich dadurch zwar in dem Aengstlichkeitssystem, von dem ich Dich neulich erst abzubringen bemüht gewesen bin; gleichwohl will ich's doch nicht verhehlen, weil Dich sonst die vermuthete Ver-

1) So.

heimlichung künftig noch ängstlicher machen würde. Ich sagte Dir neulich, dass ich ein vorübergehendes Uebelbefinden meist den andern Tag wieder vergessen hätte; und so ganz leicht war's denn auch diesmal nicht. Ich weiss nicht, war es heute oder morgen vor acht Tagen, als ich Deinen Brief frühzeitig am Morgen erhielt, zugleich mit seinem höchst dankenswerthen Inhalte. Den ganzen Morgen war ich wohl auf, wie die ganzen Tage vorher, hatte auch weder das kleinste Vorzeichen gespürt, noch, so viel ich auch nachdenken mag, mich irgendwo etwa nicht in Acht genommen, sondern grade durch Warmhalten gegen mögliche Erkältung mich fortwährend aufmerksam geschützt. — — — Jenen Morgen nun (es war am Donnerstag) arbeitete ich auf dem Stuhle, stand öfter auf nach Büchern, als ich etwa zwischen 10 und 11 Uhr auch wieder einmal schnell aufstehen will, aber augenblicklich auf den Stuhl zurücksinke, weil ich mein ganzes linkes Bein nicht bewegen konnte. Mit grosser Mühe schleppe ich mich unter stechenden Schmerzen in den Sophawinkel, und bleibe daselbst in ganz krumm zusammengekauerter Lage etwa zehn Minuten, dann versuche ich aufzustehen, aber vergeblich. Trotz vielfältiger Anstrengung bringe ich's in zwei Stunden nicht dahin, entweder grade oder krumm mich vom Sopha zu erheben, um nur schellen zu können. Nur mit dem rechten Arm konnte ich ein Buch fassen, das ich auf dem Fussboden fast zerschlage, damit es Grunerts hören sollen: aber die sind nicht unter mir. Mir wurde allmählig bange, es könnte eine Lähmung oder die Gicht oder gar ein Schlagfluss sein (was die Leute auch in der Stadt gesagt haben): bis ich endlich durch den Bedienten des Professor Heffter erlöst wurde — eher war zufällig Niemand in meine Stube gekommen — der mir eine Einladung auf Freitag Abend bringen sollte. Erlöst dadurch, dass ich ihn wenigstens nun nach dem Mädchen klingeln lassen konnte. Indess ich immer meine Stellung noch nicht ändern konnte, holt die den Doctor (noch dazu einen falschen), und der ordnet gleich an, dass ich ins Bett, aber auf dem Sopha, soll. Ich lasse mich, weil ich selbst aus eigner Kraft mich unvermögend fühlte, von Starke, dem treuen Stiefelwichser, den ich gleich hatte holen lassen, herzhaft angreifen und umfassen, und unter unsäglichen Schmerzen aus der sitzenden Stellung in eine halb liegende ins Bett bringen, wobei es war, als wenn das Rückgrat zerbrechen sollte. Im Bett trat nun der Schmerz aus dem Hüftgelenk allmählig tiefer und nahm das ganze Bein ein bis zur Wade, so entsetzlich, wie ich nicht leicht Schmerz gehabt habe, ordentlich krampfhaft, dass mir das Bein wie taub und stockig wurde. Dieser Hauptschmerz wurde gehoben dadurch, dass mir Nachmittag um 5 Uhr etwa 20 Schröpfköpfe

gesetzt wurden, das ganze linke Bein entlang. Aber bewegen konnte ich mich noch 24 Stunden lang keinen Zoll breit aus der Lage, wie ich einmal im Bette lag, was schrecklich langweilig wurde. Unausgesetztes Schwitzen, drei Tage und drei Nächte durch, besonders aber Gesundheitstaffet, worein mir das ganze Bein gewickelt wurde, brachten mich dahin, dass ich Sonnabends, wenn auch mit grosser Vorsicht, ganz zusammengebückt und von zweien gehalten wieder einmal durch die Stube gehen und mit dem linken Fusse auftreten konnte. Seitdem geht's nun jeden Tag besser."

Zu S. 79. Musik. Aus einem Begleitbrief zu der Abhandlung über Canticum und Diverbium (1871) theilte mir Lehrs folgende Stelle mit: „Man muss sich zwar fürchten Ihnen etwas zu offeriren, worin auch Musik vorkommt, die heutzutage alle Welt beleckt." (Lehrs'scher Ausdruck.) „Indess darf ich von mir wenigstens sagen, dass ich früher Violine gespielt als die griechischen Buchstaben gelernt habe, und früher des Sonntags in meines Vaters Kirche die Orgel gespielt zum Gemeindegesang, als mir ein griechischer Euripides oder Sophokles in die Hände kam. In aller Bescheidenheit habe ich also, auf Grund solcher unverlierbarer Reminiscenzen (die übrigens auch noch auf spätere Jahrzehnte ihre praktische Wirkung in die Ferne bethätigt haben), diesmal einige musikalische Anschauungen zu verwerthen unternommen" u. s. w. Worauf Lehrs am 15. Octbr. 1871 erwiderte: „Ich stecke eben ein wenig in Byzantinern und bin um so mehr der Ueberzeugung voll, dass jede Sache ausser ihrem offenen Sinne noch einen geheimern, allegorischen im Hintergrund habe. Also wenn Sie ἱστορικῶς so früh Violine gespielt, so bedeutet das ἀλληγορικῶς, dass Sie einst in einer grossen Wissenschaft die erste Violine spielen würden, mit einer Sicherheit und Anziehungskraft, die alle sinnigen Naturen stets auf das Höchste erfreuen und befriedigen würde."

Zu S. 79. An Niese 22. Dec. 1832. „Was willst Du von mir wissen und meinen Arbeiten? Ich mache fortwährend Vorbereitungen zu Plautus, Harpokration, Stephanus, Pollux, wobei mir viele neue Gedanken kommen. Aber solche Vorarbeiten sind so weitschichtig, und bei aller ihrer Nothwendigkeit kömmt doch für den Augenblick nichts heraus dabei. Recensionen, anonyme, habe ich auch allerhand gemacht, Auto — und Allo — oder Hetero —. Italienisch macht mir täglich mehr Freude. Die Collegien betreffend, namentlich historische wie Geschichte der Poesie, so sehe ich deutlichst ein, dass, wenn ich sie mit Freude wieder lesen soll, ich Alles umarbeiten und fast so viel

Zeit aufwenden muss wie bei der ersten Entwerfung. Im Ganzen aber kann ich nicht anders als gestehen, dass ich gar nicht consequent fleissig gewesen bin, sondern mich sehr mit Allotriis zerstreut habe. Musik hat die Philologica dermassen überwuchert, dass ich mich bald entschliessen muss dem Dinge ernstlich Einhalt zu thun. Wenn Du's ganz für Dich behalten willst, so musst Du wissen, dass ich ganze Tage damit zugebracht habe, Lieder zu componiren. Wenn Du bei mir wärst, solltest Du gleich eins hören und von dem Componisten selbst in seine Absichten hineingeführt werden."

Zu S. 82. Das eigenhändige Heft über lateinische Grammatik vom Sommer 1831 (geschlossen am 22. August) ist, nach Randbemerkungen zu schliessen, noch in den fünfziger Jahren, wenigstens zum Theil mit benutzt worden. Die Einleitung giebt 1) ein System der Grammatik als Wissenschaft, 2) Geschichte der Bearbeitungen, „nicht als bibliographischen Notizenkram, sondern als Nachweisung des Fortschrittes der Leistungen, Charakteristik der verschiedenen Richtungen, deren vorhergehende immer die folgende bedingt, beginnend mit einer Skizze der grammatischen Studien der Römer, fortgeführt durch die Philologenschulen der neueren Jahrhunderte." Wo Verfasser auf die neue Richtung der Sprachvergleichung kommt, schreibt er, dass nach seiner „innerlichsten Ueberzeugung, wer sich gegen die Anerkennung dieses Studiums verschliesse, die Bedeutung unsrer Zeit für sprachliche Erkenntniss überhaupt gänzlich verkenne. Er bedauert, es „in der speciellen Kenntniss des Sanscrit im gegenwärtigen Augenblick nur zu einer unvollkommenen Stufe gebracht" zu haben, „weil es in früherer Zeit an aller Gelegenheit mangelte, blosses Privatstudium aber schon wegen der Kostbarkeit der Hülfsmittel zu abschreckend sei." Desto dringender legt er seinen Zuhörern dieses Studium ans Herz, „zumal da unsre Universität jetzt so glücklich ist, die Gelegenheit zur Erlernung zu bieten, wie sie nicht einmal alle preussischen Universitäten haben." Er wolle in seinen Vorträgen wenigstens die Resultate der vergleichenden Sprachforschung in Anwendung bringen. Beckers Organismus wird noch als das Gediegenste in der Gattung der systematischen Grammatik gepriesen.

Auf jene litterarhistorische Einleitung folgt: Geschichte und Charakteristik der lateinischen Sprache, verbunden mit den methodischen Gesichtspunkten für Stil. Nachdem der Standpunkt nachgewiesen ist, welcher über die Ursprünge und Verwandtschaftsbeziehungen der lateinischen Sprache durch die einseitigen Bemühungen der classischen Philologie bisher gewonnen sei, wurden mit grosser Klarheit und Begeisterung die

Ergebnisse der Sprachvergleichung mitgetheilt, und hierauf nachgewiesen, wie dieselben in die auf andrem Wege gewonnenen Einsichten in die Vorgeschichte des Griechischen und Lateinischen eingreifen, dieselben berichtigen und den Gesichtspunkt erweitern. Im Eingange zur zweiten Periode betont die Vorlesung, dass Geschichte der Sprache nicht etwa nur ein interessantes Beiwerk, aus der Culturgeschichte entlehnt, sei, sondern recht betrachtet ein wesentlich ergänzender Theil der Grammatik, der darlege, wie die Sprache in allmähligem Fortschritt das organische Ganze geworden sei unter Einwirkung der sämmtlichen geschichtlichen Verhältnisse, damit alle Einzelnheiten der systematischen Behandlungsweise sogleich in dem wahren historischen Zusammenhange des Ganzen erkannt werden können u. s. w. Also seien zweierlei Betrachtungen erforderlich: 1) Zusammenfassung der charakteristischen Eigenthümlichkeiten grösserer Zeiträume; 2) die Summe dessen, was die einzelnen Sprachkünstler, die Schriftsteller, zur Bildung und Gestaltung geleistet haben. An solchen Specialuntersuchungen fehle es noch ganz, am wenigsten sei bisher an Entwickelung der poetischen Grammatik gedacht. Die prägnant gefassten Andeutungen über Charakteristik der einzelnen Sprachperioden und ihrer Hauptrepräsentanten wurden zugleich durch Winke und Excurse über die Nachahmung Einzelner durch Neuere fruchtbar gemacht, doch genügte diese Skizze dem Verfasser später nicht mehr. „Der ganze Abschnitt ganz aufs Neue zu verarbeiten“, hat er notirt.

Die Elementarlehre (Alphabet, Lautlehre, Accent und Quantität u. s. w.) geht über den herrschenden Standpunkt noch nicht grade hinaus. In der Flexionslehre dagegen macht sich das neue Princip historisch-vergleichender Forschung bereits sehr geltend. Eine sehr ausführliche Erörterung wird bereits dem ablativischen *d* gewidmet und davon Gebrauch gemacht zur Erklärung des Begriffs und der Bildung der Präpositionen und Adverbien. Benutzt ist die Orelli'sche Inschriftensammlung. Die Genetivbildung des Plurals auf *ium* wird nach dem Reisigschen Gesetz (Vorles. S. 93) und den Verhältnissen der Accentuation bestimmt (*ium* haben nur die mehrsylbigen, deren paenultima im acc. plur. lang ist: freilich nicht völlig durchführbar).

In der Syntax ist die Lehre von den tempora und modi, weil „mannigfaltiger und modificirter“, in grösserer Ausführlichkeit vorgetragen als die Casuslehre. Für letztere werden die Grundgedanken der Schriften von Hartung und Wüllner als Basis angenommen. Bei der Erklärung der Casus von philosophischen Gesichtspunkten auszugehen wird als ungeschichtliches Verfahren bezeichnet, so begründet auch übrigens eine solche Betrachtungsart sei. Die Sprachforschung soll „nicht bloss das Wesen auf-

fassen, sondern die Formen, in denen die Sprachen, die Völker jenes Wesen aufgefasst haben.“ Sinnliche Wahrnehmungen müssen aller Sprachbildung zuvörderst zu Grunde gelegen haben, nicht Verstandeskategorieen; alle Bezeichnung geistiger Wahrnehmung ist metaphorisch. So sind die räumlichen Anschauungen als die einfachsten sinnlichen Wahrnehmungen das wahre Gebiet der ursprünglichen Casusflexion, und hieraus muss sich die nothwendige Zahl der casus obliqui ergeben. [Hier ist eine Beilage eingeschoben, „geschrieben zu Rossla den 3. August Abends 9½ — 11 Uhr, 1831“ über Begriff und Function der Präpositionen, Widerlegung der vulgären Ansicht, als ob die Casus durch dieselben „regiert“ würden; des Einwandes, dass neben den Präpositionen die Casus als Raumbezeichnungen entbehrlich sein würden („die Casus verhalten sich zu den Präpositionen wie das Genus zu den Species“); der Hartungschen Theorie von der Zersplitterung eines Wo-Casus in mehrere Nebenformen: vielmehr sei der ursprüngliche Luxus durch die philosophischer werdende Sprache mit der Zeit auf das Nöthige eingeschränkt, durchgreifender noch im Griechischen als in der lateinischen Sprache, welche in älterer Zeit sich losreissend den Ablativ beibehielt.] Zu den allgemeinen Grundlagen der Moduslehre, mit denen das Heft abbricht („die besondre Ausführung würde, um philologisch zu befriedigen, wenigstens noch einen Monat erfordern“) kommt noch ein später geschriebener Zusatz von zwölf Quartseiten, schöne praktische Erläuterungen des classischen Sprachgebrauchs in der Anwendung des Conjunctivs, des Imperativs, der Consecutio temporum, der Conjunctionen, überall grosse Lebendigkeit und Klarheit des Sprachgefühls.

Nach Beendigung des ersten Curses nahm er sich vor das nächste Mal ein vollständiges Gebäude der Grammatik darzustellen, grosse Partien wie Wortbildung hinzuzufügen: „alle Fachwerke und Wände des Gebäudes müssen aber durch ein philosophisches und sprachvergleichendes Gerüste ihren Halt und Zusammenhang erhalten.“ Er notirt: „seltsamer Weise finde ich die XII Tafelgesetze nirgends zur lateinischen Grammatik benutzt, sowie den Arvalischen Gesang;“ aber auf demselben Blatt: „Durchstudiren Schneiders ganze Elementarlehre, woraus unzählige Aufschlüsse zu gewinnen.“

Zu S. 83. Ueber die Geschichte der griechischen Poesie liegt ein eigenhändiges, sehr ausgeführtes Heft vor in drei Abtheilungen: 1) Vorhomerische, homerische, hesiodische Poesie. 2) Nachhomerisches Epos. 3) Griechische Lyrik. Der zweiten ist vorgeheftet: Einleitung in die griechische Litteraturgeschichte, in besondrer Paginirung, welcher sich Nr. 1 anschliesst.

Auf eingeschossenem Blatt: „1835 Novbr. Obgleich nur 'Epos', doch die Einleitung allgemeiner wegen des Planes, die griechische Litteraturgeschichte stückweise zu lesen.“ Chronologische Angaben zu 1 fehlen übrigens; bei 2 nach jener Einleitung: „Geschichte griechischer Poesie. Fortsetzung. Winter 1830—31.“

Von der Geschichte der griechischen Lyrik als „Fortsetzung der Geschichte der Poesie“ kam im Winter 1830/1 nur der Abschnitt über Elegie und iambische Poesie zum Vortrag, geschlossen den 1. März 1831; der zweite Theil, äolische und dorische Lyrik umfassend, ist begonnen in Breslau 18. Februar 1834, geschlossen 19. März 1834, vorgetragen in 19—20 Stunden. Hiernach die Angaben auf S. 84 (vgl. 128) zu berichtigen. Das ganze Heft ist bis in die Bonner Zeit hinein vielfach durchgearbeitet.

Die Einleitung begann mit einer Erörterung über die welthistorische Bedeutung der griechischen Poesie und ihren Unterschied von der modernen. Indem der Verfasser die bisherigen Versuche einer Charakteristik von Boileau bis auf Garve und Schiller durchgeht, erkennt er auch den besten derselben nur eine relative Wahrheit zu. Das im tiefsten Grunde unterscheidende Moment zwischen beiden Richtungen findet er in der Religion und deren zum Theil unbewusster Einwirkung auf Anschauungs- und Gefühlsweise. Die Sehnsucht nach einer verlorenen Heimath, das Bewusstsein der Losgerissenheit von dem Göttlichen, das Ringen nach Auflösung des Widerspruchs zwischen der sinnlichen und geistigen Welt beherrsche das christliche Zeitalter; der Grieche lebe (vereinzelte Ausnahmen wie auch auf der andren Seite abgerechnet) im Gefühl vollkommener Harmonie mit sich selbst wie mit den Göttern. Die griechische Poesie habe in einer niedrigeren Sphäre die höchste Stufe erreicht, die moderne, welche ihrem Ideal immer nur durch Annäherung genügen könne, bleibe auf einer tieferen Stufe stehen, aber in höherer Sphäre. Aus der Durchdringung des gesammten Lebens der Griechen, auch des politischen, von dem Princip der Kunst ergebe sich die nie erreichte künstlerische Vortrefflichkeit ihrer Poesie.

Die Uebersicht über die Arbeiten sowohl der Alten als der Neueren auf dem Gebiete der griechischen Litteraturgeschichte brachte die Verschiedenheit der nacheinander zur Geltung gelangten Gesichtspunkte und Methoden, den allmähligen Fortschritt (sowie die gelegentlichen Rückschritte und Seitenabweichungen) zu deutlicher Anschauung, in ähnlicher Weise, wie es die Recension des Schöll'schen Werkes im Eingange formulirt: 1) summarische Sammlung des biographischen Materials, hauptsächlich durch Fabricius; 2) seit dem Aufblühen unsrer classischen Nationallitteratur angebahnte Auffassung der Littera-

turgeschichte als einer Kette nothwendiger Entwicklungsprocesse, im Zusammenhange mit den übrigen geschichtlichen Bedingungen und Verhältnissen, zuerst begonnen, aber nicht durchgeführt von Fr. Schlegel; 3) die kritische Einzelforschung der Gegenwart, das chronologisch-biographische Material in Monographieen durcharbeitend und combinatorisch ergänzend. Als Resultat der sehr eingehenden Musterung wird constatirt der Mangel einer umfassenden und ausgeführten Geschichte der griechischen Poesie nach dem Ideal des gegenwärtigen wissenschaftlichen Standpunktes; doch werden mit grosser Auszeichnung Passows „Grundzüge“ genannt: das Bedürfniss würde befriedigt sein, wenn diese Rubriken in demselben Geist ausgefüllt wären, in dem sie aufgestellt seien. Gefordert aber wird „keine Rosenkranzsche Geschichte der Poesie, sondern philologisch-kritische Darstellung“.

Nach einem Ueberblick über den erstaunlichen Reichthum poetischer Gattungen und Arten bei den Griechen wurde unter Hinweis auf die grosse Aufgabe unsrer Zeit, das ganze Alterthum in seinem grossen Umfange in den Blick aufzunehmen, das durch den Verlust so vieler Werke zerrüttete Gebäude nach seinem Grundriss zu reconstruiren, das Bedürfniss von Fragmentsammlungen und die Berechtigung daran sich schliessender Combinationen hervorgehoben.

Die Darstellung selbst begann mit der mythischen (vorhistorischen) Periode, in welcher Epik und Lyrik noch nicht scharf getrennt waren. Gleich an der Spitze die Bemerkung, dass sich von griechischer Poesie gar nicht reden lässt ohne auch die Musik und wiewohl in untergeordnetem Grade auch die Orchestik (im weiteren Sinne als Geberdenspiel) mit einzuschliessen. Ohne die sorgfältigste Verfolgung aller musikalischen Spuren sei es gar nicht möglich irgend ein Bild von den dichterischen Leistungen dieser Periode zu gewinnen.

Die älteste hellenische Poesie wurzele im Mythus, der seine Entstehung in der mythischen Zeit selbst gehabt haben müsse. So erkläre sich zum Theil, wie uns gleich am Eingange der griechischen Litteraturgeschichte eine so vollendete Erscheinung wie die homerischen Gesänge entgegentreten könne: denn Homer hatte schon eine überaus reiche, vollströmende Sagenquelle vor sich, aus der er schöpfte. Ausführung und Beweis. Die Gegensätze Apollinischer Kitharistik und Dionysischer Auletik wurden gezeichnet, die Ueberlieferung über die ältesten Sängerschulen mit ihren Vertretern Olen, Chrysothemis, Philammon, Thamyris kritisch beleuchtet, die besondre Stellung des letztgenannten gab Anlass zu einem Excurs über die Elemente der griechischen Musik, insbesondere über die Tonarten. Linos trat als Vertreter

des Musencultus und des weich klagenden Liedes zur Lyra in Gegensatz zu der Apollinischen Sangweise. In der Darstellung des kyklischen Epos wurde gegen Wüllners Bedenken die Berechtigung combinatorischer Benutzung von Monumenten wie die tabula Iliaca in Schutz genommen; auch aus beschreibenden Nachrichten über alte Kunstwerke könne Gewinnst gezogen werden, z. B. aus der Beschreibung der Polygnotischen Gemälde in der Lesche bei Pausanias.

Eine Specialuntersuchung über die hesiodische Dichterschule, welche neben den kyklischen Homeriden sich ausgebildet und behauptet habe, wird gefordert. Als sehr zu beachten für die Feststellung und Sonderung homerischer und hesiodischer Schule werden doppelte Verfassernamen (Hesiodus und Cercops, Eumelus und Arctinus u. s. w.) bezeichnet.

Nach erschöpfender Aufzählung und Besprechung der einzelnen kyklischen Epen handelte der Verfasser über Begriff und Entstehung des Kyklos überhaupt. Er wies darauf hin, wie der Umstand, dass die kyklischen Gedichte sich an beide Seiten der Ilias und Odyssee eng anschliessen, worin offenbar Absicht der Dichter zu suchen, einen Beweis liefere für ursprüngliche Einheit Homers nach Umfang und Gestalt. Die prosaische Zusammenstellung des Samiers Dionysius vereinigte den gesammten Inhalt jener Gedichte in einem epischen κύκλος, der nun für die Späteren, die Alexandrinischen sowohl als die römischen Dichter, die vielbenutzte Quelle wurde, ebenso wie die kyklischen Gedichte selbst die grosse Vorrathskammer für die Tragödie gewesen waren. So wurde in der mythischen Periode aufgeräumt und aus den Hüllen der Legende ein klares Bild der ältesten Richtungen, der gegenseitigen Kämpfe und Entwicklungen herausgeschält. Eine besondre Stellung wurde den Sängern der Geheimculte, des Eleusinischen der Demeter (Pamphus, Eumolpus, Musaeus) und des Dionysischen (Orpheus) angewiesen. Orpheus bildet den Schlussstein der alten Sängerperiode, weil sich in ihm die verschiedenen Religionskreise wie in einem gemeinschaftlichen Brennpunkt berühren. Das verkehrte Streben der Litterarhistoriker des Alterthums, durch Vervielfältigung des gleichen Namens, durch Erfindung von Genealogieen systematischen und chronologischen Zusammenhang zu erkünsteln, wurde bei dieser Gelegenheit lehrreich auseinandergesetzt. Das gänzliche Stillschweigen Homers über Orpheus wurde aus der Beschränkung der Orphischen Poesie auf das griechische Festland, vornemlich Böotien und Attica, und ihrer wenig volksthümlichen Natur erklärt. Die verschiedenen Phasen und Schichten untergeschobener Orphischer Gedichte wurden aufgezählt. Die Lobeckscheche Skepsis aber, welche jede Existenz Orphischer Hymnen

leugne, wurde getadelt als über das Ziel schiessend, dagegen der von demselben geführte Beweis der Unechtheit der erhaltenen als musterhaft und abschliessend anerkannt.

Von dem sogenannten Heraklidenzuge an, in Folge dessen die Stammesverschiedenheiten schärfer auseinandertraten und der Peloponnes dorisirt wurde, datirte R. den Beginn der zweiten Periode. Hier wurde die Untersuchung über die Anfänge des Epos aufgenommen: es gehörte in seinem Ursprung den Achäern an und war äolisch wie die älteste Poesie der Griechen überhaupt. Parallel mit der Verbreitung des äolischen Volkszweiges nach Osten ging die Fortpflanzung äolischer Poesie vom Festlande nach Lesbos. Beweis, dass das homerische Epos achäisch war. Untersuchung über das Zeitalter Homers. Alles spricht dafür, dass die Entstehung der homerischen Gesänge als Erzeugnissen der Naturpoesie eine unmittelbare Folge des Trojanischen Krieges gewesen ist, dass sie in die Periode fallen, wo die Griechen aus dem grossartigen Kampf eben heimgekehrt, gehoben von der Erinnerung ihrer Thaten, in behaglicher Ruhe und frischer Begeisterung das Geschehene plastisch erzählten.

Das europäische Griechenland ist es, wo Homer (nach seinen Schilderungen) recht eigentlich zu Hause ist. (Die geographischen Schilderungen geben den besten Prüfstein für die Treue eines Schriftstellers ab.) Grade in der Beschreibung der Umgegend von Ilion zeigt sich Homer weniger genau. Geschichtliche Spuren.

Die aus dem Peloponnes verdrängten Achäer übertragen zuerst die troische Sage an die Küste Kleinasiens, nachdem unterwegs durch den vermittelnden Einfluss der thrakisch-pierischen Sängerschule die Olympische Götterwelt ihre Gestaltung empfangen hat. Sichtung der Angaben über das Vaterland Homers, Entscheidung für Smyrna. „Die Person Homers läugnen heisst den Skepticismus auf eine Höhe treiben, von welcher überhaupt alles und jedes Geschichtliche kann zu Null gemacht werden.“

Geschichte der homerischen Gesänge. Uebersicht der verschiedenen Ansichten über die Entstehung und Fortpflanzung derselben. Vorgeschichte der Wolfschen Prolegomena. „Diesem Werk ... kann (ohne dass man zu viel sagt) eine welthistorische Bedeutung beigelegt werden, indem es eine Reform verursacht hat, ähnlich wie etwa auf dem Gebiete der Philosophie Kants Kritik der reinen Vernunft.“ Die Rechte der wissenschaftlichen Kritik in Sachen der historischen Disciplinen gegen hergebrachten Autoritätsglauben sind an einem grossartigen Object zum ersten Mal überzeugend durchgeführt worden. Analyse der Wolfschen Argumente. Einseitiger Standpunkt seiner Anhänger wie seiner Gegner. Ritschls Ansicht. Die homerische Hel-

densage, entstanden in der achäischen Periode des Peloponnes, vor der Einwanderung der Dorier, ging mit den Achäern oder Aeoliern in ihr neues Vaterland nach Kleinasien hinüber. Homer, der in keinem andren als dem äolischen Dialekt singen konnte, erfand, das bisher Vorhandene zu seinem Zweck benutzend, den durch beide Gedichte, Ilias und Odyssee, durchgehenden Plan. Hierfür doppelter Beweis. 1) a priori. Das Vermögen einheitlicher Schöpfung, ein hervorstechender Grundzug des gesammten hellenischen Geistes, zeigt sich am sprechendsten schon in der Mythologie (die Olympische Götterfamilie). 2) Nachweis der Einheit in beiden Gedichten. Der Zusammenhang in der Ilias nicht weniger innig als in der Odyssee, nur scheinbar loser und leichter durch die Fülle des Stoffs und den Reichthum des Scenenwechsels. Unabweislich fest steht, dass das Grundmotiv der Ilias der Zorn des Achilleus und dessen Verherrlichung durch Zeus ist, der ihm Genugthuung giebt. Missverständnisse sind dadurch entstanden, dass man den Zorn des Achill nebst seinen für die Achäer so tragischen Folgen verwechselte mit der Person und den Schicksalen des Achill. In der Ausführung mussten natürlich die Folgen jenes Zornes, die Leiden der Achäer, in den Vordergrund treten, während das Motiv eine geheime Rolle spielt. Den Zorn konnte der Dichter nicht besser ausdrücken als durch schweigendes Grollen, wie später noch Aeschylus. In den ersten sieben Gesängen die Exposition. Das Charakteristische dieses Theils liegt in der Handlungs- und Sinnesweise des Zeus, der noch nicht mit Entschiedenheit auftritt, sondern, ganz unter dem Bilde eines irdischen Regenten gedacht, seine Absichten erst unvermerkt einleitet und sodann die Sache ihrem Schicksale und dem Wogenspiele der Leidenschaften der Götter und Menschen zu überlassen scheint. Der zweite Act reicht vom achten bis zehnten Gesang, bis zum ersten Schritt, der zur Genugthuung des zürnenden Achill gethan wird, der Abbitte. Unvergleichliche Kunst der Charakteristik in den Reden, genau berechnet auf die dereinstige Katastrophe. Dritter Act bis zum Tode des Patroclus (XVIII), dem Punkt, an dem sich der Uebermuth des Achill bricht. Er selbst muss es sein, der, als Hektor das griechische Lager stürmt, den ersten Schritt zu seiner eigenen Demüthigung thut, indem er den Patroclus in den Kampf ziehen lässt. Unentbehrlich sind hiernach noch zwei Acte: die Rache des Achill und die Versöhnung. Im vierten Act zugleich höchste Verherrlichung desselben. Die ungewöhnlich rasche Entwicklung gegen den Schluss zeugt grade von dem hohen Kunstgefühl des einen Dichters. Diesen grossartigen, echt hellenischen Zusammenhang muss nothwendig Ein Dichter zuerst aufgestellt haben, unmöglich ist es ihn sich entstanden zu denken durch atomistisches An-

setzen unabhängiger Gesänge verschiedener Dichter. Noch schärfer und deutlicher treten die Hauptacte in der Odyssee hervor: vier grosse Gruppen. Gesang vom abwesenden Odysseus (I—IV), vom heimkehrenden (V—XIII 92), vom Rache sinnenden (XIII 93 — XIX fin.), vom Rache übenden und mit dem Volke ausgesöhnten (bis XXIII 296). Der Gesang vom heimkehrenden Odysseus besteht aus zwei Theilen: 1) Entlassung von der Kalypso und Aufnahme bei den Phäaken; 2) der Apolog, kunstvoll, um die Einheit der Zeit zu bewahren, eingewoben. Im dritten Act 1) Odysseus bei Eumäus, 2) in seinem Hause. Bei Eumäus, wo sich Odysseus und Telemachus treffen, vereinigen sich die Fäden der früheren Doppelerzählung. Die Abgerissenheit, das Abspringende des Tons war hier unvermeidlich, weil eben hier die früher einzeln laufenden Fäden mit einander verschlungen werden mussten. Dass Alles in den homerischen Gesängen von Einem Sänger herrühre, sollte damit nicht bewiesen werden, vielmehr wurde ausdrücklich angenommen, dass die Grundlage der ursprünglichen Dichtung kleiner gewesen sei als jetzt. Grade das Auseinandersingen scheint die Hauptoperation gewesen zu sein, welche mit der ursprünglichen Dichtung vorgegangen sein muss in den homerischen Sängerschulen. Die Aufstellung des Begriffs der Rhapsodien ist aber grade das verfehlteste in dem historischen Theil der Wolfschen Prolegomena. Eingehende Aufführung und Würdigung der Gründe, aus denen sich ergiebt, dass die Odyssee späteren Ursprungs sein muss als die Ilias.

Fortpflanzung der homerischen Gedichte. Rhapsoden sind Stabsänger, nicht Zusammenflicker; nur eine besondre Classe derselben die Homeriden, ihr ältester Hauptsitz Chios. Daher die Auftragung des ionischen Dialektes. Vielleicht war der Verfasser der Odyssee ein ionischer Dichter auf Chios. ῥαψῳδία (zu unterscheiden von der κιθαρῳδία) ist eine Art des Vortrags, welche, soweit es das Wesen des poetischen Rhythmus zulässt, sich dem Gesange nähert, aber doch in der Modulation der Stimme eben so sehr vom wirklichen Gesang sich unterscheidet wie in dem Hinzukommen einer Art von Gestikulation von der mimischen Action der Schauspieler. Die Einprägung des Textes konnte nur durch Vorsagen erfolgen, analog wie das Einstudiren der dramatischen Rollen. Gegen Wolfs Argumentation: Daraus, dass die homerischen Gedichte theilweise bei Festen und Gastmälern gesungen wurden, folgt mit nichten die ursprüngliche Entstehung in eben solchen theilweisen Abschnitten. Es ist eine wesentliche Eigenthümlichkeit der griechischen Epik, dass die einzelnen Theile eine gewisse Art von Selbständigkeit haben, welche auf den mündlichen Vortrag berechnet war und aus dem Bedürfniss desselben floss. Auch lässt sich die Durch-

führung der Wolfschen Annahme in allen einzelnen Theilen der homerischen Gedichte nicht bewerkstelligen.

Nach Maassgabe der geschichtlichen Wahrscheinlichkeit lässt sich die gesammte Ansicht vom Rhapsodengesange nur so stellen: Da die Rhapsoden allerdings selten mögen die homerischen Gedichte ganz haben vortragen können, was geschah, indem sie sich gegenseitig ablösten, so ist es wahrscheinlich, dass öfter Einzelne, bald hier bald dort anfangend, verschiedne Partieen ausführten, so jedoch dass die Zuhörer immer genau wussten, welchen Theil des Ganzen der jedesmalige Vortrag bildete. Diese Gewohnheit des theilweisen Recitirens konnte immer mehr in Aufnahme kommen, je mehr die schriftliche Aufzeichnung der Gedichte verbreitet wurde und diese in ihrem poetischen Zusammenhange nach der Reihe weg gelesen werden konnten. Die weiteren Schicksale derselben, an die Namen Lycurgus, Solon, Pisistratus, Hipparchus geknüpft, wurden unter fortwährender Kritik der Wolfschen Ansichten untersucht, wobei die Verdienste von Nitzsch als desjenigen, dem die höhere Kritik der homerischen Gedichte nach Wolf am meisten verdanke, warm anerkannt wurden. 1) Verpflanzung aus Kleinasien nach dem Peloponnes durch Vermittelung Samischer Rhapsoden; 2) die (fälschlich dem Solon beigelegte,[1]) vielmehr dem Pisistratus und seinem Gehülfen Hipparchus zuzuschreibende) Anordnung, dass die homerischen Gedichte an den Panathenäen durch die Rhapsoden ἐξ ὑπολήψεως vorzutragen seien, d. h. nach Vorschrift, nicht nach Willkür, mit beliebigen Auslassungen und Zusätzen. Der correlative Begriff zu ἐξ ὑπολήψεως (vom Aufnehmen der Vorschrift) ist ἐξ ὑποβολῆς (vom Geben derselben). Schlussresultat: Die homerischen Gedichte existirten in jetzigem Einheitsplan von kurzer Zeit nach dem Trojanischen Kriege an, von dort an bis zum Anfang der Olympiaden wurden sie zu jetzigem Umfange erweitert und ausgesungen in Sängerschulen durch Dichter; zu Anfang der Olympiaden wurden sie schriftlich aufgezeichnet und bestanden, abgesehen von einzelnen Interpolationen durch Rhapsoden, unverändert fort; Pisistratus, der sie weder zuerst niederschreiben noch zuerst sammeln liess, sorgte nur für Aufnahme und Verbreitung derselben in Athen. Eine kurze Uebersicht der Geschichte der homerischen Textkritik und Erklärung im Alterthum machte den Beschluss dieses Abschnittes.

Die Darstellung der verwickelten Frage, Analyse und Gruppirung der Hauptpunkte der Wolfschen Hypothese, der Ansichten

---

1) Randnote: „Ich glaube doch, dass sich die Erwähnung des Solon bei Diogenes rechtfertigen und diesem das ὑποβολῆς-Gesetz vindiciren lässt.“ Späterer Zusatz: „Sehr richtig gefühlt. 6/2. 36.“ Vgl. Alexandr. Biblioth. 64 f. = opusc. I 54 f.

seiner Anhänger wie seiner Gegner, der mannigfachen in die Hauptuntersuchung eingreifenden Nebenfragen wurde bei Wiederholung derselben Vorlesung, namentlich im Jahr 1833 wesentlich modificirt.

Die Geschichte der Lyrik beginnt mit einer Classification der verschiedenen Gattungen nach Proclus, insbesondre mit der Unterscheidung von μέλος und ᾠδή. Episode: summarische Mittheilung des damals bereits geschriebenen, aber noch nicht gedruckten Artikels über Ode. (Vgl. S. 104.) Nach sehr ausführlicher Besprechung der alten Terminologie geht der Vortragende zu der Frage über, wie die Lyrik der Griechen überhaupt sich nach und neben dem Epos bildete („nach Rosenkranz"). Die erste Periode, „ionischer Kunststyl", umfasste Elegie und Iambus. Die Schlegelsche Periodisirung der ionischen Lyrik wird kritisirt. Innerhalb der Elegie werden unterschieden die politische, die gnomische (parallel dem didaktischen Epos), die erotische, die threnodische, als Nebenform die epigrammatische. Die Rechtfertigung dieser Eintheilung ging aus von dem Ursprung der Elegie. Ueber die Etymologie von ἔλεγος heisst es: „am meisten für sich hat immer noch ἓ ἓ λέγειν, obgleich man nach der Analogie ἔλογος erwarten sollte." Zwischen der Bedeutung von ἔλεγος als Klagweise und der rein formellen Beziehung von ἐλεγεῖον auf das Distichon liege die Vermittlung in dem volksthümlichen Gebrauch der Grabinschriften, von wo aus dieselbe metrische Form durch Kallinos auf Kriegslieder übertragen sei. Das charakteristische Merkmal aber der gesammten elegischen Poesie sucht der Vortragende in der nationalen Eigenthümlichkeit der Ionier. Die chronologischen Fragen über die Lebenszeit des Kallinos wurden das erste Mal nur kurz berührt. Die abenteuerliche Uebertragung der Wolfschen Rhapsodenhypothese auf Kallinus und auf Tyrtaeus durch Francke und Thiersch, und des letzteren Hyperkritik verurtheilte R. auf das entschiedenste.

Für Theognis empfahl er den historischen Standpunkt der Betrachtung, wie ihn zuerst Welcker eingenommen, und wies den gegen ihn aufgetretenen Gegner verächtlich ab. Ausführlich stellte er die politischen Verhältnisse von Megara und die damit verknüpften Lebensschicksale und Gesinnungen des Dichters dar. Nach Welcker erklärte er auch die Entstehung und gegenwärtige Gestalt der Spruchsammlung. Dass bei der Durchführung des von jenem nach richtigem Gesichtspunkte begonnenen Versuchs, in relativer Annäherung den ursprünglichen Text wiederzugewinnen, im Einzelnen noch viel zu thun sei, hob er natürlich hervor. Mit Begeisterung wurde das Genie des Archilochus gepriesen (nach den Ideen von Schlegel). Bei Hipponax

findet sich die charakteristische Bemerkung: „Es ist aber überhaupt der Mehrzahl der Menschen nicht gegeben, die Entrüstung eines edlen Gemüthes über die Thorheit oder Schlechtigkeit der Menschen zu verstehen, und Malice des Geistes, des Kopfes zu unterscheiden von Malice des Herzens."

Bei Gelegenheit der Sappho flocht R. einen Excurs über erdichtete Verwandtennamen in der Litteraturgeschichte ein. Welckers schöne Rettung der Dichterin vor den Verunglimpfungen der Komödie theilte er in lehrreicher Entwicklung mit. Bei Anakreon wurden die Beweisgründe, welche Mehlhorn gegen die Echtheit der sogenannten Ἀνακρεόντεια vorgebracht hatte, zustimmend erläutert. Der äolischen Lyrik schloss sich eine Besprechung der Skolien an.

Den Uebergang zur dorischen Lyrik vermittelte eine bündige Charakteristik der drei griechischen Nationalstämme und ihrer Stellung in der lyrischen Poesie. Die Darstellung des Dorismus lehnte sich an Fr. Schlegel und O. Müller an. Die Wahrheit der Geschichte von den Kranichen des Ibycus hielt er im Allgemeinen gegen Welckers „Hyperkritik" aufrecht. Lyrische Tragödien des Simonides nahm er mit Böckh an, und verstand theils Hyporcheme, theils Dithyramben darunter. Der Dithyrambus als attische Lyrik machte den Beschluss.

Zu S. 85. Als „Lebenswerke" verzeichnete R. in Halle nach gemessenen Fristen: Geschichte der Metrik 1832/3, Plautus 1833/4, Harpocration 1834/5, Stephanus 1835/7, Geschichte der Poesie 1837/9, Historia Gramm. Graec. 1839—1842. Etwas jünger, aus der ersten Breslauer Zeit, ist folgende modificirte Zeittafel: bis Ostern 1834 Entwickelung der Metrik, bis Ostern 1835 Plauti Miles Tom. I, bis Ostern 1836 Harpocration. Dazu folgende Berechnung: ½ Jahr Metrik, ein Jahr Plaut. Tom. I, ein Jahr Harpocration, ein Jahr Reise, zwei Jahr Stephanus, 1½ Jahr Plaut. Tom. II. Summa: 7 Jahre = 1840 = 34½ Jahr. Dann 3 Jahre Poesiegeschichte = 37½ Jahr. Dann 3 Jahre Grammatikgeschichte = 40½ Jahr.

Zu S. 86. Eigenhändiges Heft: „Einleitende Vorträge zu Aeschylus' Sieben gegen Theben. Geschichte der griechischen Tragödie." Datirung aus späterer Zeit: „wohl 1830". Beilagen auf besondren Blättern stammen aus dem Winter 1835/6. Dazu ein Quaternio (gleichfalls eigenhändig) mit der Ueberschrift: „Einleitung zu den Sieben" und dem Datum: „Breslau 13. Mai 1833." (Anfang der Vorlesungen: 15. Mai.)

Vorausgeschickt (auf einem angeklebten Zettel von etwas späterer Hand) sind „Worte zur Verständigung", welche kurz die „Gesichtspunkte für die Behandlung" andeuten. 1) Es ist die

Absicht ein zusammenhängendes anschauliches Bild von diesem Theile der griechischen Litteraturgeschichte, sowie für das praktische Bedürfniss eine die Resultate der neueren Forschung zusammenfassende „Encyclopädie“ derselben zu geben. 2) Ein methodischer Gesichtspunkt. „Nicht alle Resultate liegen fertig und unangefochten da, sondern natürlich über viele Punkte ein Meinungszwiespalt. Nun zwar nichts leichter als ohne Weiteres das eine anzunehmen, das andre zu verwerfen. Weil das aber fürs Studium nicht instructiv, da es auf selbstthätige Erkenntniss der Gründe ankömmt, so soll — soweit es für den Standpunkt passend ist — der Gang der Untersuchung vor den Augen der Zuhörer selbst geführt werden. Also zugleich ein praktisches Beispiel, wie nach der Ansicht des Vortragenden dergleichen Untersuchungen geführt werden müssen. Man sieht, dass der Standpunkt philologisch sein soll: was zu bemerken, um der Meinung zu begegnen, als solle von dem historischen Stoff nur eine allgemeine Uebersicht gegeben und in Umrissen von der Natur und dem Wesen der Tragödie geredet werden nebst Charakteristik der einzelnen Dichter und etwa ihrer Hauptwerke. Das bloss zu thun wäre natürlich viel bequemer. Hier soll es keineswegs ausgeschlossen bleiben, aber die Darstellung soll mehr enthalten.“ Wir geben im Folgenden wieder einige Auszüge.

Die Auffassung der Vorgeschichte und der Anfänge der attischen Tragödie, sowie die bei Pratinas eingeflochtene Charakteristik des Satyrdramas schloss sich selbstverständlich Welckers lichtbringenden Anschauungen an. Es wurde der wichtige Gesichtspunkt hervorgehoben, dass in der allmäligen Entwickelung der Tragödie der Fortschritt immer in der Blüthezeit des Neuerers stattfand und von dem älteren, überflügelten Kunstgenossen regelmässig angenommen wurde.

Nachdem von den drei grossen Tragikern im Einzelnen gehandelt, das wichtigste chronologische und biographische Material beigebracht, die äusseren Fortschritte, welche die Tragödie durch sie erfuhr, erörtert waren, machte eine allgemeine Schilderung derselben in ihrer vollkommen ausgebildeten Gestalt und eine Charakteristik der poetischen Eigenthümlichkeit der einzelnen Meister den Beschluss. — Die Lebensverhältnisse der Dichter wurden in eingehender Untersuchung nach den Quellen festgestellt. Die Unentbehrlichkeit exactester Untersuchung und Feststellung der chronologischen Daten für die Geschichte der griechischen Poesie, vorzüglich der attischen, wurde nachdrücklich betont, in methodischer Beziehung der Hermannsche Grundsatz empfohlen, in zweifelhaften Fällen von der Angabe des Todesjahres als der sichersten auszugehen. Als Geburtsjahr

des Aeschylus nahm R. Ol. 64, 4 an. Die verwickelte Frage über die Sicilischen Reisen unterzog er einer sorgfältigen Erörterung, im Widerspruch gegen Böckh sowohl als gegen Hermann, mit Einflechtung namentlich einer kritischen Sichtung der Nachrichten über die verschiedenen Anklagen, welche den Dichter betroffen haben sollen. Er verwarf die Erzählung von der Wirkung des Eumenidenchors auf Weiber und Kinder, bewies gegen Hermann, dass die Klage wegen ἀcέβεια (Verrath der Mysterien) auf ganz andre Stücke als die Eumeniden gerichtet war, nahm Welckers Erklärung an, dass Unmuth über die politischen Verhältnisse (Schwächung des Areopags) den Dichter bewogen habe Athen zu verlassen, verwarf Böckhs Hypothese, dass die Orestie in der Abwesenheit des Verfassers in Athen aufgeführt sein könne, und kam zu dem Resultat einer dreifachen Sicilischen Reise des Aeschylus (Ol. 76 zur Stiftungsfeier von Aetna; Ol. 77, 4 nach dem Siege des Sophokles; Ol. 80, 2 nach Aufführung der Orestie); doch liess er nachträglich, fragweise die Möglichkeit offen, dass die späte Ansetzung des ersten Sieges (Ol. 73, 4: marm. Par.) durch frühere Abwesenheit (seit Ol. 70, 1) erklärt werden könne. Die Zahl der Dramen und Titel liess er unentschieden. Bezüglich der Zahl der Schauspieler wies er eine Stufenfolge nach, indem Aechylus zwar zuerst einen dritten einführte, der aber stumm blieb; Sophokles liess ihn reden, und nach seinem Beispiel auch Aeschylus in der Orestie.

Sehr interessant war die Auseinandersetzung über den Umfang des Aeschyleischen Chors. Es wurde zunächst nachgewiesen, warum die Nachrichten bei Pollux von dem ursprünglichen Bestande des tragischen Chors aus 50 Personen (bis auf die Eumeniden) zu verwerfen sei: Thespis hatte den dithyrambischen Chor nicht beibehalten; eine Menge von 50 Choreuten passte nicht zu den veränderten Bedingungen der Localität und des Spiels, zu der engeren Wechselbeziehung zwischen Chor und Schauspieler; die entschiedene Unrichtigkeit der Angaben von 50 Eumeniden im Drama des Aeschylus. Hieran knüpfte R. Hermanns (von Böckh aufgegriffne) Entdeckung, dass im Agamemnon 1344 ff. 15 einzelne Choreuten nach einander sprechen, wie 24 in den Vögeln 310 ff., und dass erst dadurch die Worte des Scholiasten zu Aristoph. eq. 589 ihr rechtes Licht erhalten. (Hierbei methodologischer Zusatz über die Hauptkriterien für die Annahme, dass nicht der ganze Chor oder der ihn repräsentirende Chorführer allein das Wort habe). Wie im Agamemnon, so musste auch in den Eumeniden der Chor aus 15 Personen bestehen. Hier wurde auf das entschiedenste der ganz unantiken Vorstellung Blomfields, der sich auch Böckh noch zuneigte,

widersprochen, als habe die Bestimmung der Choreutenzahl von der Willkür des Dichters abhangen können, die Vereinigung der religiösen Tradition mit den scenischen Anforderungen aber gewonnen durch den Grundsatz, dass eine angemessene Zahl von Nebenpersonen, Dienern oder Dienerinnen, den Hauptpersonen zugesellt gedacht werden: so drei Furien mit je vier Dienerinnen (Ἀραί V. 417).

Die Angabe, dass erst Sophokles die Zwölfzahl der Choreuten auf 15 vermehrt habe, wird gegen Böckh in Schutz genommen, und in dieser Thatsache ein Kriterium der Zeitbestimmung (nach Ol. 77, 4) für diejenigen Aeschyleischen Dramen gefunden, in welchen 15 Choreuten nach dem Muster des Sophokles auftreten, während auch später der Dichter, wo es passend schien, auf 12 zurückgehen konnte, wie im Prometheus λυόμενος, wo zu der geschlossenen Zahl der 12 Titanen kein proportioneller Zusatz möglich.[1]) Verworfen wird die von Welcker, Böckh, auch Hermann für die Schutzflehenden des Euripides angenommene Vierzehnzahl. Vielmehr bestand der Chor dieses Stückes aus fünf von den sieben Müttern, deren jeder zwei Dienerinnen beigegeben waren. Nämlich es gab ein doppeltes Mittel die Tradition an die Kunstconvenienz anzupassen: 1) Einschränkung, z. B. von 50 Danaiden auf 15; 2) Multiplikation, mit zwei in den Persern, mit 5 (oder 4) in den Eumeniden, Phorkiden, Kabiren; mit drei in den Supplices des Euripides. Die Vierzehnzahl entstand, wenn man den Chorführer nicht mitzählte. Herrschaft der Siebenzahl in der Verszahl der Chorpartieen, beruhend auf dem antiken Princip der Concinnität, durch die antistrophische Composition, die Gliederung in Halbchöre motivirt. Aber abenteuerliches Hirngespinnst das Lachmannsche Gesetz.

Innere Beschaffenheit des Chors und sein Verhältniss zur Handlung. Drei Classen, je nachdem der Chor in engerem oder weiterem Verbande mit der Handlung stand, mit der Geschichte der Tragödie fortschreitender Stufengang. In den voräschyleischen und zum grossen Theil noch in den Tragödien des Aeschylus sind die Chöre Theilnehmer der Handlung, bisweilen auch bei Sophokles, bei Euripides kein Beispiel. Bei Aeschylus selbst in verjüngtem Maassstabe drei Stufen: a) der Chor ist geradezu Hauptperson (Hiketiden, Epigonen); diese Classe wahrscheinlich vor Aeschylus überwiegend, bei ihm die kleinste; b) der Chor ist wesentlich zur Handlung, ohne Hauptperson zu sein (Eumeniden, Perser; Ῥιζοτόμοι und Πλύντριαι des Sophokles); c) der Chor greift nicht eigentlich in die Handlung ein, ist aber doch den handelnden Personen unmittel-

1) Dies und das Folgende nach Reisigs Prometheusheft: s. auch Axt, Clever Schulprogr. 1826.

bar beigesellt (beide Prometheus, Sieben, Agamemnon und Choephoren, die grosse Masse der Sophokleischen). Unter lebhafter, wenn auch in gewissen Grenzen gehaltener Anerkennung des Welckerschen Verdienstes wurde Aeschylus als der Schöpfer der einheitlich zusammenhangenden Trilogie anerkannt.

In der chronologischen Uebersicht der Aeschyleischen Tragödien setzte R. damals die Supplices mit Welcker um das Ende von Ol. 79; die Sieben, die er für ein Mittelstück hielt, zwischen Ol. 76, 4 (Perser) und 78, 2 (Tod des Aristides); den Prometheus mit Reisig nach Ol. 77, 4 (wegen der Anspielung auf den Verrath des Pausanias in V. 1068 ff.). Viel kürzer wurden Sophokles und Euripides behandelt.

Geburts- und Todesjahr des ersteren wurden bestimmt wie im sechsten Capitel der Schrift über Agathon: Ol. 70, 4 (marm. Par.) und 93, 2 (wegen der Frösche). Doch steht am Rande die Mahnung: „Genauer auszumitteln — viel genauer!“ Für das älteste der erhaltenen Sophokleischen Stücke hielt er die Antigone, die er mit Süvern Ol. 84, 4 (ein Jahr vor dem Samischen Kriege) setzte. Alle übrigen erklärte er für jünger als die ältesten Euripideischen. In Betreff des Oedipus Coloneus hielt er von den beiden Böckhschen Ansätzen den späteren, Ol. 90, 1 für den richtigeren, die von Reisig angenommenen politischen Beziehungen dagegen für sehr zweifelhaft, ja unrichtig. Entscheidend sei das Zeugniss, dass Sophokles das Stück im Alter gedichtet habe, und hier wurden die zwischen Hermann und Böckh-Meier geführten Verhandlungen über den Process mit Iophon erzählt, natürlich unter Zustimmung zu den Ausführungen der letzteren. Selbständiger und genauer entscheidet ein später eingelegter Zettel: „Die politischen Beziehungen im Oed. Col. gehen alle darauf hinaus, dass vermöge der alten Orakel über Oedipus' Grabstätte die Athener guten Muth haben sollen in Absicht auf Kriegsglück gegen die Feinde. Aber nur zweierlei verheissen die Orakel: 1) Glück gegen die Thebaner (nicht gegen andre), 2) gegen sie auf Attischem Boden (nicht auf Böotischem).“ Mit dem zukünftigen Krieg Athens gegen die unterliegenden Thebaner, auf den wiederholt hingedeutet wird, ist der Peloponnesische gemeint. Zu denken ist an die Zeit nach der Schlacht bei Delium und dem Frieden des Nicias, Ol. 89, 3. „Ferner weil nur von dem Kriege mit Theben, nicht mit den Lacedämoniern die Rede ist, muss es geschrieben sein vor Ol. 91, 4, bis wohin der Friede mit diesen gedauert hat. Nun nennt aber Aristoteles Rhet. 3, 15 den Sophokles achtzigjährig, als er zu seiner Vertheidigung gegen Iophons Klage den Oed. Col. vorlas. Also Ol. 90, 4 wurde Oed. Col. geschrieben“ (vgl. Süvern). „Aus rhythmischen Gründen (s. bei Eurip.) wird

zu den späteren Stücken auch Aias gezählt, nicht weit entfernt vom Philoktet; Elektra muss wegen der einen Elision am Schluss des Trimeters (1017) jünger als Oedipus Tyr. (bald nach Ol. 87, 1) sein, aber das frühste nach ihm, weil noch frei von der rhythmischen Verderbtheit, um derentwillen sich die Trachinierinnen am nächsten an Aias und Philoktet anschliessen.

Die Zeit des Euripides wurde durch Ol. 75, 1 — 93, 2 bestimmt. Mittel für die Datirung seiner Stücke: 1) Aristophanes, 2) der liederliche Versbau, seit c. Ol. 89, 3) die historisch-politischen Anspielungen des Dichters. Bei den Supplices spricht das dritte wie das zweite Kriterium für Ol. 89, 4. Die Entscheidung über den Verfasser des Rhesus wird auf den Abschnitt über die Euripideische Schule verschoben. Nach ziemlich summarischer Behandlung des Euripides (wenigstens wird das Heft immer abgebrochner) findet sich die Bemerkung: „Hier ist ein besondres Capitel über die historisch-politische Bedeutung der griechischen Tragödie nach Süvern und Jacobs quaest. Soph. cap. 2 eingewebt worden.“ Im Manuscript selbst folgt „die innere Geschichte der Tragödie“, beginnend mit Aufzählung der Litteratur.[1]) Nur die „allgemeinen Umrisse“ des reichen Stoffs und „ausserdem hauptsächlich Berichtigungen herrschender Irrthümer oder doch schiefer Ansichten“ sollten diesmal gegeben werden.

Ueber das Wesen und Princip der antiken Tragödie handelte R. in philosophischer Begründung. Beschränkt sei die Auffassung, dass es sich immer handle um die Idee des Schicksals als einer blinden Macht, mit der im Kampfe die Helden unterliegen. Ganz eigentlich sei die Tragödie die Nachahmung des Lebens der Menschheit, sie stelle dar den Conflict der Freiheit mit der Nothwendigkeit, der individuellen, endlichen subjectiven Selbstbestimmung entweder mit dem allgemeinen ewigen objectiven Gesetz der Weltordnung, oder mit der relativen Nothwendigkeit der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse, oder auch mit beiden. Bei Aeschylus und Sophokles finde sich keine einzige Handlung, der nicht die höhere Beziehung auf das objective Weltgesetz wesentlich wäre, wie denn das Bemühen, alles Thun und Lassen diesem unterzuordnen, tief in der antiken Lebensauffassung und im Volksbewusstsein ruhe (Herodot). Hieraus ergebe sich der sichre Gesichtspunkt zum

---

1) Für die Folge ist auf besondrem Zettel notirt: „— — ungemein zu erweitern und auszuführen das Capitel: wie jeder einzelne Tragiker der Idee der Tragödie in der Ausführung nahe gekommen, und dabei die einzelnen Tragödien, die wir noch haben, unter den verschiedenen Gesichtspunkten zu classificiren. Von jeder ist also im Einzelnen zu reden“ u. s. w.

Verständniss der einzelnen Dramen, welche durchgegangen wurden. Aus ihm erkläre sich auch der angebliche Mangel an Einheit hinsichtlich der Schlussscenen des Aias und der Antigone. Höchste Potenz jenes Conflictes im Prometheus, weil derselbe hier in göttlichen Wesen und der Herrscher der Götter selbst beschränkt erscheine durch die höchste Nothwendigkeit. Keineswegs gehöre die kräftige Erhebung des Helden über sein Sckicksal, also Verherrlichung der Freiheit gegenüber der Nothwendigkeit, zum Wesen der griechischen Tragödie (Xerxes, Oedipus Tyr., Kreon, Philoktet). Hauptunterschied zwischen antiker und moderner Tragödie, dass jene das Leben mehr auffasst von der Seite des Nothwendigen, diese mehr von der Seite der Freiheit, daher die leztere mehr psychologischer Natur. So ist die euripideische Tragödie der modernen oder romantischen verwandt. Während bei Sophokles und Aeschylus, besonders bei letzterem, eine völlige Unterordnung des psychologischen Elementes stattfindet, war es Euripides, der den Griechen die damals fast noch unbekannte Welt des Gemüthes aufschloss. Von diesem Gesichtspunkt verdient er eine gerechtere Würdigung als bisher. Eine Lösung des Zwiespaltes ist aber durch die gewaltsame Unterordnung der Freiheit unter das Nothwendige nicht gegeben. Die Herstellung der inneren Harmonie erreicht die griechische Tragödie auf mehrfachem Wege: in seltneren Fällen durch den Schluss der Handlung selbst (Trachin., Aias, Philoktet). Die befriedigendste Lösung und grossartigste Vermittelung giebt der Zusammenhang einer Trilogie. Ein solcher ist auch möglich bloss in der Idee. „Dies ist wieder ein grosser Vorzug der mythischen Stoffe, indem die Kenntniss der zusammenhängenden Folgen im allgemeinen Volksglauben gegeben war und so das Gleichgewicht sich im Bewusstsein jedes Einzelnen immer durch Anticipation der geschichtlichen Zukunft herstellte.“ Indem die tiefste Tendenz der griechischen Tragödie auf Versöhnung und Herstellung des Gleichgewichtes gerichtet ist, hat sie ein Mittel, um selbst während des heftigsten Conflictes doch die ursprüngliche und als Ziel des Kampfes beabsichtigte Harmonie durchscheinen zu lassen, im Chor, der gleichsam als Repräsentant der göttlichen Einheit zu fassen ist. Freilich hat er nicht in allen Stücken eine gleiche Höhe der Bedeutung erlangt, was von der Bedeutsamkeit der Handlung abhängt: z. B. schwächer, als in früheren Stücken, im Aias und Philoktet. Ein Fortschritt war es, dass Aeschylus anfing, den Chor nicht mehr als mitbetroffenen Theilnehmer der Handlung darzustellen; in das rechte Verhältniss hat ihn Sophokles gesetzt.

Weit entfernt von dieser Auffassung ist Euripides, wie es nach seiner Art nicht anders sein kann. Euripides ein Abbild seiner Zeit. [Die folgende Charakteristik desselben wird ihm

doch nicht völlig gerecht, behandelt ihn mehr vom Schlegelschen Standpunkt.] Der Stil der drei Tragiker wurde durch die entsprechenden Richtungen der plastischen Kunst veranschaulicht. Ihre erstaunliche Fruchtbarkeit wurde erklärt durch ihr frühzeitiges Auftreten, die sicher überlieferte Technik, die Concentration auf eine Gattung.

In der speciellen Einleitung wurde zunächst die Geschichte des Aeschyleischen Textes und seiner Bearbeitungen behandelt, dann die Tragödie der Sieben insbesondre näher betrachtet: Idee des Stücks und Gang der Handlung. Der Jungfrauenchor trefflich geeignet, das Bild des vor den Thoren wüthenden Kampfes, die Gefahr und die Stimmung der Belagerten zu veranschaulichen. Passendster Schauplatz die Akropolis. Charakteristik des Eteokles und der Frauen. Kern des Ganzen: die sieben Botenberichte mit den contrastirenden Erwiderungen. Künstlerische Motive dieser Scene: Darstellung der Argivischen Hybris, das Kriegsgemälde. Das Unverhältnissmässige des Umfangs im Rahmen der Trilogie gemildert. Schöne Würdigung des Wechselgesanges der Schwestern, Vergleich desselben mit den Klagen des Chors. Rechtfertigung der Schlussverhandlung über die Bestattung. Der Gedanke von Fr. Jacobs, der religiöse Volksglaube habe eine Beruhigung über die letzten Ehren der Gefallenen verlangt, wird abgewiesen. „Für den Aias ist diese Rechtfertigung eine ausserordentlich oberflächliche, indem es dort an weit tieferen und mit der ganzen Handlung inniger verwebten Motiven hängt. — — Ueberhaupt aber ist der Grund fast lächerlich: es hätte ja dann in der Poesie überhaupt keines Menschen Tod erwähnt werden können, ohne zugleich hinzuzufügen, ob er begraben worden sei oder nicht.“ Man wird sich nach dem damaligen Stande dieser Forschungen nicht wundern, dass auch R. die Lösung in der trilogischen Composition suchte und deshalb die Sieben für das erste oder zweite Stück erklärte, bei Besprechung der verschiedenen Hypothesen aber Hermanns Gedanken, sie an das Ende zu setzen, als einen wunderlichen Einfall abwies.

Bei der Interpretation wurde den einzelnen Reden eine metrische Uebersetzung vorangeschickt. Vor dem ersten Chorgesange kamen die Begriffe πάροδος und στάσιμον zu genauer Erörterung, ferner die Verhältnisse der Orchestra und der Bühne. Nachdem Bambergers Abhandlung ‘de carminibus Aeschyleis a partibus chori cantatis’ (1832) erschienen war, trug R. hier im Anschluss an dieselbe die Kriterien für Vertheilung des Chorliedes unter Halbchöre, kleinere Gruppen oder Einzelne vor, doch abweichend in der Anordnung der Parodos in den Sieben. Er nahm zweimal 14 Kommata (in Strophe und Antistrophe) an

und ein Komma des Hegemon. Von textkritischen Resultaten sei nur beispielsweise die in sorgfältiger Erörterung begründete Herstellung von V. 83 f. erwähnt: ἐλαιδέμνιον πεδί' ὁπλόκτυπ' ὠτὶ χρίμπτει βοάν. [Spätere Bemerkung: „diese Argumentation und Emendation ist längst vor dem Erscheinen des Passowschen Programms gemacht", vgl. Passow: *observationes in Parodum Aeschyleae septem contra Thebas fabulae,* Prooem. 1832 = opusc. acad. 94 ff. S. die Anmerkung dort auf S. 101. Gegen die unbefugte und fehlerhafte Publication der R.'schen Textconstitution erhob energischen Protest R. Enger: *de Aeschyliis antistrophicorum responsionibus* (*Vratisl.* 1836) p. 36 ff., wo auch die authentische Fassung der Stelle mitgetheilt und begründet ist.] Der Commentar geht bis V. 178.

Zu S. 89. An die Mutter. Halle, 11. Septbr. 1831. „— — Doch Mittwoch Abend kam ich wirklich glücklich fort, nachdem ich halbe Tage lang in Berlin herumgerannt und herumgefahren war, um Legitimationskarten und Gesundheitsattest mir zu verschaffen. (So heisst nämlich ein Zeugniss, dass an dem Ort mehrere Personen an der asiatischen Cholera erkrankt und gestorben seien, Passinhaber jedoch in einem cholerafreien Hause gewohnt habe.) Nachdem unterwegs die Schnellpost eine Radaxe gebrochen, und wir ein Paar Stunden auf freiem Felde campirt hatten, kamen wir endlich auf einem offenen Fahrpostpacketwagen, auf und zwischen harten Kisten und Kasten weiter, bis zur letzten Station vor Wittenberg, Kroppstädt. Hier verweigerte uns der Postmeister schon Pferde zur Weiterreise nach Wittenberg, weil wir nicht in die Stadt hineindürften. Ich hetzte alle zur Opposition auf, weil ich sehr gute Hoffnung hatte, den Cordon zu überschreiten, und mir auch kein Gewissen daraus machte, weil ich, so sehr das ein Laie sein kann, von der Nichtansteckung überzeugt bin, mit der grossen Ueberzahl der guten Aerzte und verständigsten Leute in Berlin, freilich nicht mit der von aller Welt desavouirten Commission, die nur, um sich keine Blösse zu geben und um nicht das Volk gegen sich zu empören, das Ansteckungsprincip auf alle Weise festhalten muss, dem zu Liebe allein die unerträglichen Sperrmassregeln angeordnet sind, die mehr schaden als die schlimmste Cholera selbst. Wir verlangten also in Kroppstädt so weit gefahren zu werden, als wir das Generalpostamt bezahlt hätten, und machten dem Postmeister auf eindringliche Weise begreiflich, dass es ihn gar nichts angehe, wenn wir nicht in die Stadt hineinkämen, dass es uns freistehe, im Nothfall vor dem Thore zu bivouakiren. Wir bekamen endlich Pferde, und zum Glück nahm die von dem Postmeister vorgeschützte Anordnung, wo-

nach die Postpassagiere nicht mehr nach Wittenberg hineingefahren werden sollten (andere Fremde hatten es schon früher nicht mehr gedurft), sondern in Gasthöfen vor den Thoren abgesetzt werden sollten, erst den Donnerstag Mittag ihren Anfang. So in Wittenberg angelangt früh 8 Uhr, hören wir sogleich, dass zwar Mittwoch die Schnellpost noch über die Elbe hatte passiren dürfen, heute (Donnerstags) aber daran nicht mehr zu denken sei. Ein an den Rhein commandirter Obristlieutenant hatte liegen bleiben müssen, und nahm uns (ausser mir) alle Hoffnung, eben so erging es einem fremden Gesandten, Herzog ***. Die übrigen wollten also in die Contumazanstalt abgeführt werden: die sei noch nicht eingerichtet, hiess es; sie wollten also in Gasthöfe: die waren angewiesen, keinen Fremden von Berlin aufzunehmen. Bei so verrückter Wirthschaft hielt ich's fürs beste, ohne gross Abschied zu nehmen, quer über die Strasse zu gehen, zu Deinhardt. Wieder ein Glück war's, dass gerade für den Tag noch (denn Freitag früh sollten alle Maassregeln zur Sperrung in grösserer Strenge eintreten, auch die Quarantaine ins Leben treten) den Wittenbergern, d. h. den einheimischen, angesessenen verstattet war, zu ihrem Bedürfnisse oder auch zum Spazierengehen die Elbe zu passiren. Binnen einer halben Stunde hatte ich also drei derselben, deren Namen ich Dich dringend bitte nicht zu nennen, um sie nicht zu compromittiren, Spitzner, Deinhardt, Wensch persuadirt, mich über die Elbbrücke, gleichsam spazieren gehend, zu begleiten, weil ich hoffte, unter dem Schutze so notorisch bekannter Personen, in einer so kleinen Stadt, auch für einen ihresgleichen gehalten zu werden, und ungefragt durchwandern zu können. Wie gehofft, so geschehen. Alle neuen Sachen hatte ich bei Deinhardt zurückgelassen, Mantel, kurz alles, und ging in einem ziemlich unscheinbaren Reiserock, wie in einer Stadt wie Wittenberg wohl die Alltagsröcke zu sein pflegen, den Stummel im Munde, wohlgemuth unter Wettergesprächen als Wittenberger Spiessbürger bei drei Schildwachen vorbei. Man konnte mir natürlich nicht zumuthen, heranzutreten und zu fragen: 'Mein lieber Herr Schildwache, darf man hier auch passiren?' und da sie eben auch nicht fragten, hatte ich gar keine Lüge nöthig und konnte mit gutem Gewissen überall versichern, ich wisse jetzt so wenig wie vorher, ob eigentlich ein Cordon existire oder nicht. Zu Fuss ging ich drei Stunden weit nach einem Dorfe Berkwitz, fand da einen Wirth, der sehr zuthulich war, immer 'wir Gebildete' sagte und so eine Art von Studirmachergeselle früher gewesen war. Hätte ich auch weiter zu Fuss gehen können, so konnte ich doch so wenig in einem Gasthofe übernachten als mit Post, selbst Extrapost weiterfahren, da ich keine Legitimationskarte

hatte. Ich vertraute mich also dem Wirth, der mir das sehr freundlich vergalt und mir einen Bauer schaffte und einen schlechten Leiterwagen. So fuhr ich Nachmittags 4 Uhr fort, hatte aber bei der kalten Luft bis Gräfenhainchen Gelegenheit und Zeit genug, die Bemerkung zu machen, dass ich mir während der sternenhellen Nacht die Cholera, der ich eben entfliehen wollte, an den Hals frieren könne. Ich kaufte also drei grosse Schütten Stroh, versetzte meine Uhr gegen einen alten Bauernweibermantel, und verkroch mich nun wie ein Hamster in seinem Winterneste. Ohne weitere Denkwürdigkeit kam ich 4 Uhr in nebliger Morgenfrühe vor den Hallischen Thoren an, liess mitten auf der Chaussee halten und wanderte durch mir wohlbekannte Feldwege zu einem Pförtchen, das, wie ich wusste, immer offen steht, schlüpfte ein und war gegen ½ 5 Uhr in meiner Wohnung. Im Anfang machte man in Halle ein merkwürdiges Geschrei über meine Anwesenheit, obgleich Tages zuvor noch jedermann hatte durchpassiren können; dass ich schon früher die Elbe passirt sei und mich diesseits irgendwo aufgehalten habe, konnte ich nicht sagen, weil ein dummer Zufall die Hallenser aus der Personenliste der ohne Passagiere ankommenden Schnellpost hatte ersehen lassen, dass ich Tages zuvor in Wittenberg angekommen, dort Contumaz halten müsse. Indess war es nicht einmal nöthig, eine der mancherlei Maassregeln, die ich mir schon ausgedacht hatte, um mir zu helfen, in Anwendung zu bringen; das Geschrei begab sich zur Ruhe. Ich erzähle allen Leuten, ich hätte sehen wollen (weil man gar nichts Sicheres darüber wusste), ob überhaupt ein Cordon da sei oder nicht, und da ich bei den Posten vorbei immer weiter gegangen sei, um den Cordon noch vielleicht zu finden, sei mir am Ende eingefallen, die Soldaten ständen, da sie doch zu etwas dienen müssten, wohl gar dazu da, um niemand nach Wittenberg hinein und da krank werden zu lassen; dem hätte ich mich nicht aussetzen wollen, und so sei ich fort nach Halle gegangen: ich bin jetzt so sicher hier wie der Fisch im Wasser und noch sicherer, da ich doch nicht so dumm bin wie ein Fisch, um mich angeln zu lassen, und nicht so stumm wie ein Fisch, um nicht an rechter Stelle den Mund aufzuthun.“

Zu S. 90. An Gesenius.
Theolog.

Willst dich, Doctor, treulos von uns wenden,
Weil die Cholera mit gier'gen Händen
Zum Cocytus starre Opfer 'schickt?
Wer soll künftig Exegese lehren,
Hiob lesen, Genesis erklären,
Wenn du mit Manschetten dich gedrückt?

Doctor.

Theure Freunde, stillet eure Thränen,
Nach Nordhausen steht mein traurig Sehnen:
Heisst's doch: Weit davon ist gut vor'm Schuss.
Nicht ansteckend sei sie, schrei'n nur Spötter;
Ach, nicht Thee, Flanell, noch Chlor wird Retter,
Reisst sie mich hinab zum styg'schen Fluss.

Theolog.

Nimmer lauscht man deiner Rede Schalle,
Einsam steht dein Auditor in Halle,
Stückwerk bleibt der Moses-Commentar.
Du wirst hingehn, wo die Viehmast blühet,
Branntweinduft hin durch den Aether ziehet —
Doch wie stehts mit unserm Honorar?

Doctor.

Wollt doch nicht an die paar Thaler denken,
In der Lethe Strom mögt ihr sie senken;
Fordert drum mein bischen Leben nicht!
Horcht! der Schwager bläst schon vor der Thüre,
Lebet wohl! wer toll ist, der krepire!
Der Professor stirbt in Halle nicht!

Zu S. 91. In diese Zeit fällt als erste Probe archäologischer Studien ein Freundschaftsstück, die anonyme Recension von Fr. Gotth. Schoene's Schrift *de personarum in Euripidis Bacchabus habitu scenico* (1831), erschienen in der Halle'schen Allgemeinen Litter. Zeitung 1831 (December Nr. 232—234 S. 570—587). Sie ist auf Grund einer vom Verfasser der Abhandlung selbst entworfenen Anzeige redigirt. Während dieser Umformung aber hat sich der Diaskeuast so in den Stoff hineingearbeitet, dass er mehr als anfangs beabsichtigt war von eigenen Gedanken und Studien eingeflochten hat.[1]) Ganz in seinem Sinne sind die Herzensergiessungen über den in Monographieen so vielfach herrschenden schwerfälligen Luxus an gehäuften Notizen und Belegen, welche den gleichmässigen Fluss der Darstellung stören und einer abgerundeten, übersichtlichen Gestaltung des Ganzen Eintrag thun; über die verwandte, seit den Zeiten der Holländer in Mode gekommene Manier labyrinthischer Irrgänge und Abschweifungen, welche statt in Anmerkungen oder

---

1) Schöne an Ritschl 31. August, 12. October, 22. December 1831. Die lobenden Prädicate bekennt Sch. aus den Privatbriefen von Welcker und Nitzsch entlehnt, einige tadelnde Bemerkungen aber selbst hinzugefügt zu haben.

Excurse verwiesen zu werden den natürlichen Gang der Untersuchung durchbrechen; woran sich eine heitere Erörterung der Frage schliesst, ob Textesnoten in antikem Geiste seien oder nicht. Die überlegenen Einwendungen gegen das achte Capitel *de choricarum personarum partibus et numero,* welches als das schwächste bezeichnet wird, sind sicher R.'s Eigenthum (er citirt die Stelle in seinem Aeschylusheft); ebenso die textkritischen Bemerkungen (zu Antiphanes, Nonnus, Callimachus, der Anthologie); und endlich die Beurtheilung der Latinität, welche mit einem Scherz über das altväterische *Bacchabus* im Titel schliesst, was auf Cicero's Zeitgenossen ungefähr denselben Eindruck gemacht haben würde, „als wenn wir bei unsern Altvordern lesen: von denen *Bacchantinnen.*"

Zu S. 97. Einen kräftigen Ausdruck damaliger Stimmung, natürlich cum grano salis zu verstehen, enthalten die Zeilen an Niese 28. März 1833: „Die Zeit ist mir diesen ganzen Winter in einer argen Zersplitterung hingegangen, dass ich mir grosse Vorwürfe zu machen hätte, wenn ich mir nicht ein für allemal vorgenommen hätte, möglichst zufrieden mit mir selbst zu sein. Es wird aber Noth thun, dass mich bald eine bestimmte Arbeit und ein äusserer Zwang in spanische Stiefeln schnürt: ohne das bringe ich nie was vor mich. Entweder ein Buch drucken lassen, wozu ich zum ersten Bogen kaum das Manuscript, zum zweiten kaum das Material zusammen habe; oder wo anders hin versetzt werden und neue Collegien lesen, was ich hier aufgegeben habe."

Zu S. 99. Da die Ausgabe der Anabasis kaum bekannt ist, so möge wenigstens die Vorrede ihrem Hauptinhalte nach hier mitgetheilt werden. Sie ist datirt *Halis Saxonum m. Maio a. CIↃIↃCCCCXXXIII* und trägt die Ueberschrift: *Librarius lectori s.* Die Lange'sche Ausgabe sei vergriffen, die Anmerkungen veraltet. Daher die neue Gestalt dieser vierten Ausgabe. Statt der Anmerkungen seien ausgewählte Varianten unter den Text gesetzt. *Quod non dubitamus quin terroris aliquantum, quum primum audierint, intelligentissimis quibusque rei scholasticae iudicibus iniecturum sit, quippe perniciosissimam scholarum pestem quandam criticae artis tractationem uno ore conclamantibus. Nec istud illi sane immerito. Verum enimvero non eae appositae sunt scripturae, quae criticum usum habeant, vel, si quando, certe non quod eum habent, sed delectum acri iudicio ex omni scripturae farragine, quicquid vel ad intelligendas scriptoris sententias vel ad pernoscendas addiscendasque leges linguae grammaticas facere videretur: id quod in scholastica disciplina cummaxime esse spectandum omnes consentiunt. Atqui illud profecto non poterit opprobrio verti, quod pars eorum, quae huic nostro instituto inservire*

voluimus, suapte natura etiam ad criticum genus pertinet: in pleraque ne hoc quidem cadit. Jene Varianten, zum Theil ungriechische Formen, fehlerhafte Structuren darstellend, seien zu dem Zweck beigefügt, um den Tertianern auf knappstem Raum Veranlassung zum Nachdenken, den Lehrern eine Anregung für den Unterricht zu geben. Vorzugsweise sei der etymologische Theil der Grammatik, die Lehre von den Accenten, den Dialecten, dem Atticismus, Flexion, Wortbildung und -Zusammensetzung ins Auge gefasst. Da aber nach der heutigen Methode *(ut praeclara hodie est ratio scholarum)* auch die Syntax in der Schule gelehrt werde, sei auch Stellung des Artikels, Gebrauch der Casus und Modi, der Präpositionen und Partikeln u. s. w. berücksichtigt. Sehr sparsam sei man mit Varianten gewesen, deren Beurtheilung über den Gesichtskreis der Schüler hinausgehe: wo z. B. feinerer Sprachgebrauch oder Synonymik ins Spiel kommen: *de quibus tantum adiecimus, quantum, ut stimulus discentibus adderetur, videretur satis esse.* Der Repetition wegen und weil selten oder nie von denselben Schülern die ganze Anabasis durchgearbeitet werde, habe man sich auch nicht gescheut, dieselbe Anmerkung mehrfach zu wiederholen.

Neu seien ferner die Inhaltsverzeichnisse der Capitel, in besserer Fassung als die Schneiderschen; *et vero Graeca scriptoris verba studiose elaboravimus ut quam possent emendatissima ederentur.* Natürlich schliesse sich bei aller Selbständigkeit der Text am meisten der Recension von Ludwig Dindorf an, dem die Anabasis mehr verdanke als allen früheren Herausgebern zusammengenommen. *Quod quidem non est huius loci uberius persequi.*

Zu S. 103. Das Verständniss für die Methode und Aufgabe wissenschaftlicher Bücherkunde tritt zum ersten Mal charakteristisch hervor in der zusammenfassenden Recension über das Handbuch der classischen Bibliographie von Schweiger, das bibliographische Lexicon der gesammten Litteratur der Griechen und Römer von Hoffmann sowie desselben lexicon bibliographicum, und Webers Repertorium der classischen Alterthumswissenschaft.[1]) Sie ist gleichfalls anonym, aber die Ausdrucksweise verräth den Verfasser, der sehr gesunde, praktische Gesichtspunkte über die Anlage bibliographischer Handbücher giebt. In einer Randbemerkung (von 1835) zu dem Heft über Geschichte der griechischen Poesie (vom Sommer 1830) citirt der Verfasser selbst jene Recension.

Anonym ist ferner die Anzeige der von Frotscher besorgten Ausgabe des Ruhnkenschen Rutilius Lupus. (Halle-

1) Halle'sche Allgem. Litt. Zeit. 1833 Januar Nr. 16 f. S. 121—134 mit der Chiffre 38.

sche Allgem. Litt. Zeit. 1832 Nr. 159 August S. 629—632). Es wird die „lächerliche Mikrologie“ gerügt, womit der Herausgeber Ruhnkens „schon hinlänglich genaue Methode des Citirens“ habe überbieten wollen; die überflüssige Zuthat von Verweisungen auf Werke älterer Philologen, womit Ruhnken nicht leicht zufrieden sein möchte: „denn er liebte im Citiren Maass und Wahl — — *numeris enim plebecula gaudet.*“ Da Frotscher u. A. auch einen Abschnitt aus der Ranke'schen ‘*commentatio de Aristophanis vita*’ hat abdrucken lassen, worin die Ruhnkensche Ansicht über den Kanon der Alexandrinischen Grammatiker in Zweifel gezogen wird, so erinnert der Rec. gegen Fr., dass Ranke („dieser fleissige und ängstlich-sorgfältige historische Forscher“) mit dieser Erörterung die ganze Frage keineswegs bereits abgethan habe noch habe abthun wollen (vgl. Nr. 212 S. 413 f.), und berichtigt den Irrthum, als ob ein und derselbe Simonides in zwei Kanones (der Iambographen und der Lyriker) habe aufgenommen werden können.

Begonnen und vorbereitet war eine ausführliche Recension der Ranke'schen Abhandlung über Hesychius, versprochen für die Allgem. Schulzeitung (2. Octbr. 34). Vgl. S. 141.

Zu S. 108. Friedrich Dübner an Ritschl, Paris den 17. und 25. Februar 1833, berichtet über die Pariser Plautushandschriften, über handschriftliche Bemerkungen zu Plautus von Scaliger und Guyet. Gegen den Schluss heisst es: „Herr v. Sinner trägt mir auf Ihnen zu sagen, dass Boissonade Ihren Thomas Magister mit dem grössten Interesse ganz gelesen und namentlich die Prolegomena ein vollendetes Meisterstück genannt habe: er werde sich bemühen in seinem Ammonius ein würdiges Seitenstück zu geben.“

Zu S. 128. Aus dieser Periode stammen folgende auf fliegenden Zetteln hingeworfene Notizen. „NB. Künftig so einzurichten: Plautus 5 (4)stündig, so dass gleich von vorn herein 4 (3)wöchentliche Stunden allemal der Interpretation gewidmet werden, eine wöchentliche der vollständigen Geschichte der römischen Dramatik: auf welche sonach etwa 14—16 Stunden im Semester kommen. Ganz desgleichen einzurichten bei Aristophanes, sowie bei Hesiodus (= Grundzüge der Mythologie und mythische Geographie.)“ „Mit den Seminaristen einmal Paläographische Uebungen. Ein andermal gemeinschaftliche Bearbeitung eines philologischen Gegenstandes. (aus Geschichte der Grammatik.)“

Zu S. 131. Das in Anm. 1 vermisste eigenhändige Heft über Aristophanes' Frösche und Geschichte der grie-

chischen Komödie hat sich noch gefunden, die eine Abtheilung (Einleitung zu den Fröschen) datirt: Breslau 5. Nov. 1834; die andre, Geschichte der griechischen Komödie: Breslau 6. Nov. 1834. Es ist reichlich mit Nachträgen versehen, welche bis gegen Ende der fünfziger Jahre reichen.

Die Geschichte der griechischen Komödie behandelt nach gedrängter Uebersicht über Quellen und Litteratur die Anfänge der Gattung, besonders eingehend Epicharm, dessen Travestien des Mythus als treuherzige Uebertragungen desselben in das Leben des Spiessbürgers sowohl vom burlesken Satyrdrama als auch von den Parodieen bestimmter litterarischer Vorlagen in den Stücken der mittleren Komödie scharf unterschieden werden. Die politische Komödie des Aristophanes und seiner Zeitgenossen wird mit den Oppositionsjournalen constitutioneller Staaten, wie England und Frankreich, verglichen. Sehr anziehend weist eine lichtvolle Uebersicht über die ausserordentliche Mannigfaltigkeit der altattischen Komödie nach, wie sich in dieser alle Elemente vereinigt finden, die vor ihr einzeln dagewesen waren und die sich aus ihr nachher wieder zur Besonderheit herausgebildet haben. Denn „was man mittlere und neuere Komödie nennt ist nicht eine neue, vorher unbekannte Gattung gewesen, sondern nur die ausschliessliche Ausbildung einer Seite der alten Komödie, die alle Seiten umfasste.“ Politisch kann man die alte Komödie nennen, insofern politische Tendenz nirgends weiter als in ihr stattfand, nicht als wenn sie keine andre als politische Tendenz gehabt hätte.

Nach den allgemeinen Bemerkungen über die Entwickelung und die verschiedenen Spielarten der Komödie folgt in zweckmässiger Kürze eine Charakteristik der einzelnen Hauptdichter, welche zu dem speciellen Capitel über Aristophanes hinleitet. Gegen Ranke's Leichtgläubigkeit gegenüber den Fabeleien von des Dichters Herkunft aus der Fremde wird bemerkt: „so trüber Quellen Schlamm ist überall zu finden in der griechischen Litteraturgeschichte, wenn man Alles glauben will.“ Zur Untersuchung über die Anzahl der Aristophanischen Stücke: „Man kann bemerken, dass Aristophanes durchschnittlich jedes Jahr eine Komödie dichtete und zur Aufführung brachte, 38 in 39 Jahren von Ol. 88, 1 bis 97, 4. . . . In den späteren Zeiten fällt zuweilen ein Jahr ganz aus, und in andren Jahren sind nachweislich zwei aufgeführt . . . Man kann den Grund des Pausirens immer in der athenischen Zeitgeschichte finden.“ Ranke's Auseinandersetzung über das Verhältniss des Kallistratus und Philonides zu Aristophanes ist „einer der schwächsten Theile seines Buches.“ Angenommen wurden Hanows Resultate.

Die einseitigen, künstlichen, einander widersprechenden Auf-

fassungen der Tendenz der Wolken wurden mit gesunder Unbefangenheit widerlegt. „Als wenn alle Dinge mit einer Alternative und einem *tertium non est* abzumachen wären.“ „Es können beide (Sokrates sowohl als Aristophanes) bei Ehren bleiben. Wäre es denn das erste Mal in der Weltgeschichte, dass zwei edle Geister, beide mit den ehrenwerthesten Bestrebungen, sich verkannt hätten, entweder aus Missverständniss, oder weil sie auf ihrem Standpunkte die Berechtigung des andren einzusehen nicht fähig waren? (Diess ist die höchste Gabe, die einem Sterblichen vom Himmel werden kann, über den Einseitigkeiten ausgleichend erhaben zu stehen.) Dann wird ja bloss Schwäche des Urtheils, was man nur zu häufig als Schwäche des Herzens ansieht.“ ... „Es sind tief begründete Gegensätze, die durch Aristophanes und Sokrates repräsentirt sind. Jener der Praktiker, dieser der Theoretiker (die sich so selten verstehen); jener will den alten Glanz Athens herstellen durch Zurückrufung alter Sitte und Handlungsweise ... während doch das einmal Vergangene in der Weltgeschichte nie zurückgerufen werden kann; dieser will ein neues Fundament legen und auf diesem die Athener zu einem neuen Leben führen ... Diess aber hatte er unleugbar mit allen und jedem gemein, die damals wie er Philosophie trieben, d. i. mit den Sophisten“, die Setzung des Subjectiven, der Reflexion, an Stelle des durch Gesetz und Gewohnheit Geheiligten, des Objectiven. Also gilt Sokrates nur als der Repräsentant der ganzen philosophischen Richtung der Zeit. Das sehr frisch geschriebene Heft, welches die Geschichte der attischen Komödie bis auf die römischen Bearbeitungen verfolgt, ist am 25. März 1835 geschlossen.

In der besondren Einleitung zu den Fröschen wird die griechische ὑπόθεcιc erläutert, dann die politischen und litterarischen Zeitverhältnisse, Zeit der Aufführung des Stückes. Ueber Ranke's Ansicht (gegen Ritschls Agath. c. 6): „ich verstehe Ranken, je mehr ich nachdenke, desto weniger.“ (Am Rande.) Tendenz, Anlage des Stückes. Natürlich wird die seltsame Ansicht von Thiersch verworfen. Bei Besprechung der Ausgaben: „Thiersch wollte fliegen, ehe er flügge war.“ Ueber Reisigs Coniectanea: „Hier ist zum ersten Mal eine eindringliche Forschung auf den Sprachgebrauch des Aristophanes gerichtet worden.“

Zu S. 132. Johannes Schulze an Ritschl 22. Febr. 1834: „Bernhardys Eintheilung hat mir nicht genügt; man muss ein Stockgrammatiker sein, um die Statuen und Kunstgebilde des griechischen Alterthums, worin sich der Geist desselben am schönsten und zugleich am adäquatesten geoffenbart hat, für Beiwerke halten zu können.“

Zukunftstitel: „Die neueste Entwickelung der Philologie in Grundzügen von D. Fr. Ritschl, ausserordentl. Professor an der Universität zu Breslau.“ (Andre Redactionen: „Grundzüge der neuesten Entw. der Ph.“; „Ein Wort über die neueste Entw. der Ph.“; „Das philologische Studium in seiner Einheit und Selbständigkeit“; „Andeutungen über die Einh. und Selbst. des philol. Studiums“). „Den theuren Freunden Ludwig von Lancizolle in Berlin und Carl Niese in Torgau in Liebe gewidmet von F. R.“

Zu S. 133. Encyclopädie. Aeltestes eigenhändiges Heft am Rande mit den Daten: Breslau 22. Mai 1835, Breslau 21. Mai 1838, Bonn 6. Nov. 39, Bonn 24. Mai 1843.

Die Einleitung verspricht (nach kurzen Andeutungen über das Schwanken des Begriffs der Philologie, die dadurch begründete Nothwendigkeit einer Encyclopädie und summarischer, mit knappen Urtheilen begleiteter Aufzählung der Litteratur) die Mittheilung dessen, was R. „seit Jahren theils durch Nachdenken gefunden, theils durch Erfahrung gewonnen“ habe. Seine theoretischen Grundansichten seien bereits öffentlich (anonym: vgl. S. 131) auseinandergesetzt. „Rücksichtlich der Praxis, d. i. Methodologie kann ich nach bestem Gewissen nichts andres thun als die selbsterfahrenen Resultate mittheilen, zumal ich Alles grösstentheils ohne Anleitung durchgemacht. Daher und noch aus einer andren Rücksicht werden diese Vorträge eine individuellere und subjectivere Farbe erhalten, als sonst gewöhnlich ist und als ich selbst es liebe. — — Die andre Rücksicht ist: dass gar häufig wird müssen auf Personalia der gegenwärtigen Zeit eingegangen werden: dergleichen muss nur in sachlichem, nicht persönlichem Interesse gegeben und aufgenommen werden“ u. s. w. Der zu behandelnde Stoff wird eingetheilt in einen allgemeinen Theil, — Grundlegung der Philologie, und einen besonderen, Darstellung des in der Grundlegung gefundenen Inhaltes der Philologie, und zwar sowohl von genetischem als von systematischem Gesichtspunkte, mit gelegentlicher Einflechtung des Methodologischen.

I. Grundlegung. Bei der Begriffsbestimmung der Philologie darf nicht ausgegangen werden von apriorischen Bestimmungen, sondern von dem was historisch vorhanden ist und vorhanden war, also §. 1. ganz kurzer und nur vorläufiger historischer Ueberblick über die Entwickelung des philologischen Studiums. Hierbei wurde die in der „Entwicklung“ gegebene Skizze zu Grunde gelegt. Hierauf zur vorläufigen Anwendung des gewonnenen Ueberblickes: §. 2. Nähere historische Betrachtung des jüngsten Gegensatzes. „Denn es ist nöthig,

grade den letzten Gegensatz in seinen Einzelnheiten näher ins Auge zu fassen, da das jetzt der grosse Angelpunkt ist, um den sich die heftigste Polemik in unsrer Wissenschaft bewegt; Streit zweier völlig auseinandergegangener und jetzt gegenübergetretener Schulen.“ In sehr lichtvoller und spannender, objectiver Darlegung wurde nun ausgeführt, wie der Gegensatz zwischen Böckh und G. Hermann vorbereitet, ausgebrochen, durchgekämpft, wie auch Welcker, O. Müller u. a. in den Kampf hineingezogen worden. §. 3. Würdigung des Gegensatzes. „Ganz bei Seite lassen können wir hier, dass Hermann die neuen Alterthumsforscher wie eine eng verbündete Partei und Secte ansieht, die ein Schutz- und Trutzbündniss gegen ihn geschlossen hätten. Sie antworten, dass das ein Wahn sei, der an Geisterseherei grenze. Auch ist nicht zu leugnen, dass niemand geneigter und gewohnter ist, das Moralische und Persönliche in die Wissenschaft hereinzuziehen bei seiner Beurtheilung, als grade Hermann. Freilich ist es natürlich, dass Gleichheit der Ansichten, zumal wenn sich diese erst Bahn brechen sollen oder gradezu bekämpft werden und unterdrückt werden sollen, eine Art geistiger Gemeinschaft begründen, durch ein unsichtbares Band geknüpft. Aber eben dieses als ein auf materiellen, persönlichen Interessen beruhendes anzusehen, ist etwas Unwürdiges, und zeigt zugleich wenig unbefangene Beobachtung von weltgeschichtlich geistigen Entwickelungen überhaupt. Andrerseits glaube ich hier die feste Ueberzeugung nicht verschweigen zu dürfen, dass so viele objective Ungerechtigkeiten Hermann auch begangen haben mag, doch subjectiv er sich nur von der reinsten Wahrheitsliebe und Begeisterung für die Sache glaubt leiten zu lassen: was freilich seinen Gegnern schwer wird und der Sache nach — wie immer bei persönlichen Spannungen, wer mitten im Kampf drin steht, nicht das freie Urtheil über ihn bewahren kann — schwer werden muss zuzugestehen; aber zu dieser bestimmten Aeusserung über seinen Charakter als Mensch habe ich ein Anrecht als selbst sein Schüler.“ Es wird nun auf die immer wiederkehrenden sachlichen Hauptvorwürfe H.'s gegen seine Gegner (Mangel an gründlicher Sprachkenntniss, an Klarheit der Begriffe, logischer Strenge der Beweisführung, Uebergewicht der Phantasie) übergegangen. „Selbst auf einen Augenblick ihre Richtigkeit zugegeben, so würde doch damit H. nicht das geringste gewonnen haben für seine Behauptung, dass die Sprache das Object der Philologie sei und dass die Sachen nicht dazu gehören. Denn wie, wenn nun ein Philolog aufträte, der die Sachen behandelte, aber ohne alle die gerügten Fehler?“ Uebrigens aber wird Böckhs Sprachkenntniss und Methode gegen H. entschieden in Schutz genommen, eine fehlerhafte Thätigkeit

der Phantasie am meisten bei Welcker zugegeben, zum Theil auch bei Müller. Aber die blosse Verstandesthätigkeit bringt es nicht weiter als zur Erkenntniss der Unterschiede und Widersprüche, zur Skepsis; um ein positives Resultat zu erlangen muss zu ihr als der nothwendigen ersten Stufe die Thätigkeit des höheren Vermögens, der Vernunft, hinzukommen. Der rein rationalistische Standpunkt ist der, den Hermann einnimmt. Die neueren Alterthumsforscher bezeichnen ihr Verfahren als Anschauung des Alterthums, ein Ausdruck, den H. mit Unrecht bemängelt. Das Bemühen, sich mit möglichster Selbstentäusserung in die Verhältnisse des Alterthums hineinzuversetzen, sie sich gleichsam zu einer lebendigen Gegenwart zu reproduciren ist berechtigt; das Verfahren unerlässlich für jegliche productive, schöpferische Thätigkeit. Wie weit man ohne dasselbe kommt, zeigt Lobecks Aglaophamus. „Die Methode seines, von Seiten der Beobachtung, Gelehrsamkeit, Urtheilsschärfe einzig dastehenden Buches ist von der Art, dass er in der so grossartig und weitschichtig angelegten Untersuchung durchaus nicht weiter als bis zur Skepsis gekommen ist. Sein ganzes Resultat ist ein negatives; obwohl der Stoff nicht von der Art ist, dass man darauf verzichten müsste, weiter zu kommen, als auf das gelehrte Nichtwissen. Aber diese Methode, welche nichts glaubt, nichts wahrscheinlich findet, als was sich streng logisch beweisen lässt, trägt in sich selbst die nothwendige Beschränktheit, dass sie nur einreissen, niemals aufbauen kann. Wenn unsre Wissenschaft auf das beschränkt werden sollte in ihrem Inhalte, was sich beweisen lässt, so würde etwa die eine Hälfte ihres ganzen Inhaltes wegfallen, kann man behaupten. Ein ganz Andres ist es, dass die gewissenhafteste Scheidung überall gemacht werden muss zwischen dem bloss als wahrscheinlich Geglaubten und dem als bewiesen Gewussten, dass nie das erstere für das letztere genommen werde.“ Warnendes Beispiel: Creuzer. Sein Gegner Voss ganz auf dem Lobeckschen Standpunkte. — — Wenn die Sprachgelehrten den sogenannten Sachphilologen nicht gestatten wollen, über das durch ausdrückliche Zeugnisse Bewiesene, was oft so dürftig oder so schwankend ist, hinauszugehn: so verfallen sie in die grösste Inconsequenz. Die Wortkritik könnte auf diesem Wege nie weiter kommen als zu beweisen, dass eine Lesart nicht richtig sein könne. „Die Wortkritik aber zur Conjecturalkritik zu steigern, das würde ein durchaus vermessenes Unternehmen sein, nichts als ein müssiges Spiel der Phantasie. — — In der That ist zwischen einer Lesart und einem historischen Verhältniss des Staats-, Religionslebens u. s. w. durchaus gar kein wesentlicher Unterschied, beide sind Thatsachen, entweder klar und unverfälscht, oder verdunkelt und

verdorben überliefert. In letzterem Falle stehen nur Hypothesen zu Gebote, die nur möglichst viel innere Wahrscheinlichkeit haben müssen. Und mit welchem Rechte will H. für historische Ueberlieferung der sogenannten Realien Conjecturen oder Hypothesen verdammen und verpönen? er, der selbst unzählige Hypothesen oder Conjecturen gemacht hat für die historische Ueberlieferung von Lesarten, und darunter wahrlich nicht wenige, denen mit grösstem und grösserem Rechte der Vorwurf gemacht werden kann, dass sie mit subjectiver Willkühr, mit einem Uebergewicht der Phantasie oder mit Vernachlässigung der 'Sachgelehrsamkeit' aufgestellt sind. Ja, die Vergleichung lässt sich sogar noch weiter durchführen. Hermann hat oft genug, und mit vollem Rechte, den Grundsatz aufgestellt, dass ein rechter und ächter Kritiker sich so ganz in die Denk- und Sinnesweise, und in den Gedankenzusammenhang seines Schriftstellers hineinversetzen müsse, dass er gleichsam Nachschöpfer, Nachdichter werde und in congenialer Begeisterung das erfasse, was der Schriftsteller müsse gesagt haben an einer Stelle, wegen deren Corruptel wir nicht wissen, was er gesagt hat. Was aber, frage ich jeden, ist diese congeniale Thätigkeit anders, als wenn sich ein sogenannter Sachphilolog in den Zusammenhang von historischen Verhältnissen so hineindenkt, dass er sie gleichsam nachlebt und aus der Fülle dieser Anschauung heraus ein auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machendes Resultat findet? Eins ist so gut wie das andre Anschauung oder Hypothese. Und doch wird das eine unbedingt verworfen und verdammt, und das andre versteht sich so von selbst, dass man es gar nicht erst der Vertheidigung für benöthigt hält!!! (Pfingst-Heiliger Abend 6./6. 35.)"

§. 4. Positive Versuche einer Begriffsbestimmung der Philologie, nebst Kritik derselben. Nur drei sind überhaupt zur Sprache gekommen, welche die Wissenschaft der Philologie als selbständige hinstellen. (Nach der „Entwickelung".) Hermeneutik und Kritik ist die wichtigste Thätigkeit der Philologie, das beseelende Element, aber deshalb nicht der Zweck. Die dritte jener Ansichten, zu der Schellings Vorlesungen über das akademische Studium den Anstoss gegeben, hält R. für die richtige. Kurze Darstellung derselben. Hiernach gehört die Philologie zu den historischen Wissenschaften und zur Wissenschaft des Menschengeistes im Gegensatz zur Wissenschaft von der Natur. „Sie hat das geistige Leben, das Culturleben des classischen Alterthums zum Object. Vorläufig können wir sie als griechisch-römische Culturgeschichte bezeichnen." §. 7. behandelt das Verhältniss der Philologie zur Geschichte. Während alle übrigen Wissenschaften eine der vier Hauptseiten der Menschheit oder der Natur zum Inhalt haben, ist die Ge-

schichte, insofern sie nach der heute geltenden Bestimmung die Entwickelung der ganzen Menschheit zur Aufgabe hat, nur eine andre Auffassungsform für den Gesammtinhalt aller jener Hauptseiten des Menschenlebens. Wie sich dasselbe der Breite nach in jenen vier Hauptfunctionen entfaltet, so entfaltet es sich der Länge nach, im zeitlichen Fortgange, in einer Reihe von Entwicklungsstufen oder Perioden. Ebenso nun wie jene Functionen des Lebens der Breite nach zu einzelnen Wissenschaften (Theologie, Jurisprudenz u. s. w.) sich ausgebildet haben, ebenso haben die einzelnen Perioden in dem Maasse, in dem sie durch die Leistungen der Universalgeschichte klar hervorgetreten sind, das Recht sich selbständig zu constituiren. Am weitesten allen andren Perioden voraus ist durch die Leistungen der sogenannten Philologie das classische Alterthum, also der Name Alterthumswissenschaft Bedürfniss. Daneben der Name Philologie in Ehren zu halten, nur dass er in seiner Vieldeutigkeit den Inhalt der Wissenschaft selbst an sich nicht so bestimmt bezeichnet als jener. Ihre Gestaltung in Bezug auf die jetzt sogenannte Geschichte ist aber noch durchaus in flüssigem Zustande begriffen, eine reine und scharfe Grenzscheidung kann und muss erst von der Entwicklung der Zukunft erwartet werden.

Bei der Anordnung der einzelnen Disciplinen werden als propädeutische, formale vorangestellt: Hermeneutik und Kritik. Einen selbständigen Platz als Organon nimmt hierauf die Grammatik ein, das Mittelglied zwischen ihr und den materialen Disciplinen bildet die Metrik. Dann folgt die Masse derjenigen, welche die Darstellung des antiken Lebens selbst zum Inhalt haben: 1) Darstellung des wissenschaftlichen und poetischen Lebens: Litteraturgeschichte, 2) des gesellschaftlichen Lebens: politische Geschichte und Antiquitäten, beide einander ergänzend. Geographie gehört nur von ihrer ethischen Seite (Anbau und Cultur des Landes u. s. w.) in die Philologie als integrirender Theil der Antiquitäten; von der physischen Seite (Terrain, Flüsse u. s. w.) gehört sie zu den Naturwissenschaften, ist aber als nothwendige Hülfswissenschaft der Geschichte zu betrachten. Da alle Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens in viel höherem Grade als die der übrigen Lebensäusserungen durch Raum und Zeit bedingt ist, so ergeben sich zwei einleitende Capitel zu dieser Disciplin: a) Geo- und Topographie, b) Chronologie. 3) Darstellung des religiösen Lebens: Mythologie, d. i. Dogmengeschichte, und die Formen des Cultus: Liturgik. Den Römern eigenthümlich ist der enge Zusammenhang des Cultus mit dem Staatsleben, derselbe wird daher mit Recht als eine Hauptrubrik der römischen Antiquitäten behandelt. „Solche Accommodation ist so weit entfernt

unwissenschaftlich zu sein, dass sie grade dem wissenschaftlichen Historiker recht ziemt, — die speculativen Philosophen sind es, die gern Alles über einen Leisten schlagen.“ 4) Das künstlerische Leben, mit Ausschluss der Poesie: Archäologie. Welcker mag noch soviel gegen den Namen haben — jetzt ist er einmal recipirt. — „Im übrigen Deutschland ist man auch so einverstanden darüber, dass ich mich gewundert habe, in Schlesien so viel Unbekanntschaft mit dieser Unterscheidung zu finden.“ Anhangsweise: Numismatik, sofern der Hauptgesichtspunkt bei den Münzen ein künstlerischer ist.

II. Ausführung, besonderer Theil. A. Historisch-genetische Darstellung. Hiervon sind aus dem ersten Entwurf nur kurze Andeutungen, abgerissene Blätter erhalten. B. Systematischer Theil. Weitläufige Behandlung als unzweckmässig und unwissenschaftlich verworfen. „Wir ... werden es so machen, dass 1) der jetzige Standpunkt einer jeden Disciplin erhellt, 2) hier die methodologische Seite der Betrachtung ganz vorzugsweise hervortrete. Daher ich auch weit entfernt von bibliographischer Vollständigkeit. Erstlich kein Buch, was ich nicht selbst kenne; zweitens auch von diesen nur die bahnbrechenden und die für akademisches u. s. w. Studium wichtigsten.“ Allgemeine Bemerkungen eröffnen die Betrachtung. Den ganzen Umfang der Philologie in einem triennium selbstthätig zu studieren, geht über menschliche Kraft und doch gehört Alles zum Begriff des Philologen. Bei allem Studium kommt es an auf das rechte Maass und Verhältniss des productiven und des receptiven Studiums. Beides zu vereinigen ist die Hauptschwierigkeit. — Auf jene zwei Seiten läuft der ganze Unterschied der statarischen und cursorischen Lectüre hinaus. Beide nothwendig: wie im Einzelnen zu vereinigen, sehe jeder selbst zu: nur dass er das Ziel der Vereinigung stets im Auge habe. Für productives Studium empfehle sich vor allen Grammatik und Metrik als Grundlage aller übrigen Disciplinen, und die unentbehrlichen Kunstfertigkeiten der Hermeneutik und Kritik. Auch hier kann nur von einer theilweisen Productivität innerhalb der Gesammtgebiete, die Rede sein. Eine ebensolche partielle muss aber noch ausserdem geübt werden irgendwo in dem grossen Kreise der vier übrigen Hauptdisciplinen, — der Realdisciplinen. „Wo? ist an sich gleichgültig und kann von individueller Neigung abhängen. Im Allgemeinen kann ich aber nicht bergen, dass ich vor allen die alte Litteraturgeschichte für geeignet halte, die auf der Grenze zwischen Sprache und Realien dergestalt steht, dass sie in beide eingreift, für beide unentbehrlich ist. Das also, was verlangt wird, ist: irgend eine Partie hier zum Gegenstande selbständigen Studiums einmal zu machen.

Man glaube nicht, dass so eine vereinzelte Uebung von wenig Belang sei. Es ist unglaublich, wie, eines Punktes sich einmal mit Aufbietung aller inwohnenden Kräfte bemächtigt zu haben, einflussreich auf die ganze zukünftige Thätigkeit wird. Ist's doch in der Grammatik eben so, oder in der Kritik: dieselben Momente in derselben Verbindung kehren nie wieder, aber Analogien überall. Keine solche Arbeit ist verloren, sondern trägt unübersehbare Früchte: der Sinn wird geschärft, auch das Neue, was sich bietet, nach schon gewonnenen Analogien anzugreifen und zu überwältigen; es wird das erworben, was man richtigen Takt, gesunden Blick nennt, ohne den nie etwas zu machen. Nun aber ist übrig, alles das — die grosse Mehrmasse natürlich — was nicht so selbstthätig durchgearbeitet und so angeeignet werden kann, so weit sich anzueignen, um den Zusammenhang der ganzen Wissenschaft zu übersehen, um sich — was ja als Aufgabe aller Philologie gefunden — das gesammte geistige Leben des Alterthums lebendig zu machen. Hier ist nur Receptivität möglich durch das Gedächtniss (was nur nicht in sclavischem Sinn zu nehmen). Woher aber zu nehmen? Zum Theil aus Büchern. Aber es giebt nicht überall welche, und auch wo es welche giebt, sind es doch nicht immer solche, die dem Standpunkte der Wissenschaft entsprächen; oder in der Auswahl, die dem Standpunkte des Lernenden entspräche. Hierdurch ist die Nothwendigkeit und das Bedürfniss der akademischen Vorlesungen gegeben, sowohl für die Disciplinen, wo gar nichts, als wo was existirt. Ich weiss sehr wohl, dass manche grundsätzlich davon ausgehen, lieber von einer Disciplin gar keine Notiz zu nehmen, als ohne eigne Selbstthätigkeit durch blosses 'mechanisches' Aufnehmen: aber ich kann auch dies Verfahren nicht anders als durchaus verwerflich finden. Gewöhnlich ist es mit den schönsten Vorsätzen verknüpft, später mit selbsteigner Kraft sich auf dergleichen zu werfen und sich so desselben viel nachhaltiger und eindringlicher zu bemächtigen. Aber man weiss auch, wie es mit dergleichen Vorsätzen zu gehen pflegt. Wenn aber auch eins und das andre (alles nie) später so nachgeholt würde, so geht grade die schönste Jugendzeit, in der man einen lebendigen Organismus mit Wärme in sich aufzunehmen, und in unauslöschlicher Anschauung und festem Bilde fürs ganze Leben sich einzuprägen vermag, für diesen Zweck verloren. Ausser in späteren Jahren und unter durchaus günstigen Verhältnissen und einer sehr eminenten Geistesfrische — die vor dem philisterhaften Selbsteinwiegen in ein beschränktes Amtstreiben bewahre — ist aber auch überhaupt gar kein solches Nachholen möglich. Am allerwenigsten während der Universitätsjahre selbst. Wo soll in aller Welt ein im ersten Stadium

des höhern wissenschaftlichen Lernens Begriffener die Zeit, die Geisteskräfte, ja selbst die äussern Hülfsmittel und die Routine in ihrem Gebrauche herbekommen, um sich dessen gleich wie im Fluge zu bemächtigen, um dessen Aneignung sich ein um Reihen von Jahren in der Bildung vorausgekommener Lehrer noch im Schweisse seines Angesichts abmühen muss? Dass aber ohne ein Fundament, welches in einer hinreichenden Summe von soliden Kenntnissen besteht, also ohne einen gewissen Umfang des Wissens nichts anzufangen ist, bedarf keines Beweises. Also: Orientirtsein im Ganzen, und selbständig im Einzelnen, das ist die Summe aller methodologischen Rathschläge."

Hermeneutik und Kritik. Aufgabe der Hermeneutik das Verstehen, der Kritik das Urtheilen. Da man nicht urtheilen kann, ohne verstanden zu haben, so wird von der Kritik die hermeneutische Aufgabe als gelöst vorausgesetzt. Sehr oft kann man aber das zu Verstehende auch nicht verstehen, ohne schon ein Urtheil über dessen Beschaffenheit gefasst zu haben: daher setzt das Verstehen auch die Lösung der kritischen Aufgabe voraus. So entsteht ein Zirkel, der in der Praxis immer wiederkehrt. Eintheilung der verschiedenen Seiten der Kritik: „Wenn man niedre Kritik die auf äusseren, höhere die auf inneren Gründen beruhende genannt hat, so ist das eine unlogische Unterscheidung, da beide nie getrennt sein können, und ungerecht, da keine vor der andern den Vorzug hat. Es ist nur eine Steigerung, die innerhalb einer jeden der obigen Arten von Kritik wiederkehrt." Zweierlei folgt aus Obigem für Methode im Allgemeinen: 1) falsches Verfahren, mit streng logischen Schlüssen zu Werke zu gehen; 2) Nothwendigkeit äussere und innere Kritik ins Gleichgewicht zu setzen. Die Kritik ist Jahrhunderte lang subjectiv geübt worden: glänzend Bentley. Einseitigkeit und Principlosigkeit, die zu jeder Willkühr führt, weil kein Anhalt. Historisch ist zu verfahren, nach den Quellen zu fragen, nach den objectiven Grundlagen — — die Geschichte des Textes zu erforschen, die glaubwürdigen von den unglaubwürdigen Handschriften zu unterscheiden, die Familien zu finden!

Grammatik. Kurze Uebersicht der neueren Leistungen. Jetzt sprachvergleichende, grossartige, historische Bestrebungen: Charakteristik der indogermanischen Studien. Von diesen Notiz zu nehmen: nicht Studium daraus zu machen. So ist als allgemeines Merkmal der neueren Bestrebungen die historische Auffassung der Sprache zu bezeichnen, als eines naturgemässen Organismus, der nicht mit dem logischen Verstande, sondern durch die gemeinsame Wirkung aller Geisteskräfte erwachsen ist. Damit ist auch der philosophischen Grammatik, die sonst herrschte, der Hals gebrochen. Hinterher kann der Gedanke kommen, und

nachweisen, wie die oder jene Gestaltung, die der Sprachbildung beliebt hat, den Gesetzen des menschlichen Geistes (aber nicht Verstandes) nicht zuwider ist, vielmehr wo sie darin ihren Grund findet, aber nicht vorschreiben, welchen Weg die Sprachbildung habe einschlagen müssen.“ — — Das Studium der Grammatik muss praktisch durch Lectüre ergänzt werden. „Einen gewissen Umfang der Lectüre alter Schriftsteller zu haben ist doch der Kern der ganzen philologischen Wissenschaft. Das kömmt immer mehr ab; die neuen Bücher nehmen zu sehr in Beschlag; deshalb deren Studium von vielen verdammt; ganz unwissenschaftlich; beides zu vereinigen; denn ohne die befruchtenden Ideen, die den Stoff beleben, ist alle Lectüre nur Stockgelehrsamkeit oder reines Amüsement.“ Hierauf eine Liste der Autoren und Schriften, die der Student ganz oder theilweise gelesen haben muss, cursorische und statarische Lectüre in Eins gerechnet, auf deren richtige Vertheilung Alles ankommt. — „Viel cursorische Lectüre ist nicht genug zu empfehlen: anders ist es gar nicht möglich, zu einigem Umfang solider Kenntnisse zu kommen, und Sicherheit *(facultatem et usum)* der Sprache zu erlangen. Nun aber, da es nicht genug ist, *ex usu* zu lernen, daneben tüchtige eindringliche, mit Kritik verbundene statarische Lectüre; eine gewisse Zahl von Hülfsmitteln ist nöthig, und nun mache mans so: u. s. w.“ [Die Ausführung wurde also improvisirt.]

IV. Metrik ganz kurz. „Existirte nicht vor Hermann. Dann Böckh. Ich halte beider Principien nicht für die richtigen. Gründe. Doch H.'s Einzelausführung praktisch höchst brauchbar.“ „Methodik. Vor allen Dingen prosodische Grundlage nöthig. Diese nur durch Uebung im Versemachen mit Sicherheit zu erwerben. Leider kommen diese Uebungen auf Schulen ab!“

V. Litteraturgeschichte. „In der alten Litteraturgeschichte spiegelt sich eine vollständiger Entwicklung des griechischen und römischen Geistes ab, die durchaus naturgemäss in Uebereinstimmung mit den übrigen Geistesäusserungen, und Stufe um Stufe sich bedingend vor sich gegangen. Das Bild dieser geistigen Entwickelung der Nationalität zu reproduciren, sofern sie in Schriftwerken sich offenbart, das ist die Aufgabe der Litteraturgeschichte.“

Die Lücken der überlieferten Litteratur durch Fragmentsammlungen auszufüllen hat sich die neuere Philologie in Deutschland zur Aufgabe gestellt. — — „So dass ich diese Art von Thematis für überaus fruchtbar und wohlthätig zu Tirociniis halte: gründliches Eindringen in den allgemeinen Sprachcharakter einer Periode und einer Redegattung (worin der zu behandelnde Schriftsteller fällt, der mit den erhaltenen zu vergleichen ist), umfassende Lectüre des ganzen Kreises analoger Schriftsteller,

Aufforderung zur grössten Gründlichkeit in Grammatik (und Metrik bei Dichtern) in allen den einzelnen Punkten, worauf die Fragmente führen, die viel mehr Zweifel und Fragen stellen als eine vollständige Schrift; dann stete Kritik, Wort- und historische, und welch herrliches Feld für das Talent zur Conjecturalkritik! Weiter Verkehr mit andern Schriftstellern aller Zeiten und Gattungen, aus denen die Fragmente und andre Zeugnisse zu holen; Bücherkenntniss, die auch ohne gründliche Kenntniss jedes Buches überaus nützlich; und Routine in ihrem Gebrauch, damit man zu citiren und Citate zu finden wisse, sich in Ermangelung der rechten Ausgaben zu helfen wisse, endlich die stete Verknüpfung der Fragmentenbehandlung wie der Lebens- und Kunstdarstellung des Schriftstellers mit der politischen Geschichte, den Verfassungen, der Geographie, der Chronologie u. s. w., in denen allen man sich durch eine einzige solche Arbeit genug orientirt, um künftig Bescheid zu wissen und jede andre Arbeit darin in rechter Weise anzugreifen. (Ueber Volksstämme, Dialekte, Dichtungsgattungen hat man so Anlass, viel nachhaltiger sich zu orientiren, wenn man an einen speciell interessirenden Punkt anknüpft, und um dessen willen über jene Dinge Auskunft sucht. So lernt man viel interessanter synthetisch.) Zu allem diesem kommt, dass mit jeder solchen Leistung, selbst wenn vieles von dem Eigenen verfehlt und unhaltbar sein sollte, immer eine bestehende Lücke ausgefüllt wird, durch die blosse Sammlung und Zusammenstellung des Stoffes, wodurch allein Anerkennung und Benutzung nicht ausbleiben kann; während z. B. bei einer Untersuchung über einen einzelnen, grammatischen Punkt oder bei bloss kritischen Versuchen, sobald dort der Grundgedanke falsch befunden wird, oder hier die Conjecturen sich als unhaltbar ergeben, oft die ganze Abhandlung ihren ganzen Werth verliert.“ Hierauf reiche Uebersicht des noch zu Leistenden; u. A. Hinweis auf Panyasis und Pisander, die griechischen Tragiker, Historiker, Redner. „Die Philosophen wollen wir nicht als Regel aufstellen, sondern nur als Ausnahme gelten lassen: da hierzu besondre philosophische Studien nöthig, die individuelle Neigung erfordern. Aber ganze grosse Classe sind die Historiker der Philosophenschulen, namentlich der peripatetischen — — diese Eruditionsschriftsteller bilden den Uebergang zu den Grammatikern: ein fast ganz wüstes Feld (da Hemsterhuis in einer andren Richtung, als für die Litteraturgeschichte dafür thätig war, nämlich für die Wissenschaft der Grammatik selbst). Bei den Römern die einzelnen Komiker und Tragiker nach der zusammenfassenden Behandlung bei Bothe. „Selbst Plauti Fragmente noch nicht bearbeitet: d. h. so, dass aus den Fragmenten immer so viel als möglich ein Bild des Ganzen (d. i. des ein-

zelnen Stückes), was verloren ist, entstehe: diess aber ein Hauptgesichtspunkt.“ — — Historiker. „Varro, für den es so Noth thut.“ -- —

Von der Mythologie heisst es: „Diess dürfte wohl, wenn man den Zustand der vorhandenen wissenschaftlichen Behandlung ins Auge fasst, in diesem Augenblick die schwerste Disciplin fürs Selbststudium sein . . . so viel Namen, so viel Köpfe.“ Für bei Weitem das Tiefste, was über Mythologie bis jetzt geschrieben sei, werden O. Müllers Prolegomena erklärt, gleich fern von der nüchternen, negativen Verstandes-Einseitigkeit bei Voss und Lobeck wie von der phantastischen Unkritik Creuzers (auch Welckers und der Archäologen). Jedenfalls giebt aber wenigstens kein Buch eine so zweckmässige methodische Anleileitung, ganz synthetisch verfahrend.“

Am 1. Mai 1836 ist hinzugefügt: „Müllers mythologische Forschung hebt nur zu oft die Mythologie selbst auf. Er geht überall darauf aus historische Thatsachen aus der Mythologie zu gewinnen . . . aus der mythischen Umhüllung will er den wirklich drin steckenden Kern auslösen. . . . Von den verschiedenen Formen, Gestaltungen, Nebenzügen u. s. w. des Mythus nimmt er also nur so viel auf, als ihm in den Kram passt, das Uebrige (sehr mit subjectiver Willkühr verfahrend) verwirft er ohne Weiteres, statt es als mythologische Thatsache in seinem Rechte zu lassen, die Verschiedenheiten, Widersprüche u. s. w. auf Localitäten zurückzuführen. Kurz: er vernichtet oft die Mythenforschung auf Kosten der Geschichtsforschung.“ Zweiter Zusatz: „Hat es (Creuzer) einen weisheitsvollen Bildungszustand gegeben in griechischer Vorwelt, von dem bloss die poetischen Formen und Ausdrucksweisen (Mythen) in eine spätre Epoche (die homerische) sich hinübergerettet, der wahre, tiefere Sinn aber verloren gegangen sei? (so dass Homer ein flacher Dichter). — Nein! Dann kann auch in den angeblich Orphischen Resten keine tiefe Weisheit stecken. Alles dreht sich hier um die Unsterblichkeitsidee. — — Aber das braucht deshalb nicht geleugnet zu werden, dass Homer viel Localeigenthümliches mit seiner Düsterheit, Ecken, Schroffheiten u. s. w. anmuthiglichst verwischte, weil es dem klaren, sonnenhellen, wasserreinen Spiegel seiner Poesie nicht zusagte, und dass er somit dem Fremdartigen das Eigenthümliche abstreifte, was Andre verflachen, wir veredeln nennen. (Ob so die Phäakenfabel nach Welckers Erklärung?)“

Aus derselben Zeit stammt ein Zusatz zur Archäologie: „Gerhards und besonders Panofka's symbolisirende Kunsterklärung mit Berufung auf Mysteriencultus und pantheistische Religionsideenverschmelzung: woraus sie sich ein System schaffen in solcher

Ausdehnung und Zusammenhang, wie wir anzunehmen durch die Schriftzeugnisse der Alten selbst gar nicht berechtigt sind ... ihr mystisches Element muss ihnen das ägyptisirende ersetzen. Der Lebenskern dieser und andrer Mythologen und Archäologen ist die Annahme, dass schon uralt die Idee von der Unsterblichkeit der Seele in Griechenland gewesen. [Diese ist von Lobeck Aglaoph. widerlegt, mehr wird Ambrosch ausführen: ‘nicht vor Ol. 30’ ... Alle Andeutungen für frühere Zeit erklären sich durch den Ritus von Todtencultus überhaupt].“ Mit Emphase wird von dem „täglich wachsenden, einem ganz ungeheuren Umfange sich nähernden Stoffe“ der Archäologie, von der ganz unübersehbaren Zahl der neuen Entdeckungen und Aufschlüsse auf diesem Gebiete gesprochen. „Jetzt das Neueste: Bemalte Architectur und Plastik.“ Dadurch habe die Geschichte der alten Kunst in ganzen weiten Räumen ein völlig verändertes Ansehen bekommen u. s. w. Dann die Vasenausgrabungen, ihre Bedeutung für Geschichte der Malerei und für Mythologie (Religion). Vergl. oben S. 203. Gerühmt wird die ungemeine Fruchtbarkeit des römischen instituto als Sammelpunkt der verschiedenen Entdeckungen, und das Verdienst des Müllerschen Handbuchs. Abschluss des Heftes: 24. August 1835. „Geschlossen nach mehrmaligem Dupliren 25. August 1835.“

Sofort entwarf er den Plan, die diesmal nur zweistündig gehaltenen Vorlesungen in Zukunft sehr bedeutend zu erweitern. Derselbe ist auf einem Blatt folgendermassen skizzirt: „In der historisch-genetischen Ausführung der Grundlegung meiner Philologischen Encyclopädie, d. i. in der Geschichte der Philologie ist künftig mit besonderer Vorliebe und (wenn auch unverhältnissmässiger) Ausdehnung die erste Periode zu behandeln; mit andern Worten: es ist hier die Geschichte der Alexandrinischen und Byzantinischen Grammatik mit ziemlicher Gründlichkeit zu geben. Ist diese für die Encyclopädie einmal ausgearbeitet, so ist sie später als fertiger Kern einer ‘Einleitung in die griechische Grammatik’ zu benutzen, zu welcher noch hinzuzunehmen 1) Geschichte der griechischen Sprache. [Mit dem Capitel ‘Kritik’ können künftig paläographische Uebungen durch gemeinschaftliches Lesen Rehdigerscher Handschriften verbunden werden.] Es könnte auch beim Abschnitt Grammatik, sowohl griechisch als lateinisch, ein Verzeichniss der alten Grammatiker und ihrer erhaltenen Werke angebracht werden; aber besser ist überhaupt der folgende Plan: allmählig die ganzen Vorlesungen so auszudehnen, dass zwei vierstündige Collegia, auf zwei Semester vertheilt, den Stoff umfassen: das erste: die Grundlegung, die Geschichte, Kritik, Hermeneutik, Grammatik?, Metrik; das zweite: Grammatik?, Metrik, Litteraturge-

schichte, Antiquitäten, Mythologie, Archäologie.“ Vergleiche S. 243 f.

Zu S. 134. Die officielle Fassung der Preisaufgabe lautete: *Quum epicae poësis ab antiquissimis temporibus duo genera apud Graecos fuerint, quorum unum ad Homeri tamquam ducis et antesignani, ad Hesiodi nomen alterum refertur: quoniam in illo magna contentione nec sine successu elaboratum est, nunc de altero ita quaeratur, ut definita utriusque differentia singulorum tum poëtarum tum carminum, in Hesiodiorum numero habendorum, et recensio fiat et, accedente ad testimoniorum auctoritatem coniecturae probabilitate, adumbratio ac iudicatio.* (Renuntiationsprogramm der Sieger am 3. August 1836.)

Zu S. 140. In Halle begonnene, in Breslau allmählig fortgesetzte Liste von „Themata zu Programmen und Dissertationen.“

1. *Chronologie des Protagoras.* [Vgl. opusc. I 429, und oben S. 285.]
2. *De Hesychio contra Welck. et Rank.* [Vgl. S. 141.]
3. *Scenae Plautinae suppositiciae* = 3. August 1835 (das Datum durchstrichen). [In die Abhandlung ‘über die Kritik des Plautus’ = opusc. II 1 ff. verarbeitet.]
4. *Etym. M. p.* 514, 4 κίναδος — παρὰ Μιλησίῳ. [Aus den Oros-Studien.]
5. *De doctrinae metricae scriptoribus Graecis.* [Vgl. S. 141.]
6. *De Gudiani Etym. fragmentis poeticis.*
7. *Ueber Ode = Volkslied* [opusc. I 245 ff. Vgl. oben S. 104.]
8. *De Aeschrione contra Nack.* [Unter Verweisung auf die Agathonica, wo die Bemerkung: „v. Naeke ⟨Choeril. S. 192 ff.⟩, der widerlegt werden wird.“ Im Heft über griechische Poesie keine Andeutung.]
9. *Agathonis fragmenta.* [Vgl. S. 143. 284.]
10. *Metrica: Glyconei. Geschichtliche Entwickelung?*
11. *Aesch. Sept. Chor. carm. I.* [Vgl. S. 318.]
12. *De Herodiano.* [Vgl. opusc. I 623 ff.]
13. *De Plauti Bacchidibus.* [Parerg. diss. VII. Vgl. oben S. 155.]
14. *Inedita Orionis.* [Vgl. opusc. I 589. 562. Scheidewin Coniectanea critica 1839.]
15. *Macedon. und Lacedaemon. Königsreihe.* [Vgl. opusc. I 415 ff. 707 ff.]
16. *Zeuxis. Hieronymus.* [opusc. III 827 ff. Parerg. 609 ff. Ursprünglich für Lectionskatalog 1835 bestimmt. Adversarien zu Zeuxis in den Agathonica.]
17. *Aristo Ceus. Versus Ciceronis.* [opusc. I 551 ff.]

18. *Marsyas.* [opusc. I 449 ff. Vgl. oben S. 145.]
19. *Harpocration.* [Vgl. S. 89. 143. 145. opusc. I 455 f.]
20. *Iambographi.*
21. *Versus politici.* [opusc. I 289 ff.]
22. *De Photio grammatico.* [opusc. I 618 Anm. Vgl. oben S. 145.]
23. *De grammaticis Graecis.* [Vgl. oben S. 144. 236.]
24. *Eudemus cum specimine.* [Vgl. opusc. I 667 ff.]
25. *Die Tragiker Philokles* u. s. w. [Vgl. S. 281 f. 285.]
26. *Poesis parodica.* [Vgl. oben S. 85.]
27. *Parabel vom ungerechten Haushalter.*
28. *Meletius.* [opusc. I 693 ff. 838 ff. Vgl. oben S. 145 f.]
29. *De Dionysii Halic. codicibus.* [opusc. I 472 ff. Vgl. oben S. 146. 233 f.]
30. *De Hesiod. Theog. Prooem.* [Vgl. opusc. I 729.]
31. *De Iphig. Aul. poeta.*
32. *De Anaximene Lamps.*
33. *De Schol. Vatic. Eurip.* [Vgl. Parerg. 323.]

Mit Rothstift sind für das „Ordinariat“ in Aussicht genommen Nr. 18 und 21, „oder Punkte aus der Plautinischen Kritik (Miles).“ Nr. 27 war eine Arbeit Graffunders, welche R. als Programm zu publiciren gedachte. An Graffunder 1. Februar 1836: „Nach Torgau“ (an Niese) „habe ich gestern geschrieben: wenn sie Deine Blätter nicht bald abdrucken liessen, so würde ich ihnen zuvorkommen und die Exegese des ungerechten Haushalters zum Proömium eines der nächsten Lectionskataloge verarbeiten zum Aergernuss derer Theologi.“ Dass er u. a. mit der Erforschung Euripideischer Scholien (N. 33) beschäftigt sei, bemerkte R. in der Eingabe um Verlängerung des Urlaubs, Rom 12. Febr. 1837.

Als Themata für künftige akademische Reden sind verzeichnet:

a) über Wesen und Bestimmung der Universitätsseminarien.
b) dass für unsere Zeit der Wissenschaft allein gedeihlich sei die monarchische Staatsform, am ungedeihlichsten die demokratische. (Hierzu das Brouillon erhalten.)
c) Vergleichung der norddeutschen Universitäten mit den französischen, englischen, holländischen, russischen, österreichischen. „Vielleicht *de universitatum nostrarum propter instituta praestantia.*“
d) Wichtigkeit der Kunstbeförderung im Gegensatz zur Wissenschaft. „Museum in Breslau, wie in ganz Deutschland nur sehr wenige, von allen deutschen Universitäten nur zwei oder drei.“
e) Bedeutung des akademischen Doctorgrades.
f) Specielle Bedeutung der Universität Breslau.

Die Anregung zu dem Entwurf einer Rede über die Vorzüge der absoluten Regierungsform für die Pflege der Wissenschaften war durch die Agitationen gegeben, welche in den dreissiger Jahren von Seiten der Stände (z. B. in Darmstadt und München) gegen die classischen Studien unternommen wurden. Namentlich hatte auch der dritte Schlesische Provinziallandtag (1830) Bevorzugung der Mathematik und der Naturwissenschaften, Beschränkung des Griechischen, grössere Berücksichtigung der lebenden Sprachen im Gymnasialunterricht verlangt, aber in Folge eines Promemoria von Altenstein abschlägigen Bescheid vom König erhalten. Der Entwurf geht davon aus, dass Wissenschaft und Kunst um ihrer selbst willen da seien, unabhängig von den *communes commoditates utilitates necessitates* ihren Werth haben, wenn diess auch vielleicht heutzutage und in Schlesien mehr als irgendwo im nördlichen Deutschland bezweifelt werde. Volksherrschaft sei *pernicies litterarum.* „*Si penes populum esset arbitrium, manerent medici, manerent* jetzt vielleicht noch *theologi,* die praktischen Juristen und praktischen Naturforscher: *exturbaremur philosophi, philologi* etc. — — Was hätten Karl d. Gr., Alfred, was die Mediceer geleistet, wenn sie das Volk gefragt hätten? . . . Nicht würde jemals wo ein stupider Fürst ist, sich annehmen lassen, dass das Volk etwas thue.“ England und Frankreich seien generosere Nationen: und doch — wie werde von Einzelnen geklagt! Blüthe der Kunst und Litteratur in Griechenland zur Zeit des Pericles, in Rom unter August; der Gelehrsamkeit unter den Ptolemäern und Hadrian. Wenn man erst die Repräsentativverfassung werde gelernt haben, möge es besser gehen: jetzt übertreibe man im Sinne der Volksherrschaft.

Zu S. 141. Von der Recension der Leipziger Ausgabe (1832) des Gaisfordschen Hephaestion liegt ein Anfang vor. Unter Andrem werden die Worte im Eingang des Capitels über das ἀναπαιστικόν hergestellt wie in dem Aufsatz über die iambische Anakrusis (opusc. I 275). Bemerkung auf einem Zettel: „Die ⟨mit *R* unterzeichnete⟩ Rec. Jen. L. Z. ⟨1833⟩ Nr. 113 über Bamberger ⟨*de carminibus Aeschyleis a partibus chori cantatis*⟩ ist nicht von mir.“

Zu S. 142. Von der „metrischen Kunst der Griechen“ u. s. w. sind zwei Seiten Einleitung erhalten, in welchen die Aufgabe einer historischen Darstellung als gegeben durch den naturgemässen Stufengang, welchen die Entwickelung jener Kunst bei den Griechen (nicht so bei den Römern) genommen habe, nachgewiesen wird. „Wenn es also die genetische Ge-

schichte der griechischen Metrik ist, was sich als Vorwurf dieser Blätter ankündigt, so ist hier Metrik nicht als Wissenschaft genommen, sondern als Kunst, wie sie, ein freies Erzeugniss dichterischer Begeisterung in unmittelbarer Einheit mit dem Stoff der Poesie selbst erwachsen, durch die Schöpferkraft der hellenischen Dichterindividualitäten diejenige Gestaltung gewann, welche nach dem Absterben der Kunst das Object der Metrik als Wissenschaft wurde, die dann immerhin für sich wieder ihre eigne Geschichte haben kann.“

Zu S. 148 (vgl. 81 f. 232). Die noch erhaltenen „einleitenden Vorträge zu des Plautus *Miles gloriosus*“ vom Sommer 1832 geben eine ansprechende litterarhistorische Skizze der römischen Komödie vom damals gültigen Standpunkte aus. Von den fruchtbaren Gesichtspunkten und Entdeckungen, welche die Wissenschaft R. auf diesem Gebiete verdankt, noch keine Spur. [Noch in den „Vorlesungen über Plauti Trinummus“ (Zuhörerheft von 1837/8, wiederholt in Bonn 1839/40) hat es bei den Namen ‘Marcus Attius Plautus’ sein Bewenden. Der Mercator-Prolog wird wegen der Form *Attii* in spätere Zeit gesetzt. Doch wird der Pseudo-Name ‘Asinius’ schon 1837/8 richtig erklärt wie Parerg. p. 3 ff.] Die Uebersicht über die Textgeschichte entbehrt noch eines festen Compasses. Die Nothwendigkeit einer neuen Collation des Mailänder Palimpsestes wird natürlich ausgesprochen. In Aussicht gestellt werden Ausgaben von dem Breslauer Schneider und von G. Hermann; von letzterem freilich erst nach dem Erscheinen des Aeschylus, „der schon seit 30 Jahren versprochen ist.“

Zu S. 151. Dem Gedanken einer Proecdosis des Plautus stimmte G. Hermann bei am 16. April 1834: „Ich freue mich, dass Sie die Plautinische Reise nicht aufgegeben haben; stimme Ihnen aber ganz bey, dass Sie für jetzt einen Text mit Varianten geben wollen, die als Basis einer eigentlichen Bearbeitung gelten können. — — — Vor dem Vorwurfe einer sogenannten diplomatischen Ausgabe sind Sie bey dem Plautus hinlänglich gesichert, da es, wie Sie selbst bemerken, hier gar nicht möglich ist, sich an die oft ganz sinnlosen Lesarten der ältesten Bücher zu halten, sondern auf jeden Fall doch ein lesbarer Text, grade in dem Maasse, wie Sie es beabsichtigen, gegeben werden muss. — — — Der Plan, den Sie mir mitzutheilen die Güte haben, scheint mir durchaus richtig zu seyn. — — — Denn wenn ich auch oft aufgefordert bin, bald den Trinummus, der vergessen seyn soll, wieder herauszugeben, bald ein anderes Stück zu bearbeiten, so habe ich mich doch stets

eben deswegen vor dieser Arbeit gescheut, weil es noch an einer sichren Basis fehlte, und die, die ich aus dem Terenz schöpfen zu können glaube, doch noch besonders drey schwierige Punkte hat, welche bloss aus dem Plautus selbst bestimmt werden müssen, die Gränzen des Hiatus, die regelwidrige Accentuation, und die bey dem Terenz nicht vorkommenden Versarten. Ich freue mich daher sehr auf Ihre Ausgabe, nicht um Ihnen vorzugreifen, sondern um die Principien finden zu können, nach denen Plautus zu beurtheilen ist, und, wenn ich je einmal veranlasst werden sollte, an den Plautus zu denken, um höchstens an einem Stück zu versuchen, wie weit damit zu kommen sey. Denn davon bin ich ganz überzeugt, dass auch ein codex rescriptus, wie der von Mai verglichene, noch nicht viel helfen kann, sondern die Hauptsache immer durch einen richtigen Takt werde gemacht werden müssen, der aber gleichweit von mikrologischer Superstition, wie von Bentleyscher Imperiosität entfernt sein muss. — — — Sie preise ich glücklich wegen des Apparats, den Sie besitzen, und wegen der Ausdauer in so mühsamen Arbeiten, die Sie nun schon mehrmals auf so ausgezeichnete Weise gezeigt haben. Mögen Sie auch diese beschwerliche Arbeit vollenden. Anerkannt wird das gewiss werden, und vor allen von mir.“

Zu S. 155 (vgl. 231). G. Hermann an Ritschl. Leipzig, den 16. März 1837. „— — — Weise hat mir den ersten Band seines Plautus geschickt, und, wahrscheinlich in der Meinung, dass ich sein Verfahren billigte, mich um eine Anzeige desselben gebeten. Diese Bitte habe ich erfüllt, und eine Beurtheilung in die Jahnschen Annalen ⟨1837 Band 19 S. 264 ff.⟩ gegeben, in der ich den Prolog und die erste Scene des Amphitruo, so wie auch die erste Scene der Bacchiden vorgenommen habe. Er wird aber wenig zufrieden sein, da ich sein Verfahren auf keine Weise gut heissen kann. Aber auch mit Ihren prosodischen und metrischen Ansichten kann ich mich nicht einstimmig erklären. Die Regeln können meines Erachtens nicht aus dem Texte des Plautus, auch wenn noch mehrere und weit bessere Codd. werden verglichen worden sein, genommen werden, sondern nur die Ausnahmen von den Regeln, und auch diese in viel geringerer Anzahl. Denn es scheint mir unglaublich, dass Plautus, wo er ein Wörtchen hinzusetzen oder weglassen, oder eine Wortstellung wählen konnte, das nicht gesehen haben sollte, und lieber harte, und der sonst von ihm selbst beobachteten Gewohnheit gänzlich zuwiderlaufende Rhythmen und prosodische Härten sich erlaubt hätte. Das würde ich nicht eher glauben, als bis eine authentisch von ihm selbst geschriebene Handschrift mich überzeugte. Mögen Sie bei voller

Gesundheit und nach gänzlich in Italien verschwundner Cholera recht erwünschte Ausbeute mitbringen. Dennoch wollte ich wetten, dass das Resultat eher meine Ansicht bestätigen, als wankend machen würde. Hier hat der aus Meissen hergekommene Professor der Archäologie Becker in seiner Habilitationsdisputation über den Plautus gesprochen, und den von mir bei der Opposition scharf bestrittenen Satz aufgestellt, dass Plautus vor jedem gleichlautigen Doppelconsonanten, wie *ll, mm, pp*, selbst in verschiedenen Worten, den Vocal kurz gebrauche. Wie ich höre, will er diesen Satz in einem Programm rechtfertigen. Das geht nicht an, und er wird es nicht durchführen können. Darin aber besteht die grosse Schwierigkeit, dass Vieles erlaubt und auch nicht erlaubt ist, und es immer auf die sehr mannigfaltigen Bedingungen ankommt, unter denen das Unerlaubte erlaubt, und das Erlaubte unerlaubt ist. Doch darüber wird erst dann sicherer gesprochen werden können, wenn ein besserer Apparat vorliegt."

Zu S. 156. Die Vergleichung der editio princeps der Breslauer Abhandlung *de Plauti Bacchidibus* mit der Ueberarbeitung in den Parerga ist nicht ohne Interesse. So heisst es z. B. gleich auf der ersten Seite (p. 3) 'non *ausim Pellio . . . mutare in Pollio*', in den Parerga p. 392: 'nunc *non ausim defendere in libris mss. proditum Pellio*'. Eben diese Form hat neuerdings die Didascalie zum Stichus bestätigt (vgl. Studemund 'de actae Stichi Plautinae tempore' in den 'commentationes philologae in honorem Theodori Mommseni editae' 1877 p. 800 f.). Natürlich zeigt übrigens die zweite Ausgabe durchweg einen weiter vorgerückten wissenschaftlichen Standpunkt. Von den argumenta acrosticha heisst es p. 11: *nondum potui adduci, ut cum Lingio . . . ab ipso Plauto profecta crederem*, Parerg. 429: *quis tandem adduci poterit, ut . . . credat?* Die Annahme eines zweisilbigen *filius* (p. 11 unten) ist weggefallen. Von einem doppelten Hiatus wird p. 21 noch zugestanden, dass er *minime carens exemplis ac defensus ab Lingio* sei, Parerg. 423 wird er als *male defensus ab L.* verworfen. Auch sonst tritt in der kritischen Behandlung der Verse der Fortschritt in der metrischen Erkenntniss mehrfach hervor. Statt *M. Atti* p. 21 steht Parerg. 424 natürlich *Macci*. Die Bestimmung der Geburt des Dichters *haud ita multo post initium sexti saeculi* wird nicht mehr schüchtern mit *natum esse oporteat* (p. 22) und Berufung auf Windischmann, sondern unter Verweisung auf diss. II zuversichtlich mit *constet* angesetzt. Vorsichtiger wird in den Parerga p. 393 angenommen, dass Varro im Stande gewesen sei, *certa annorum descriptione, si non omnes, at plurimas fabulas, earum*

potissimum plurimas, quae nunc superstites sunt, definire; während die erste Ausgabe ihm die Fähigkeit zutraut *certissima annorum descriptione singulas fabulas definire.* Aus manchen Einzelnheiten geht hervor, dass die Untersuchung 'de veteribus Plauti interpretibus' wenigstens schon im Werke war.

Zu S. 231. Um sich zu vergegenwärtigen, wie schrittweise die Erkenntniss der Plautinischen Verstechnik vorwärts ging, ist die Correspondenz zwischen Ritschl und Hermann beachtenswerth, welche sich an diesen Brief knüpfte. Jener hatte am Schluss seines Schreibens dem neu gewonnenen Standpunkte gemäss die Eingangsscene des Stichus in ziemlich künstlichen baccheischen Versen zu constituiren gesucht, Hermann dagegen in seinen Zusätzen (Zeitschr. für Alterthumswissenschaft 1837 S. 758 ff. = Ritschl opusc. II 197 ff.) mit allerdings überlegener Meisterschaft die echten Rhythmen hergestellt, aber — zu grossem Erstaunen Ritschls — unter Zulassung einer Reihe von Licenzen (*hĭnc, virĭ*, Positionsverletzung nach *decet, placet*), auf deren Ausmerzung aus allen Kräften derselbe grade ausging. Aber er fand auch sofort die ihm einzig annehmbar scheinende Lösung. „Wahrscheinlich machen Sie den stärksten Unterschied zwischen Dialog und Canticis, lassen die Regelstrenge, Gesetzmässigkeit und Eleganz des Versbau's, die Sie selbst so nachdrücklich zu behaupten pflegen, nur für jenen gelten, erlauben aber die Licenzen, mit denen die bisherigen Plautinischen Kritiker auch den Dialog ohne Bedenken verunstalteten, für die Cantica? Ist diess wirklich Ihre Meinung, die von Ihnen, soviel ich weiss, niemals bestimmt ausgesprochen worden ist, so würden Sie mich sehr verpflichten, wenn Sie mich würdigten, es gelegentlich mich selbst einmal von Ihnen hören zu lassen. Alsdann erst würde sich über ein Mehr oder Weniger innerhalb jener Grenzen disputiren lassen. Denn davon glaube ich ganz fest überzeugt sein zu dürfen, dass Sie im Trimeter ein *decĕt nec,* oder ein zweisylbiges *filios* und was dergleichen mehr ist, nicht dulden." (April 1838.) Und was antwortete Hermann, welchen sein Genius in jenem canticum so weise den richtigen Weg geführt hatte, auf diese Interpellation? Ganz kleinlaut schreibt er (4. Juni 1838): „Dass Sie viele Licenzen, die ich noch gestattet habe, verwerfen, freut mich, und auf Ihre Frage, ob ich einen Unterschied unter den Canticis und dem Dialog mache, gestehe ich ganz offenherzig, dass ich in den Canticis und den Anapästen nur aus Desperation solche Licenzen zugelassen habe. Mein Gefühl hat sich stets dagegen gesträubt, und ich hege die Hoffnung, dass, wenn Ihre Codd. auch nur einige solcher Dinge beseitigen, wir weiter gehen können, und auch

den Anapästen und Canticis dieselbe Prosodie wie dem Dialog vindiciren müssen. Ohne Kühnheit wird das freilich nicht möglich sein: aber steht nur erst die Regel fest, dass dergleichen Licenzen nicht statt haben können, so folgt daraus, dass Plautus so nicht könne geschrieben haben, folglich dass er entweder, was eine Conjectur darbietet, oder doch etwas andres geschrieben haben müsse. Fahren Sie daher nur getrost in der begonnenen Strenge fort, die doch zum Ziele führen muss.“

Zu S. 242. Alexandrinische Bibliotheken. Lehrs an R. 13. Januar 1839: „Abgerechnet dass ein grosser Theil Ihrer Arbeiten meine Studien so nahe berührt, ist mir in allen Ihren Sachen vielleicht mehr als vielen andern ein Labsal bereitet, weil ich gegen einen grossen Theil jetziger philologischer Litteratur eine vielleicht krankhafte Aversion empfinde, und wenn solche Sachen kommen, mit Ihrer Klarheit des Zwecks und der Ausführung, baaren Gewinn bringend in dem grössten Theil der Resultate — doch was soll ich weiter ausführen —, so wird mir ordentlich wohl und gesund zu Muthe.“ Mehrere sachliche Bemerkungen aus dem langen inhaltreichen Schreiben sind von Ritschl in der zweiten Ausgabe seiner Abhandlung opusc. I 130. 160. 173 dankbar verwendet worden. Auf die Einwendungen über die den Homer betreffende Partie ist er nicht eingegangen. Abgesehen von Einzelnheiten sprach L. Bedenken aus gegen die von R. angenommene Bernhardysche Erklärung der Formel ἐξ ὑποβολῆς — nach untergelegtem Exemplar —, und gegen die Glaubwürdigkeit der Geschichten von Pisistrateischen und Solonischen Interpolationen. Vgl. *de Aristarchi studiis ed.* II p. 439—450, wo die ganze Nachricht von der Pisistrateischen Homerredaction stark in Zweifel gezogen wird. Bei Uebersendung des Büchleins hatte R. an Lehrs geschrieben (14. April 1838): „Gegen die concentrirte Bündigkeit Ihrer Untersuchungen sticht freilich die behagliche Breite des beiliegenden opusculi sehr ab; das liegt aber einmal in meiner Natur, und ich sehe nicht ein, warum nicht — innerhalb gewisser Grenzen — jede Natur ihr Recht haben und sich soll gehen lassen dürfen. Aber was von der Hauptsache selbst, dem Rettungsversuch der Pisistrateischen Homerredaction, zu halten, darüber möchte ich von keinem Menschen ein Wort lieber hören, als von Ihnen. Denn die Andren sind meist Partei und befangen; das letztere gilt auch von dem guten Nitzsch, der es sehr ehrlich meint, aber viel zu peinlich arbeitet, als dass er sich einer durch zehnjährigen Schweiss eroberten Meinung leicht entäussern könnte.“ Am 7. September 1839 schreibt er von Bonn aus: „Ich weiss es jetzt sehr wohl, und viel besser als alle Recensenten, beson-

ders der Hallische Eisenfresser, an welchen Schwächen mein homerisch-alexandrinisches Büchlein leidet, und wo es der Schuh drückt, auch ohne Nitzschs Bekämpfung; Gescheiteres hat aber doch niemand zur Ergänzung und Berichtigung gedruckt gesagt, als Sie geschrieben."

Zu S. 257. *Friderico Ritschelio Rhenanam cum Viadrina commutanti hoc grati animi monumentum posuerunt seminarii philologici socii. Adiecta est Rob. Engeri de responsionum apud Aristophanem ratione dissertatio. Vratisl. 1839.*

Die Praefatio lautet: *Relicturum Te esse, Friderice Ritscheli, hanc litterarum Universitatem ubi rumor urbem nostram pervolavit: quum permulti alii tum nos qui Seminarii philologici Te duce inde ab anno CIↃDCCCXXXIII. usque ad annum CIↃDCCCXXXIX. eramus sodales non potuimus non graviter commoveri. Ac Tibi commodius rem cessisse et maximo opere laetamur, et ex animo Tibi gratulamur: nobis incommodius cessit, qui tali orbemur praeceptore et duce et amico, quali vix paucis frui contingit. De eruditione atque doctrina tacemus: satis loquuntur publica quae posuisti monumenta. At aliud est ipsum esse doctum, aliud alios docere. Hoc est de quo egregie Tu praeter ceteros meritus es, quod non tantum doctrinae fontes aperuisti, sed etiam viam monstravisti, qua unusquisque ingredi debeat, singulorum indolem ac studia perspexisti, nitentes adiuvisti, verus denique extitisti studiorum moderator. Quid dicam de summa erga unumquemque liberalitate, comitate, facilitate, qua ita omnes excepisti, ut nisi doctiorem dimitteres neminem, omnes qui Te adiissent, egregie et consiliis et subsidiis adiuvarentur. Sed quid multa: Reverentiae et amoris hoc accipe signum, mutuae simul memoriae vinculum. Vale.*

Vratislaviae a. d. XVII Cal. April. CIↃDCCCXXXIX.

1. Guil. Schoenborn, *Conrect. schol. provinc. Crotocin.*
2. Jos. Spiller, *Collab. Gymn. Glivic.*
3. Theod. Lucas, *Collab. Gymn. Hirschberg.*
4. Dr. Jac. Prabucki, *Praec. sup. Gymn. Marian. Posnan.*
5. Dr. Rob. Enger, *Collab. Gymn. Matthiae. Vratisl.*
6. Ferd. Beissert, *Praec. Gymn. Glogav.*
7. Guil. Wolf, *Cand. phil.*
8. Aug. Stephan, *Praec. Gymn. Cielcens. Polon.*
9. Salom. Mende, *Collab. Gymn. Liegnic.*
10. Dr. Jul. Zastra, *Praec. Gymn. Matthiae. Vratisl.*
11. Guil. Passow, *Praec. Gymn. Meiningens.*
12. Dr. Pistoth. Tzschirner, *Praec. Gymn. Magdal. Vratisl.*
13. Ed. Glaeser, *Praec. Gymn. Frideric. Vratisl.*

14. Guil. Burghardt, *Cand. phil.*
15. Dr. Guil. Markscheffel, *Collab. Gymn. Magdal. Vratisl.*
16. Sim. Isaac, *Cand. phil.*
17. Jul. Fechner, *Praec. Gymn. Bromberg.*
18. Dr. Ant. Becker, *Cand. phil.*
19. Dr. Erdm. Kaemmerer, *Praec. Gymn. Olsn.*
20. Dr. Guil. Wagner, *priv. doc. in Univ. Vratisl.*
21. Ed. Roesinger, *Cand. phil.*
22. Dr. Jul. Schmidt, *Cand. phil.*
23. Dr. Jos. Szostakowski, *Cand. phil.*
24. Gum. Moessler, *Cand. phil.*
25. Henr. Wimmer, *Cand. phil.*
26. Jul. Haegele, *Stud. phil.*
27. Gust. Hartmann, *Stud. phil.*
28. Guil. Beisert, *Stud. phil.*
29. Laur. Mueller, *Stud. phil.*
30. Jul. Brix, *Stud. phil.*
31. Alb. Beinert, *Stud. phil.*
32. Jul. Gohlisch, *Stud. phil.*
33. Gust. Weigand, *Stud. phil.*
34. Ad. Tschepke, *Stud. phil.*

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ribbeck, Otto,

Friedrich Wilhelm Ritschl ein Beitrag zur Geschichte der Philologie

Bd.: 1

Leipzig 1879
Biogr. 3210 e-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11387160-9